P. O. Germ.
668t

Auswahl

aus den

Papieren eines Unbekannten.

Herausgegeben

von

Friedrich Jacobs.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Zweyter Band.

Des Frauenſpiegels zweyter Band.

Leipzig,
bey Carl Cnobloch.
1820.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seinem

vieljährigen herzlichengeliebten

Freunde

Friedrich Kries

zum Zeichen der Dankbarkeit

für

viele ihm und den Seinigen erwieſene Liebe

von

dem Herausgeber.

Inhalt.

Erinnerungen aus dem Leben der Pfarrin von Mainau . . . . Seite 1

Liebe am Hofe 213

Der Nahmenstag 413

Die abgewehrte Rache 459

Erinnerungen
aus
dem Leben der Pfarrin von Mainau.

Erſtes Buch.

Hörte der Menſch nur ſich ſelbſt, ſchaute er, das Aug' nicht mehr emporgerichtet, nur auf Lebendiges der Erde, wo bliebe die Unſchuld, wo das unabläſſige Beſtreben, rein zu ſeyn in jedem Wort, in jeder That?

Jacobi.

Da jetzt Schriftſtellerey ein ganz gewöhnliches Geſchäfte geworden iſt, und ſelbſt von meinem Geſchlechte immer mehrere mit der Feder hinter dem Ohr auf dem Schauplatze der Welt erſcheinen, ſo iſt mir auch der Gedanke in den Sinn gekommen, jetzt, da meine alten Hände bey gewöhnlicher Arbeit ſo leicht ermüden, die müſſigen Stunden dem Schreiben zu widmen. Nicht eben, daß ich auf einen Platz im gelehrten Deutſchland ausgehen, oder mich vor das Tribunal der Kunſtrichter ſtellen und um geneigtes Urtheil flehen wollte; ſo weit geht mein Ehrgeiz nicht, und weibliche Schüchternheit oder Stolz oder Eitelkeit gebietet mir, mich

mit meinem ſchriftſtelleriſchen Wirken auf das Frauengemach zu beſchränken, und die Spätlinge meiner Bequemlichkeit und meines Müſſiganges, ſtatt ſie wie ungerathene Kinder in die Welt zu ſtoßen, vielmehr unter Schloß und Riegel vor den Augen der Welt zu verbergen. Meine Vorhänge ſind zugezogen; die Thür iſt geſperrt; und wenn ich die Feder niedergelegt habe, reibe ich mir die Finger ſorgfältiger ab, damit keine Spur der Tinte meine Autorſchaft neugierigen Blicken verrathen möge. Doch iſt es bey dem allen keineswegs mein Wille — was ja thörigt wäre — mein Licht unter den Scheffel zu ſtellen, oder, was ich bey Tag gewebt, in der Nacht wieder aufzutrennen; dann wär' es beſſer, mit dem Finger in die Luft, oder höchſtens in Schnee zu ſchreiben; nein, mein Werk ſoll geleſen und wieder geleſen, ja, es ſoll bewundert und

geliebt werden; keiner meiner Leſer oder Leſerinnen ſoll es gleichgültig öffnen, oder ohne Wohlwollen gegen die Verfaſſerin weglegen. Allen ſoll es lieb und werth ſeyn. Und das ſind nicht etwa ſtolze Hoffnungen, Luftſchlöſſer der Eitelkeit und leere Träume, die mit der aufgehenden Sonne zerrinnen, ſondern Ausſprüche einer Ueberzeugung, die auf die Kenntniß meines Publicums gegründet iſt. Noch iſt dieſes Publicum klein, aber es wächſt mit jedem Tage bey, und vergrößert ſich, ſo Gott will, alljährlich; und wie ich mit der größten Zuverſicht weiß, daß mein Andenken in dem Herzen meiner Enkel nicht erſterben wird, ſo darf ich auch erwarten, daß meine Urenkel, die ich ſchon in langen fröhlichen Reihen vor mir ſehe, und nur gleich an mein Herz drücken möchte, auch nach ihrer Aeltermutter fragen und ſich freuen werden, daß ſie ihrer gedacht

und ſie geliebt hat, ehe ſie gebohren wa-
ren. Dieſem jungen, um mich her auf-
keimenden Geſchlechte, dieſen Lieblingen
meines Herzens, ſind dieſe Blätter gewid-
met. Könnte ich ihnen doch alle meine
Liebe und Zärtlichkeit einhauchen, damit
dieſe, wie ein unvergängliches Atom,
wenn ich ſelbſt lange ſchon Staub und
Aſche bin, meine künftigen Leſer und Le-
ſerinnen, von einem Geſchlechte zum an-
dern, daraus anwehen und die Blüthen
ihrer zarten Herzen aufhauchen möchte.
Meine äuſſern Güter werden, ſo wie ich
ſelbſt, ein Raub der Zeit; ſie verwandeln
ihre Geſtalt, oder gehen wenigſtens in
fremde Hände über; aber die frohe Liebe,
mit der ich die Meinigen umfaſſe, iſt ein
Eigenthum dieſer Theuern, das die Zeit ſo
wenig zerſtören, als das Grab ſie einſchlie-
ßen kann. Unter dem Schirm einer ſolchen
Liebe bin ich erwachſen; ſie iſt auf meine

Kinder übergegangen, und mit Freuden werde ich inne, daß ſie auch in dem Herzen der Kinder meiner Kinder Wurzel ſchlägt. Ich weiß alſo ganz gewiß, daß, ſo wie ich ſelbſt meine Blicke oft von dem jüngern, blühenden Geſchlecht zu denen wende, welche meine Jugend pflegten, und wie dieſes Zurückblicken auf die Toden meine Liebe zu den Lebenden nur noch mehr entflammt, ſo auch die Meinigen das Andenken an mich ſuchen und die ſichtbaren Zeichen deſſelben in Ehren halten werden. Dieſer Glaube iſt es vornehmlich, der mich antreibt, dieſe Blätter zu ſchreiben, und ſie mit den theuerſten Erinnerungen anzufüllen. Soll ich nicht wünſchen, dem, was in meinem Herzen lebt, auch auſſer mir Leben zu geben? das Andenken der verehrten Eltern, ſo gut ich es vermag, in beſtimmten Umriſſen bey den Meinigen zu erhalten? und auch nach meinem To-

de noch, ſo wie jetzt, mit den Meinigen zu ſprechen, ja ſelbſt mit denen, die ich noch nicht kenne, die ich mir aber den theuern Lieblingen, welche mich jetzt umgeben, ähnlich bilde? Dieſer Gedanke hat etwas unausſprechlich reizendes für mich; ich fühle mich durch ihn verjüngt, und ich hoffe, daß dieſes Gefühl dem Werke, das ich ſo eben beginne, nicht nachtheilig ſeyn ſoll.

Uebrigens glaube ich, bey dieſer meiner Beſchränkung auf ein Publicum, deſſen Aeltermutter ich bin, nicht nöthig zu haben, mir einen großen Zwang aufzulegen; vielmehr werde ich mich des Vorrechtes meiner Jahre bedienen, und mit Bequemlichkeit ſprechen. Ich werde Euch Erinnerungen aus der einfachen Geſchichte meines Lebens geben, dieſe aber ſo oft unterbrechen, als es mir beliebt, und, wenn mich der gerade Pfad ermüdet, bald

hier bald dorthin ausbeugen, wo mich eine anmuthige ſchattige Stelle zum Ausruhen einladet. Ein wenig Redſeligkeit muß dem Alter ſchon nachgeſehen werden. Die Zeit rückt nur allzu ſchnell heran, wo ſich unſer Mund auf immer verſchließt; warum ſollen wir nicht von der ſo erfreulichen Gabe der Rede einen fleißigen Gebrauch machen, ſo lange es uns noch verſtattet iſt? Ich laſſe mich daher gern und ſorglos gehen, ſo lange man mir zuhört; und ich drücke jetzt in Gedanken meiner Henriette die Hand für die Gefälligkeit, mit der ſie meiner Rede ihr Ohr leiht und mich unvermerkt auf dieſes oder jenes beliebte Thema bringt. Dieſes Opfer iſt mehr werth, als die Jugend gewöhnlich glauben mag. Giebt es wohl etwas öderes und traurigeres, als die Einſamkeit eines Greiſes, zu dem niemand hinrückt, die Geſchichten ſeiner Ju-

gend zu hören? Für ihn hat die Zeit des langen unwillkührlichen Schweigens ſchon dieſſeits des Grabes angefangen; ſein Geiſt verdüſtert ſich früher, weil ihm die erheiternde Mittheilung gebricht; und da kein lebendiges Wort das friſche Bild der Gegenwart in ihm erweckt; ſo ſieht er, in ſich ſelbſt verſunken, wie im Nebel nur dämmernde Geſtalten ſchwimmen. So iſt ſchon ſein Lehnſtuhl ein Sarg für ihn, und ſein verlaſſenes Zimmer ein Grab, in dem er ſich ſterben ſieht. Darum hat mich unter allen Beweiſen der Liebe, die mir meine Kinder gegeben haben, keiner mehr gerührt, als ihr Bemühen, die Erinnerungen früherer Zeit in meiner Seele lebendig zu erhalten, indem ſie mir gern zuzuhören ſchienen; vielleicht weil ich hierin eine Entäuſſerung der jugendlichen Selbſtſucht ſah, deren Beſiegung noch mehr verlangt, als bloßes Pflichtge-

fühl, die eine groſse und lebendige Liebe fordert.

* *
*

Worin liegt wohl der Zauber, der uns alle ſo unwiderſtehlich in die Geſchichte unſerer Jugend zieht? Gewiſs ſind es nicht immer die Erinnerungen an die dem Alter verſiegten Quellen mannichfaltiger Genüſſe; noch weniger der Reiz der Eitelkeit, der uns zur Betrachtung unſerer frühern, nun abgewelkten Blüthe lockt. Wie Viele, die ihr Alter nicht gegen ihre Jugend vertauſchen möchten, träumen ſich doch mit Luſt in ihre Kindheit hinein, und ſuchen in den kleinſten Erinnerungen gleichſam die Reliquien jener heiligen Zeit zuſammen. In dieſem Beyworte, das ich eben der Kindheit gegeben, liegt wohl der Aufſchluſs. Wie uns überhaupt der Anblick der kindlichen

Natur rührt, in welcher wir ein heiliges Geheimniß des Lebens ſehen, ſo wenden wir uns mit erhöhter Theilnahme der eignen Kindheit zu, und betrachten gern jedes Blatt der zuſammengedrängten Knospe, von ſeinem erſten Anfange durch alle Fortgänge ſeines Entfaltens, bis es, von Sonnenſchein und milden Lüften gelockt, die ſchützenden Hüllen durchbricht, alle ſeine Farben zur Schau legt, und nach kurzer Freude verwelkt. Und wie wir uns auch im Traume ſelbſt beſchauen, als ob wir ein fremdes Weſen wären, und doch immer das Gefühl unſrer eignen Perſönlichkeit das Räthſel durchbricht, und darin etwas wunderbar Anziehendes liegt; ſo betrachten wir auch unſre Jugend in jener Nebelferne mit dem ſich durchkreuzenden Gefühle des Fremden und doch uns Angehörigen. Eine fromme und frohe Jugend aber hat noch einen eigenthümli-

chen Reiz. Wie wir alle ein geheimes Sehnen nach dem verlohrnen Paradieſe der Menſchheit fühlen, und dieſes immer heftiger wird, je mehr wir ihre Ausartung inne werden, ſo verſenken wir uns gern in den glücklichen Wahn unſrer Kindheit, wo das Leben, noch von dem Schleyer goldner Morgennebel bedeckt, unter der duftigen, wogenden, geheimnißvollen Hülle eine Welt von Schönheit und Güte, von Tugend und Frömmigkeit zu enthalten ſchien. Je beſſer ſich aber ein Herz in ſeiner Jugend bewahrt hat, deſto feſter wird es an dieſem Glauben hängen; wer ihn immer erhalten könnte, würde immer kindlich glücklich ſeyn. Dieß iſt nur Wenigen beſchieden; die Andern müſſen ſich mit der Erinnerung tröſten. Ich erfuhr freylich bald genug, daß die Welt nicht ſo war, wie ich ſie hinter jener Nebelhülle geträumt und

gewünſcht hatte: aber ich gewann dagegen, durch die häuslichen Verhältniſſe, in die mich Gott geſetzt hatte, ſehr bald die Ueberzeugung, daß ſich jeder mit gutem und kräftigem Willen, wenn er Gott zu Hülfe nimmt, recht anmuthige Plätze in dieſem Thale der Prüfung anbauen könne. Dieſe Ueberzeugung iſt die Grundlage meines Lebens geworden. Ich habe mich wohl dabey befunden; und wie oft auch die Gegenwart meinen Wünſchen feindlich entgegen getreten iſt, ſo iſt doch dadurch der Glaube an die Unzerſtörbarkeit des innern Glücks, das wir uns ſelbſt, oder eigentlicher zu reden, welches Gott uns zum Lohn eines frommen Willens gibt, nie erſchüttert, ſondern vielmehr verſtärkt worden. Die Zufriedenheit, die mir dieſer Glaube gegeben hat, iſt auch der Welt bey mir zu ſtatten gekommen. Die Dinge außer uns nehmen immer viel

von der Farbe unſres Gemüthes an, und da die Meinige heiter war, ſo erſchien mir auch die Welt ſo, und ich überredete mich gern, daß das Böſe in ihr nur Ausnahme ſey. Dieſe Ausnahmen aber ſuchte ich, ſo viel als möglich, von mir und den Meinigen abzuwehren, ertrug das Unvermeidliche mit Geduld, und vergaß es ſo geſchwind, als ich konnte.

Jene Heiterkeit mag wohl zum Theil eine Gabe der Natur und ein Erbe von meinen Eltern ſeyn; aber ich bin mir ſehr wohl bewußt, daß jene Anlage noch durch etwas Anderes, von ihr Verſchiedenes genährt und befeſtigt worden iſt. Dieſes Andere iſt der Glaube an die väterliche Regierung der Welt. Zwar könnte ich auch dieſen Glauben ein Erbe nennen, das ich von meinen Eltern empfing; denn ſo weit ich in meine Kindheit zurück denken mag, ſo find ich ihn in mir, ohne

daß ich zu ſagen wüßte, auf welche Weiſe er erzeugt worden ſey. Der Unterricht, den ich erhielt, hat nur in beſtimmtere Worte gefaßt, was ſchon in meiner Seele lag; aber er hat mir keine größere Gewißheit gegeben, als ich ſchon hatte. Solchen wörtlichen Unterricht erhalten wohl die meiſten Kinder chriſtlicher Eltern, und doch fehlt dem Glauben der meiſten das innere Leben, und die heitere Gewißheit bleibt aus, welche die Frucht des Glaubens ſeyn ſoll. Man kann ihnen nicht abſtreiten, das gelernt zu haben, was zum Glauben gehört; aber ſie beſitzen es nicht. Sie können es weglegen, wie ſie ihren Katechismus nach geendigten Schuljahren weglegen, ohne daß ſie etwas dadurch verliehren; denn man verliehrt nur das, was man hat, nicht das, wovon man nur den Titel beſitzt und die Ueberſchrift. Von einem ſolchen Titular-Glau-

ben hielt mein Vater nichts. Der rechte Glaube, pflegte er zu ſagen, muß der Kern und Mittelpunkt des ganzen Menſchen ſeyn; und wie ſich aus dem Saamenkorn, das in die Tiefe der Erde gelegt iſt, der Baum mit Stamm, Aeſten und Blättern ausbreitet, und durch ſeinen fröhlichen Wuchs immer noch die Kraft des Kerns, aus dem er erwachſen iſt, verkündigt, ſo muß ſich auch in allem Thun und Reden des glaubigen Menſchen, ohne daß er es weiß und daran denkt, der Glaube, von dem er durchdrungen iſt, kund geben. So habe es Chriſtus gemeint, wenn er ſagt: an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Ohne einen ſolchen, den ganzen Menſchen durchdringenden Glauben, ſetzte mein Vater hinzu, ſey weder ein frommes Leben, noch eine rechte Ergebung in den göttlichen Willen möglich; und doch liege in der Zuſam-

menſtimmung des menſchlichen Willens mit dem göttlichen einzig und allein das Geheimniß der chriſtlichen Freyheit und unſrer Erlöſung. Dem Geſetze gehorche auch der Knecht, weil er müſſe; wir aber wären freye Glieder Chriſti durch die Liebe unſers ewigen Vaters. Was iſt denn aber die Liebe, als eben das Einigſeyn, die freye und freudige Uebereinſtimmung mit dem Willen deſſen, den man liebt? Und iſt wohl Liebe ohne Glauben in irgend einem Verhältniſſe möglich?

Je mehr ich dieſe Worte meines Vaters bedenke, und je mehr ich ſie mit ſeinem ganzen Weſen und Thun vergleiche, das auch, nur nach weiblicher Art, das Thun und Weſen meiner Mutter war, deſto mehr überzeuge ich mich, daß ich jenen Glauben, der die unverſiegliche Quelle meiner Heiterkeit iſt, an der Bruſt mei-

ner Mutter eingeſogen, und durch das Zuſammenſeyn mit meinen guten und frommen Eltern unbewußt in mir genährt und groß gezogen habe. Ihre Liebe war das erſte, was ich erfuhr; dieſer Liebe war ich wie meines Daſeyns gewiß; ich glaubte an ſie, eh ich etwas anders denken oder begreifen konnte; und als ich auf eine unſichtbare, ewige Quelle aller Liebe gewieſen wurde, trat das, was in meinem Innern lag, nur, wie eine umſchloſſene Blüthe, aus der Hülle an's Licht. Gott und Liebe klangen mir immer wie gleichbedeutend; das Eine führte zu dem Andern; in beyden lag mir eine innige Heiligkeit. Ich erinnere mich, da ich als ein kleines Kind der Beſchäftigung eines Vogel Paars mit ihren Jungen zugeſehen hatte, ich zu meiner Mutter ſagte, dieſe Vögelchen hätten Gott gewiß recht lieb, und ſelig würden ſie ſicher

auch. — Von der Möglichkeit einer ſtrafbaren Liebe hatte ich keinen Begriff.

* *
*

Nie kann ich an meine Kinderjahre zurück denken, ohne mich in dem engen Stübchen zu ſehen, wo wir, wie in einem Paradieſe der Zufriedenheit, Winter und Sommer zuſammenlebten. Das Haus, welches wir bewohnten, war eben das, worinne auch mein Vater gebohren war; in derſelben Stube war auch er unter den Augen ſeiner Eltern aufgewachſen; und hier ſtellte ſich ihm, wie er ſagte, ſeine ganze Jugend wie in einer camera obscura dar, und auf dem dunkeln Grunde trüber Erinnerungen meiſt recht glänzend und ſonnig. Die Straße, in welcher das Häuschen lag, war eng; vom Himmel war wenig zu ſehen; aber nach dem Hofe hinaus war ein ofner Gang, den die

Sonne beleuchtete. Hier hatte er die meiſten Sonnentage ſeiner Jugend zugebracht; hier hatte er Blumen in Scherben gezogen; hier hatte er geleſen, gelernt, gearbeitet, phantaſirt; hier hatte er ſeiner Mutter, die ihm bisweilen Geſellſchaft leiſtete, vorgepredigt. Dieſer offne Gang war auch noch im ſpäten Alter ſein liebſter Aufenthalt. Zu ihm trug er ſeinen Seſſel, wenn er recht ſeelenvergnügt ſeyn wollte; hier erzählte er uns am liebſten die Geſchichte ſeiner Jugend, und zeigte uns die Blumen, die er als Knabe aus dem Saamen gezogen und immer vervollkommnet hatte. Es iſt unglaublich, mit welcher Sorgfalt er dieſe Urenkel ſeiner Kindergärten pflegte, und welche Freude er hatte, wenn ſie, nach überſtandenem Winter, im Frühling von neuem trieben. In dem letzten Jahre ſeines Lebens geſchah es, daß ihm ſeine

ganze Blumenflor durch Zufall erfror. Als er es bemerkte, war er erſt ſtill; dann ſagte er, ſein graues Haupt ſchüttelnd „ſie ſind vor mir heimgegangen; ich werde ſie auf meinem Wege finden.“ Er pflanzte keine neuen, und ehe der Mai kam, war er tod.

In einem der letzten Sommer, als er auch in dieſem tragbaren Paradieſe recht heiter war, ſagte er: „Man erzählt von den Königen der Perſer, daß ſie ihre Reſidenz nach der Jahreszeit verändert haben; auch der König von Frankreich zieht im Sommer auf irgend ein Luſtſchloß, wo es oft traurig genug ſeyn ſoll. Ich möchte wiſſen, ob ich es nicht eben ſo gut habe, und beſſer? Ich genieße die Freuden eines ſolchen Umzugs nicht etwa Einmal im Jahr, ſondern, wenn ich will, alle Tage, und ohne die geringſte Beſchwer-

lichkeit. Niemand hat dabey eine Laſt, und mein ganzes Volk zieht mit und umgibt meinen Thron. Was ich hier ſehe, iſt mein, und in meinem ganzen Reiche iſt der tiefſte Friede und allgemeine Zufriedenheit; es müßte denn ſeyn, daß meine gute alte Sabine nicht mit mir zufrieden wäre“ — er reichte dabei meiner Mutter die Hand — „aber die hat ja auch dieſe fünf und vierzig Jahre her keinen andern Willen gehabt als den Meinigen. — Nun, das iſt mehr, als ſich irgend ein König rühmen kann; mehr als einer ſchaffen kann, wenn er auch alle Güter ſeines Reichs und allen Schweiß ſeiner Unterthanen aufbieten wollte. Es gehört doch nicht viel dazu, um ſo ſeelenvergnügt zu ſeyn — oder auch,“ ſetzte er nach einer kurzen Pauſe hinzu — „vielleicht recht viel; denn es iſt doch nur eine Gabe Gottes, die nicht jedem verliehen

iſt. Mein guter ſeliger Vater hatte ſie nicht empfangen.“

* * *

Mein Vater gehörte zu den Menſchen, die das Glück innerer Ordnung und Klarheit mühſam errungen haben, und ſein feſtes, unerſchütterliches Weſen, ſo wie eine gewiſſe Sprödigkeit, die ihm noch bey minder bedeutenden Dingen übrig geblieben war, zeugte von dem Kampfe, durch den er die feindſeligen Elemente ſeines Daſeyns überwunden hatte. Der größte Theil ſeiner Kindheit war ihm düſter gewesen, wie die Stube, in die er eingeſperrt war, meiſt um Erbauungsbücher vorzuleſen oder vorleſen zu hören, welche die Welt als ein Jammerthal, die Menſchen als Kinder des Satans, und jeden Genuß als eine Lockung der Hölle darſtellten. Sein Vater, ein ſtrenger, oft har-

ter Mann, war mit dem traurigen Glauben erfüllt, daß, wer Gott gefallen wolle, nicht aufhören dürfe, ſeine Seligkeit mit Furcht und Zittern zu ſchaffen; und in dieſem Sinne verbot er ſich und andern die unſchuldigſten Freuden, weil ſie der Selbſtvernichtung entgegen waren, in die er die Vollkommenheit eines frommen und gottſeligen Lebens ſetzte. Die Mutter war von ſanftem und mildem Weſen, aber ihrem Manne gänzlich unterworfen, zu deſſen religiöſen Anſichten ſie ſich auch, doch, ohne es zu wiſſen, mehr mit dem Munde, als mit Herzen bekannte. Von mehrern Kindern war ihr nur Ein Knabe geblieben. Auf dieſen trug ſie alle Liebe eines mütterlichen Herzens über, aber ihr Mann durfte nicht wiſſen, wie ſehr ihr Herz an dem Kinde hing. Wie ſehr ſie indeß ihr Gefühl zurückhalten, und welche Gewalt ſie ſich anthun mochte, ſo fühl-

te der Knabe doch die verheimlichte Liebe der Mutter in ſeinem eigenen Herzen, und hielt ſich zu ihr, ſo oft er durfte. „Auch wenn mich meine Mutter mit Worten ſtrafte,“ ſagte mein Vater bisweilen, wenn er von ſeiner Erziehung ſprach, „und ich weinen mußte, fühlte ich ihr Gemüth doch auch in ihrem Zorne; es war mir immer, als ob ich durch Gewölk den blauen Himmel ſähe, und den milden Abendſtern ihrer Liebe daran. Wenn ſie aber freundlich mit mir ſprach, mußte ich immer an den Frühling denken, den ich damals nur aus dem Grünwerden der Linden um die Kirche her und aus dem Aufblühen der Primeln vor unſerm Fenſter kannte, und darum noch viel herrlicher dachte, als er wirklich iſt.“

Das mochte ſo bis zum funfzehnten Jahre gedauert haben, in welcher Zeit er nur den Unterricht ſeines Vaters genoß.

Jetzt wurde er endlich in die öffentliche Schule geſchickt, und hier fing ein neues Leben für ihn an, obgleich die Strenge der häuslichen Clauſur und Aſcetik in allem Uebrigen nach wie vor fortging. Die Schulſtube mit ihren zwölf oder funfzehn Inſaſſen war ihm jetzt eine Welt, die er anfänglich kaum mit ſcheuen Blicken zu muſtern wagte; und ſchwerlich hat je ein Kaiſer oder König in aller ſeiner Herrlichkeit mehr Ehrfurcht eingeflößt, als der Rector meinem Vater, wenn er auf ſeiner Lehrkanzel ſaß. „Er werde nie vergeſſen," ſagte er oft, „wie ihm in den erſten Tagen zu Muthe geweſen, wenn der freundliche und ehrwürdige Mann ſeine Blicke beym Lehren beſonders auf ihn gerichtet, oder ihn gefragt, und ſeine Antworten gebilligt oder liebreich berichtigt habe. Damals habe er zuerſt erfahren, wie die Perſönlichkeit eines Lehrers auf das

Gemüth wirke, und wie auch Lehren ein Erziehen werde, wenn der ganze Mann mit Kopf und Herzen beym Lehren ſey.“ — Auch das war ihm unvergeßlich, wie am Schluſſe des erſten Schuljahres der Rector mit den Probearbeiten das Catheder beſtiegen, und ihm das Herz voll Erwartung geklopft habe. Das ſey noch heftiger geworden, als die Reihe an ſeine Arbeit gekommen; ja er ſey erblaßt und habe kaum zu athmen gewagt. Das Urtheil ſey günſtig ausgefallen, und der Rector habe ihn ſehr liebreich dazu angeſehen und nach der Schule zu ſich beſchieden. „Als ich mich zu ihm begab,“ fuhr mein Vater fort, „und an die halbgeöffnete Thür leiſe anklopfte, rief mir der gute Mann von Innen entgegen: Nur herein, Rudolph, nur herein; er iſt willkommen. Dann kam er auf mich zu, und ſagte: „Seine Arbeiten haben mir Freude ge-

macht; ich habe es ihm aber nicht ſo vor Allen ſagen mögen, damit es keine Mißgunſt bey den Uebrigen gibt. Er hat noch immer Viel zu lernen; aber, wenn er ſo fortfährt, kann er mit Gottes Hülfe mein beſter Schüler werden. Ich will ihm gern auch auſſer der Schule beförderlich ſeyn. Komm er bisweilen zu mir, und ſey er nicht ſchüchtern.“ Dieſe Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich. Noch kein fremder Menſch hatte ſo freundlich zu mir geſprochen oder ſo aufmunternd. Ich ergriff ſeine Hand, küßte ſie, und ließ heiße Thränen darauf fallen, die, ohne daß ich es wußte, meinen Augen entſtrömten. Ich kam wie trunken nach Hauſe und konnte kaum die Zeit erwarten, wo ich meiner Mutter Alles berichten könnte. Sie hörte es mit ſtiller Freude an und hatte es gewiß dem Vater wieder erzählt. Wenigſtens war er am fol-

genden Morgen viel freundlicher, als gewöhnlich, gegen mich; und als ich bey der Arbeit ſaß, fuhr er mir einigemal mit der Hand über den Kopf weg, was er ſonſt nie gethan hatte, und lobte die Reinlichkeit meiner Schrift. Das war ſeit mehrern Jahren das erſte Lob, das ich aus ſeinem Munde gehört hatte. So war mir auch dieſer Tag ein köſtliches Nachfeſt, und ich bildete mir in der That ein, es könne in der ganzen Stadt, ja auf der ganzen Welt, keinen glücklichern Menſchen geben, als mich."

Dieſe beyden Tage, erzählte mein Vater weiter, wären der Anfang einer neuen Epoche ſeines Lebens geworden. Die Luſt zum Lernen hätte ſein Gemüth wie eine Flamme ergriffen; die Liebe zu ſeinem Lehrer hätte ihm auch Liebe zu den Wiſſenſchaften eingeflößt und ihn mit einer ſolchen Freudigkeit erfüllt, daß ihm kein

Hinderniß mehr unüberwindlich geſchie-
nen. An Kämpfen hab' es dabey freylich
nicht gefehlt. Seinem Vater habe ſelbſt
das eifrige Studiren allzu weltlich geſchie-
nen; und er habe ihn nur durch den
pünctlichſten Gehorſam in allen andern
Dingen, durch die ſtrenge Regelmäßigkeit
ſeines Lebens, und vorzüglich durch die
Klugheit ſeiner Mutter einigermaaßen be-
ruhigen können. Aber innerlich zufrieden
war er nicht. Es ſey ihm überhaupt
nicht recht geweſen, daß ſein Sohn auf
dem Studiren beſtanden, indem ihn die
Mannichfaltigkeit der Verhältniſſe, in die
er dabey nothwendig gerathen müßte, und
vorzüglich die unvermeidliche Entfernung
von dem väterlichen Hauſe und ſeiner Auf-
ſicht, wo er ihn allein gegen die Fall-
ſtricke der Welt ſicher glaubte, unbeſchreib-
lich ängſtigte. Nach ſeinem Willen hätte
ſich mein Vater dem Rechnungsamte ge-

widmet, das er ſelbſt verwaltete, und mit dem er ihn deshalb vollkommen bekannt gemacht hatte. Die Vorſtellungen des Rectors, daß er doch ſeinen Sohn nicht in dem Berufe ſtören möchte, den ihm Gott durch ſeine Gaben und ſeinen Fleiß augenſcheinlich vorgeſchrieben habe, nöthigten ihm allmählig die Einwilligung ab, die er aber gern wieder zurückgenommen hätte, als mein Vater erklärte, daß er ſich dem geiſtlichen Stande widmen wolle. Der Gedanke an die große Verantwortung, welcher ein Seelſorger unterliege, verbunden mit der, wie es ihm ſchien, immer ſteigenden Ruchloſigkeit der Welt, die zu bekämpfen Lehren und Predigen viel zu ſchwache Mittel wären, ſetzte ihn in die größte Angſt, die kaum den Belehrungen des Rectors, ſoviel Gewicht er auch bey meinem Grosvater hatte, den Bitten der Mutter und dem feſten,

obgleich beſcheidenen Beharren meines Vaters wich.

*
* *

Die Erfahrungen, welche mein Vater während ſeiner Schuljahre an ſich gemacht hatte, begleiteten ihn ſein ganzes Leben hindurch, und waren die Quelle ſeines lebhaften Antheils an den Schulen, denen insbeſondere, welchen die Erziehung des Volkes anvertraut iſt. Er erklärte es für eines der ſchlimmſten Vorurtheile, das die Bequemlichkeit in Gang gebracht habe, daß die Schule nur eine Anſtalt zum Unterricht, die Erziehung aber lediglich den Eltern anheim zu geben ſey. Durch dieſen Grundſatz werde alle Religion aus den Schulen verbannt, und an ihre Stelle der Katechismus geſetzt, der für ſich nicht im geringſten beſſer ſey, als irgend ein anderes Buch, und erſt durch eine

gottesfürchtige Erziehung Werth bekom⸗ me. Behaupten zu wollen, daß dieſe in allen Häuſern von den Eltern gegeben werden könne, ſey unverſchämt; und bey der Ueberzeugung, daß dem nicht ſo ſey, ſie dennoch den Eltern zuſchieben wollen, ruchlos. Nach der Anſicht meines Vaters ſollte der Schullehrer der geiſtige Vater ſeiner Schüler ſeyn, und als ſolcher nicht weniger bemüht um ihr ſittliches Gedei⸗ hen im weiteſten Sinne, als der Gärtner um das Gedeihen ſeiner Blumen. Wie ſich dieſer um ſeine Zöglinge bemühe, nicht um des geringen Gewinnes willen, ſon⸗ dern weil ihm ihre Schönheit und fröhli⸗ che Entwickelung erfreue, ſo auch der Leh⸗ rer, dem nicht bloß der Kopf, ſondern auch das Gemüth ſeines Schülers anver⸗ traut ſey, und der den ganzen innern Menſchen entwickeln und bilden müſſe. Den Unterricht um Lohn nannte er eine

Taglöhner Arbeit, und erklärte ſie für die traurigſte von allen erdenkbaren Handthierungen, weil der Handwerker des todten Stoffes Herr ſey, der taglohnende Schulmeiſter aber widerſpenſtige Köpfe zu behandeln habe, die er nur durch Gewalt in Zaum halten könne. Dieſe Gewalt aber wäre eine Tyrannei, weil ſie nur um der Herrſchaft des Einen willen geübt werde, der hier zugleich Geſetzgeber und Partey, Richter und Executor ſey. Es wäre dann kein Wunder, wenn aus einem ſolchen Zuchthauſe der Willkühr die Knaben boshafter und trotziger, die Mädchen verſchlagener und heimtückiſcher herauskämen. Ein ſolches Amt ſey dann freylich ein Fluch und verdiene den Fluch; während daß der rechte Schullehrer der Segen ſeines Ortes wäre, und dem Pfarrer nicht im Geringſten an Würde und Wichtigkeit nachſtände. Die groſsen Laſten ſei-

nes Amtes könne nur das lebendige Bewußtſeyn von der Heiligkeit ſeines Berufs und fromme Liebe erleichtern; wo aber dieſe Wurzel geſchlagen, da finde ſich auch leicht der rechte Ernſt ein, der einen freudigen Gehorſam in die lernende Jugend bringe. Dieſer freudige Gehorſam ſey das eigentliche Ziel der Erziehung, und die Wurzel alles Guten. Er könne aber nur aus dem Vertrauen und dem Glauben an den Lehrer entſpringen, und zwar aus einem freyen und heitern Glauben. Dieß könne nur dann möglich ſeyn, wenn der Lehrer das Beyſpiel der Gewiſſenhaftigkeit, der Ordnung, der Frömmigkeit gebe, und ſein Geſchäft mit eben ſo viel Ernſt als Heiterkeit treibe. Da wachſe denn auch zugleich in der Jugend der Glaube an das Gute und Rechte mit, und befeſtige die Frömmigkeit, die ohne jenen ein hohler Klang ſey, ihrer Seits aber

wiederum den Glauben an das Gute und Rechte befeſtige und ihm eine höhere Richtung gebe. Wer an Gottes Vaterliebe, Heiligkeit und Gerechtigkeit glauben ſolle, der müſſe die Eigenſchaften, ſo weit es menſchliche Gebrechlichkeit erlaube, in den Menſchen dargeſtellt ſehen, und die Nachfolge Chriſti, in welchem ſie ſich am vollkommenſten geſpiegelt, beſtehe eben in dem heilbringenden Streben hiernach. So wie Mitgefühl, Mitfreude und Mitleid aus einer unbegreiflichen Einrichtung unſrer Natur hervorgehe, die uns zur Verähnlichung mit andern, ohne unſre Abſicht, bewege; ſo ſey auch eine ſolche Neigung in dem Gemüthe, ſich das Sittliche geehrter und geliebter Menſchen anzueignen. In der Jugend geſchähe dieß faſt ohne Bewußtſeyn, wodurch die Erziehung in der Schule durch die Perſönlichkeit des Lehrers noch wichtiger werde. Nächſt den

Eltern ſtehe der Lehrer der Jugend am nächſten; und da dieſer nur in ſeinem abgeſchloſſenen würdigen Geſchäft erſcheine, ſo ſey ſein Beyſpiel darum noch wirkſamer für die Grundlegung einer Ehrfurcht, die der eigentliche Boden für das Heilige ſey. Wer dieſes bedenke und die Verantwortung erwäge, die ein jeder auf ſich habe, der auf Menſchen zu wirken berufen ſey, der könne ſich unmöglich damit begnügen, den Schulkindern in den beſtimmten Stunden das Vorgeſchriebene einzulernen. Er werde vielmehr ſein Amt als einen Gottesdienſt betrachten, indem es ja wohl keinen würdigere Art gebe Gott zu dienen, als wenn man Menſchen zu Menſchen mache, den Keim des Guten in ihnen entwickle, und ſie dadurch zu Gott führe. Daraus folge aber, daß der Stand des Schullehrers, wenn auch nicht dem Range, doch der Bedeutung nach, einer

der allerwichtigſten im Staate, und ſeine Vernachläſſigung eine der ſchwerſten Sünden ſey, die ein Fürſt oder eine Regierung auf ſich laden könne. Es ſey auch wahnſinnig, das Dach zu ſchmücken, und den Grund zu vernachläßigen. Die äuſſere Ordnung könne in einem Volke freylich auch durch Zwang, Polizey und Soldaten erhalten werden; aber den Geiſt der Ordnung ſchaffe zuerſt die Erziehung in den Schulen, die nachher in demſelben Sinne in dem bürgerlichen Leben durch ſchickliche Einrichtungen, und auch wieder durch das Beyſpiel der Regierenden fortgeſetzt werden müſſe. Wie es wohl ein chriſtlicher Fürſt bey Gott verantworten wolle, wenn er dem ärmſten Theile ſeiner Unterthanen, die ja doch auch für ihn arbeiteten, nicht einmal durch eine gute Schulerziehung zu Hülfe käme, die ihnen allein zu menſchlicher und chriſtlicher

Freyheit verhelfen, und ihren nichts weniger als beneidenswerthen Zuſtand erträglich machen könne? Nichts ſey entſetzlicher, als der hochmüthige, recht eigentlich aus der Hölle ſtammende Wahn, der die unterſte Claſſe der menſchlichen Geſellſchaft allein verurtheilt, den Fluch der erſten Eltern zu tragen, und ihn deshalb zur traurigſten Unwiſſenheit verdammt, damit ſie nur ihre Bürde ohne Murren ertrügen. Er frage dieſe tyranniſchen Ausleger des göttlichen Willens, ob denn nicht auch der gemeinſte Taglöhner und Kothſaſſe das Ebenbild Gottes ſo gut an ſich trage als der Fürſt und der Edelmann? und ob er nicht alſo ein vollgültiges Recht auf die den Menſchen von Gott ohne Unterſchied offenbarten Güter habe? Wo die SchulErziehung vernachläßigt iſt, ſetzte mein Vater hinzu, da pflegt es auch mit dem Gottesdienſte ſchlecht zu ſtehen;

wenigſtens kann er nicht den Segen brin-gen, den er in wohl vorbereiteten Gemü-thern hat. So kann es denn geſchehen, daß durch gewiſſenloſe Verabſäumung des Wichtigſten ein ganzes Volk allmählig dem Guten entfremdet, und an den irdi-ſchen Genuß, das heißt, auf den Weg aller Verbrechen und Laſter gewieſen wird. Im beſten Falle gibt ein dem Genuſſe ge-widmetes Leben keine Befriedigung, und im Tode gewiß nichts weniger als Freu-digkeit und Ruhe.

Mein Vater ließ es bey dieſen Be-trachtungen nicht bewenden. Wo ſich nur Gelegenheit fand, ſprach er zum Beſten der Schulen, und veranlaßte unter ſeinen Mitbürgern manche, durch Geſchenke und Vermächtniſſe dürftige Anſtalten zu unter-ſtützen, und durch eignen guten Willen das zu ergänzen, was die Regierung man-gelhaft ließ. Mit großem Nachdruck und

oft mit Erfolg beſtritt er den Hochmuth der Vornehmen und Reichen, die ihre Kinder der öffentlichen Erziehung entzögen, und ſie dadurch des größten Vortheils beraubten, den die Jugend bringen könne, nemlich der Gelegenheit, den Menſchen an ſich kennen und ſchätzen zu lernen. In der Schule gelte natürlich jeder nach dem, was Gott ihm an innern Gaben verliehen habe, und was er ſelbſt aus ſich mache; und da könne es freylich oft geſchehen, daß der Bauerknabe den Junker, und der Sohn des Taglöhners den des Miniſters weit überträfe. Dieß zu erfahren ſey nützlich, und fördere die Selbſterkenntniß beſſer als ein Beichtſpiegel. Wem dieſes zu hart dünke, und wer in der Gleichheit der Schule die Anſprüche des Verdienſtes nicht dulden wolle, der müſſe auch auf den Himmel Verzicht leiſten, wo ſicher mancher Fürſt

den Bauer um ſeinen Platz werde benei-
den müſſen.

* *
*

Mein Vater ſchloß während ſeiner Schuljahre eine Verbindung, von der er zwar nur ſelten, aber nie ohne die tiefſte Rührung ſprach, und die ich hier nicht übergehen kann, da ſie, durch eine ungewöhnliche Verkettung der Umſtände, tief in ſein inneres Leben eingegriffen hat. Unter ſeinen Schulgenoſſen fand er Einen, der, ſobald er gewagt hatte, ſeine Blicke frey umher zu ſenden, ihn unter Allen am meiſten angezogen hatte. Ausgezeichnet als der Erſte ſeiner Claſſe, ſchien er auch durch ſeine Geſtalt dieſes Platzes werth. Ein hoher und edler Wuchs, ein reines Ebenmaaß der Züge, und ein angenehmer Ton der Stimme ließ ein harmoniſches Gemüth erwarten; aber in ſei-

nen dunkeln Augen, über denen ſich die ſchönſten Braunen wölbten, brannte ein ſtilles Feuer, und verrieth einen ſinnigen Geiſt und tiefes Gefühl. Dieſe äuſſern Anzeigen täuſchten nicht. Still und ernſt ergriff er immer mit ganzer Seele das, was er wollte, und raſtete nicht, bis er es ſich unterworfen hatte. Ausgezeichnet an Kenntniſſen, war er doch beſcheiden und ſanft, die Freude ſeiner Mutter, die im Wittbenſtande nur ihm lebte, und der Stolz des Rectors, der ihn wie ein Vater liebte. Dieſes alles zuſammen genommen erfüllte meinen Vater mit einer Art von Ehrfurcht gegen dieſen Mitſchüler, und er betrachtete ihn von den erſten Tagen an als das Muſter, nach welchem er ſich zu bilden hätte. Ihm ſich zu nähern oder ſeine Freundſchaft zu ſuchen, erlaubte ihm ſeine Schüchternheit nicht. So verging faſt ein Jahr, während dem es nur bey

einigen Verſuchen der Annäherung blieb, als mein Vater, bey der Verſetzung, der Nachbar deſſen wurde, den er bis jetzt nur von fern bewundert hatte. Die Freude über dieſes Ereigniß raubte ihm in den erſten Nächten den Schlaf. Immer ſah er den herrlichen Emmanuel vor und neben ſich, und immer ſann er, wie er nur ſeine Freundſchaft verdienen möchte. Nie hatte er noch ſein Inneres ſo ſtreng unterſucht; nie hatte er ſich ſo feſt und ernſtlich vorgenommen, raſtlos gegen ſeine Mängel zu kämpfen; denn nur ſo, meinte er, könne er ſich vielleicht der Freundſchaft ſeines Nachbars würdig machen. Sein Wunſch ging bald in Erfüllung. Der äuſſere Verkehr, welchen die Nähe herbeyführte, bildete in kurzer Friſt einen innern, der, ehe ſie es ſelbſt wußten, zur innigen Liebe wurde. Jeder mochte wohl in dem Andern finden, was er bedurfte

und ſuchte, obgleich mein Vater behauptete, der Gewinn ſey ganz auf ſeiner Seite geweſen. Durch den Verkehr mit ſeinem Emmanuel habe das Leben zuerſt für ihn eine heitere Geſtalt gewonnen; das düſtere Gewölk, das ſeine Seele umlagert gehalten, habe ſich gelößt, und das immer gleiche Gemüth ſeines Freundes habe auch in ihm eine Stille und Ruhe erzeugt, in welcher ſich ſeine Anſichten von Gott und der Welt verklärt, und die Beklommenheit gemindert hätte, die ihm durch die häusliche Erziehung, gegen ſeine Natur, aufgedrängt worden. „Jetzt erſt“, pflegte dann mein Vater zu ſagen, „war der Tag für mich angebrochen, und ich ſah das heitere Angeſicht der Erde wie einen Spiegel der göttlichen Herrlichkeit, ſtatt daß ſie ſich mir bisher nur wie ein wüſtes Chaos in Nacht und Nebel gehüllt dargeſtellt hatte. Auch dem ernſten,

ängſtlichen Vater that die Erſcheinung des heitern Jünglings wohl; er ſah es gern, wenn ich ihn mit brachte, und es gab Zeiten, wo er durch ihn mit der Welt ordentlich ausgeſöhnt ſchien. Die Mutter aber hatte ihm recht ihr Herz geſchenkt. Sie nannte ihn unſern Engel; denn ſo, meinte ſie, müßten die himmliſchen Boten geſtaltet ſeyn, wenn ſie in menſchlicher Geſtalt auf die Erde herabſtiegen."

So verfloß meinem Vater ein glückliches Jahr, und der Tag nahte, wo er die Schule mit der Univerſität vertauſchen ſollte. Beyde Freunde hatten nur Ein Ziel, Ein Studium, Einen Vorſatz. In Einer Stube wollten ſie leben und arbeiten; Alles wollten ſie gemeinſchaftlich thun, gemeinſchaftlich lernen, gemeinſchaftlich üben. Ihre ganze Seele war voll Glut und Begeiſtrung. So ward ihnen der Abſchied vom Hauſe

leicht. Der Segen ihrer Eltern und des hochverehrten Rectors folgte ihnen. Mit Thränen in den Augen entließ ſie der wackre Mann, und mit frommen Ermahnungen; und als ſie ſich abwendeten, um das Zimmer zu verlaſſen, ſagte er für ſich mit bewegter Stimme ihnen nach: „David und Jonathan, Oreſt und Pylades.“

Ein heiterer Maitag begünſtigte den Anfang ihrer Reiſe. Mit dem Bündel auf dem Rücken, das ihr weniges Eigenthum enthielt, den Wanderſtab in der Hand und einer Bibel in der Taſche, ſchritten ſie munter vorwärts. Der Weg flog unter ihren Füßen zurück. Sie fühlten keine Ermüdung. Ihr Ziel war Halle, wohin ſie der Ruf des frommen Franken zog. Es war ihre erſte Reiſe. Noch nie hatten ſie die Welt ſo weit und groß geſehen, nie eine ſolche Freiheit genoſſen.

Der Himmel ſchien ihnen blauer, die Sonne glänzender, Feld und Bäume ſchöner und friſcher, als in den Umgebungen der Heimath. Alles gefiel ihnen, Alles entzückte ſie, und immer rief und lockte ſie der nächſte Gegenſtand noch freundlicher an. Nirgend kehrten ſie, ſo lang es Tag war, ein; unter freyem Himmel deckten ſie ihren Tiſch, in dem Schatten der Bäume, an dem Rande einer Quelle, bey dem Concerte der Vögel um ſie her und dem Zirpen der Grillen.

So kamen ſie nach drey Tagen zum Ziel ihrer Reiſe, kehrten im Wirthshauſe ein, und fanden am andern Morgen ſchon eine Wohnung nach ihrem Wunſch. Gegen Mittag waren ſie vollkommen eingerichtet, und Alles in dem kleinen Stübchen an ſeinen Platz geſtellt. Mein Vater war königlich vergnügt. Eine Wohnung, die er ſein eigen nennen konnte,

mit der Ausſicht in's Grüne; Sonne und Heiterkeit vor ſich, und den Freund ſeiner Seele an dem benachbarten Tiſche, nur durch die Breite eines Stuhls getrennt, das war mehr, als er je mit ſeinen kühnſten Wünſchen erſchwungen hatte. Damals ſchrieb er an ſeine Eltern: „Ich habe Gott nur Dank- und Jubel-Gebete zu bringen für alles Gute, das er mir hier bereitet hat, und das ich mit jedem Tage beſſer erkenne, jemehr ich es zu benutzen bemüht bin. Könntet Ihr, theuere Eltern, nur hier ſeyn und ſehen, wie unvergleichlich ich eingerichtet bin. Es iſt ein wahres Paradies. Ehe die Sonne aufgeht, weckt mich der Geſang der Vögel von den Zweigen, die vor meinem Fenſter blühen, und kaum hab' ich das Bett verlaſſen, ſo ſpielen ſchon die Strahlen der Sonne an der entgegengeſetzten Wand, ſo daß wir das Fenſter mit

dem Tuche verhängen müſſen, worein die liebe Mutter meine Wäſche geſchlagen hatte. Auch wünſchte ich Euch, daß Ihr Herrn Franckens Waiſenhaus und alle ſeine von Gott ſo wunderbar geſegneten Anſtalten ſehen könntet. Ihr könnt es Euch gar nicht ſo groß und herrlich denken, als es wirklich iſt, und wie viele hülfloſe Kinder und andre Menſchen hier nicht nur des Leibes Nahrung und Nothdurft, ſondern auch Unterricht und Anweiſung zu allen nützlichen Dingen erhalten. Als ich das Alles zum Erſtenmal ſah, was Herr Francke als ein armer Pfarrer, ohne irdiſche Mittel, nur durch Glauben und Vertrauen zu Stande gebracht, und hörte, wie Gott dieſes große und fromme Werk durch gute Menſchen geſegnet hat und noch ſegnet, hätte ich auf meine Knie fallen mögen, und ich konnte lang nicht ſprechen vor Thränen

und freudiger Wehmuth. Wir haben auch Herrn Francke beſucht, Emmanuel und ich, und ob er gleich ein ſo groſser Mann iſt, hat er uns doch ſehr gütig und freundlich aufgenommen. Er fragte auch nach unſerm Oberpfarrer, der doch gegen ihn geſchrieben hat, und er ſchien gar nicht auf ihn erzürnt zu ſeyn. Seine Predigten ſind uns eine groſse Erquickung."

Anderthalb Jahre mochte dieſes Glück gedauert haben, als Emmanuel vom Hauſe die Nachricht erhielt, ſeine Mutter ſey krank und fühle die Annäherung ihrer letzten Stunde. Sie hatte keinen Wunſch mehr in der Welt, als noch Einmal ihren Emmanuel zu ſehen, und ließ ihn deshalb bitten, nach Empfang dieſes Briefes unverzüglich zu ihr zu eilen. Die mütterliche Bitte wurde auf der Stelle erfüllt. Mit ſchwerem Herzen trennten ſich die beyden Freunde, und mit tiefer Betrüb-

niß, die ſie auf die traurige Veranlaſſung der Reiſe ſchrieben. Wie untröſtlich würden ſie erſt geweſen ſeyn, hätten ſie ahnden können, daß dieſe erſte Trennung auch ihre letzte ſeyn ſollte.

Die Hinreiſe zwar ging ohne Anſtoß von Statten. Emmanuel fand ſeine Mutter noch am Leben; ſie ſchien ihren Heimgang nur aufgeſchoben zu haben, um ihrem Sohne noch Einmal für ſeine kindliche Liebe zu danken und ihn zu ſegnen; denn kaum hatte ſie die letzten Worte geſprochen, als ſie verſchied. Emmanuel ſchrieb Alles an ſeinen Freund, und meldete ihm den Tag ſeines wahrſcheinlichen Eintreffens. Und ſobald er ſeiner Mutter die letzte Pflicht erwieſen hatte, machte er ſich wieder auf den Weg und eilte nach Halle zurück.

Der beſtimmte Tag kam und verging; auch der nächſte verging, und Emmanuel

traf nicht ein. Täglich ging mein Vater auf die Landſtraße hinaus und harrte des Freundes; aber täglich kehrte er einſam und traurig zurück. Er ſchrieb nach Hauſe um Nachricht. Aber wie groß war ſeine Beſtürzung, als die Antwort kam, Emmanuel ſey am beſtimmten Tage bey guter Geſundheit abgereiſt; ſein Außenbleiben ſey unbegreiflich.

Mein Vater ſah in dieſer beängſtigenden Nachricht die traurige Beſtätigung einer Beſorgniß, die ſich ſeiner ſchon ſeit einigen Tagen bemächtigt hatte, daß preußiſche Werber, welche damals in mannichfaltiger Verkleidung großen und ſchönen Leuten auflauerten, ſeinen Freund mit Liſt und Gewalt entführt haben möchten. So war es auch. Nach wenigen angſtvollen Tagen erhielt mein Vater eine Bothſchaft, die ſein Freund verſtohlner Weiſe einem Bauern aufgetragen hatte. Dieſe

Gewisheit, ſo ſchmerzlich ſie an ſich war, hatte doch etwas Beruhigendes; es konnte doch eine Hofnung daran geknüpft werden. Die Heftigkeit des Wunſches gab auch der Hofnung Kraft. Daß dieſe unerfüllt bliebe, ſchien meinem Vater unmöglich.

Die Werber hatten, der Ausſage des Boten nach, den Weg nach Magdeburg eingeſchlagen. Mein Vater beſann ſich nicht lange, und nur Rath von ſeinem Herzen nehmend, eilte er mit aller ſeiner Baarſchaft und ſeiner Matrikel in der Taſche nach Magdeburg. Sein erſter Gang war zu dem Commandanten der Feſtung. Er hatte ſich eine Anrede ausgedacht; aber der rauhe Ton, mit der ihn der Mann beym Eintritte nach ſeinem Begehren fragte, zerſtörte ſeinen Plan. Er trug ihm alſo mit Beſcheidenheit in mög-

lichſter Kürze die Urſache ſeines Beſuches vor, und bat ihn zur Rettung ſeines Freundes mitzuwirken. So unſchuldig war er, daß er glaubte, es bedürfe nur der einfachen Mittheilung einer ſo ſchändlichen Gewaltthat, um das Herz jedes rechtlichen Mannes, und eines bejahrten Feldherrn auf ſeine Seite zu bringen. So war es leider nicht. Ohne Theilnahme und ungerührt antwortete der Edelmann mit dem vorigen rauhen Tone, es liefen täglich Taugenichtſe den Werbern in die Hände, die, wenn ſie ausgeſchlafen hätten, wieder frey gemacht ſeyn wollten. Mein Vater bemühte ſich, ihm das Unſtatthafte der Annahme in dieſem Falle zu zeigen, und ward dringend; der Commandant aber brach die ganze Unterhandlung mit den Worten ab: „er habe keine Zeit ſein Lamentiren anzuhören; es wären auch überhaupt keine Recruten ange-

kommen. Jener würde wohl nach Potsdam zur Garde gebracht worden ſeyn.“

Unbeſchreiblich niedergeſchlagen, aber doch noch nicht aller Hofnung beraubt, trat mein Vater noch an dem nemlichen Tage die Reiſe nach Potsdam an. Drey Tage lag ſetzte er hier ſeine Nachforſchungen bey allen Regimentern fort, erhielt aber nichts als ſchnöde, oft höhnende Antworten, ohne auch nur über das Schickſal ſeines Freundes etwas Beſtimmtes erfahren zu können. Die Lebhaftigkeit, mit der er ſeine Nachforſchungen betrieb, erregte endlich Aufmerkſamkeit; am dritten Abend erhielt er Befehl unverzüglich die Stadt zu verlaſſen, und dieſer Befehl war mit Drohungen verbunden, gegen die keine Vorſtellung Statt fand. So ging denn mein armer Vater, noch tiefer gebeugt und noch ärmer an Hofnung, zu Potsdam hinaus, um, was ihm bey den

Generalen nicht gelungen war, in Berlin bey dem Könige ſelbſt zu verſuchen.

Einem Jünglinge, der die Welt nur aus dem Plutarch kannte, und ſich einbildete, daß die Geſetze der Gerechtigkeit in jeder Bruſt mit ſo heller und deutlicher Schrift geſchrieben ſeyn müßten, wie in der ſeinigen, war es wohl zu verzeihen, wenn er ſich mit dem Wahne zu tröſten ſuchte, daß er durch ein ganz eigenes Misgeſchick nur an die wenigen herzloſen Menſchen des preußiſchen Heeres gekommen ſeyn möchte. Auf dem Throne aber und in der Nähe des Thrones müſſe Gerechtigkeit und Milde wohnen, und er habe ſich ſelbſt anzuklagen, daß er ſo blindlings und unüberlegt immer nur auf das nächſte Ziel losgegangen ſey, ſtatt ſich ſogleich an den zu wenden, der, als Stellvertreter Gottes und ſein Ebenbild, jeder Ungerechtigkeit im Lande, ſo bald ſie ihm

zu Ohren kāme, ſteuern müſſe. Dieſer Gedanke richtete ihn auf. Er bedachte, was er zu thun habe; entwarf in Gedanken ſeine Bittſchrift, und nachdem es ihm damit, wie er meinte, nach Wunſch gelungen war, zweifelte er gar nicht, vielleicht ſchon am nächſten Tage mit einem Cabinetsbefehl in der Hand der Garniſon zuzueilen, die ihm ſeinen Emmanuel vorenthielt, und dann an ſeiner Seite nach Halle zurückkehrend, das vorige innige Leben, und nach dieſer ſchmerzlichen Unterbrechung noch inniger fortzuſetzen. Dieſe heitern Hofnungen beflügelten ſeine Schritte, und bald ſtill in ſich hinein betend, bald laut mit ſich ſprechend, kam er vor Sonnenuntergang in der Hauptſtadt an.

Ermüdet wie er war, kehrte er ſogleich in dem erſten unſcheinbaren Wirthshauſe ein, das dem Thore zunächſt lag.

Der Wirth hieß ihn freundlich willkommen, und als er hörte, daß er aus Halle komme, und auch die Frage, ob er den Doctor Francke kenne, bejahte, reichte er ihm die Hand, ſetzte ſich neben ihn, und wurde nicht müde, nach dem Manne zu fragen, von dem er ſchon ſo viel gehört, und auch einiges mit großer Erbauung geleſen habe. Da mein Vater dieſe Verehrung theilte, und jede Frage freudig und theilnehmend beantwortete, ſo knüpfte ſich bald zwiſchen ihm und dem biedern Wirth ein Band des Vertrauens, ſo daß ihm mein Vater ſehr bald die Veranlaſſung ſeiner Reiſe erzählte, und ſeinen Rath begehrte, wie er am Beſten mit ſeiner Bittſchrift an den König kommen könne. Während der Erzählung, die mein Vater mit immer ſteigender Innigkeit machte, legte der Wirth die Hände übereinander, ſahe mit unverwandten Blicken auf den Boden

und ſeine ausgeſtreckten Füſſe, und ſchien, da er keinen Ton von ſich gab, und keine Mine veränderte, ohne Theilnahme zu-zuhören. Als aber mein Vater mit den Worten geendigt hatte: „der König wird ihn nun frey geben, und in vier oder fünf Tagen ſitz ich wieder mit meinem Emmanuel in Halle und zu den Füſſen Doctor Franckens,“ — ſprang der Wirth auf, faßte meinen Vater mit den Händen an beyden Schultern und ſagte mit großer Haſt: „Mein Sohn, geh, geh, ſo ſchnell du kannſt, damit du nicht verführt wirſt, an Gott und Gottes Gerechtigkeit zu zweifeln.“

Mein Vater über die Haſtigkeit dieſer Rede beſtürzt, fragte ihn, wie er das meine. „Wie ich das meine?“ ſagte der Alte. „Ich meine, daß man hier für einen großen und ſchöngewachſenen Kriegsknecht Seel und Seligkeit hinopfert; daß

man einen Menſchen ums Leben bringt, der, aus jämmerlicher Noth vielleicht, ein ſchnödes Goldſtück geſtohlen hat; daß man aber aus frevelhafter Eitelkeit Menſchen ungeſtraft ſtiehlt, ja dieſen Diebſtahl belohnt; daß die Luft hier den Negerſclaven frey, den geſtohlnen Freyen aber zum elendeſten Sclaven macht; daß das Portepee, das der Bürger ſeines Schutzes wegen theuer bezahlt, ein Freybrief für die gräßlichſten Gewaltthätigkeiten gegen den Bürger iſt; daß die höchſte Gewalt ſich um dieſe Unthaten nicht bekümmert oder ihnen Beyfall gibt — ſieh, mein Sohn, das mein ich; und darum ſag ich noch Einmal, geh, ſo ſchnell du kannſt, damit du nicht verſucht wirſt, an Gottes Gerechtigkeit zu verzweifeln."

Dieſe heftige Rede ſchlug meinen Vater faſt zu Boden. Mit geſunkenem Muthe frug er den Wirth, dem während der

Rede das Blut in das Geſicht geſtiegen war, ob er denn nicht glaube, daß der König ſein Geſuch erhören und ihm ſeinen Freund wieder geben werde? „Ich verlange ja,“ ſetzte er hinzu, „keine Beſtrafung der Unthat; ich will nur, daß die Folgen eines Verbrechens aufgehoben, und das Verbrechen dadurch gewiſſermaaſen ungeſchehen gemacht werde.“ — Das Verbrechen! erwiederte der Wirth mit Bitterkeit; das, was Sie in Ihrer Unſchuld „ein Verbrechen“ nennen, und was freylich Bibel und Katechismus auch ſo nennt, iſt eine verdienſtliche That in den Augen der Herrn, bey denen Sie ſich in Magdeburg und Potsdam mit Ihren Bitten lächerlich gemacht haben; und wie ſich Räuber in Wäldern und Hölen gegenſeitig ihrer Unthaten rühmen, ſo ſezzen jene auch ihren Stolz in die frevelhafte Geſchicklichkeit der Werkzeuge ihres

Raubes, und in den Beſitz einer recht in die Augen fallenden recht ausgezeichneten Beute. Es iſt umſonſt, ſage ich Ihnen; und wie man Sie ſchon von Potsdam weggewieſen hat, ſo ſind Sie auch hier in Gefahr, allen Mishandlungen der Laune ausgeſetzt zu ſeyn.“

So ſehr nun dieß Alles die Hofnungen meines Vaters niederwarf, ſo war es doch nicht möglich, ihm ſogleich eine Ueberzeugung zu entreißen, auf die er all ſein Glück geſetzt hatte. „Ich verſuch es doch,“ ſagte er nach einigem Nachdenken; „ich verſuch es doch im Vertrauen auf Gott;“ und damit ſetzte er ſich an einen Seitentiſch und ſchrieb ſeine Bittſchrift auf, wie er ſie ſich auf dem Wege entworfen hatte, nur noch beſcheidener in den Worten, in den Gedanken aber noch ſtärker und kräftiger. Als er fertig war, reichte er ſie dem Wirthe zum

Leſen hin. Der Wirth las ſie, las ſie noch Einmal, und indem Thränen über ſeinen grauen Bart floſſen, ſagte er, ſie zurückgebend: „Nun in Gottes Namen! Sind doch wohl ſchon Felſen erweicht worden, warum nicht ein menſchliches Herz?“

Die Nacht ſchien meinem Vater ungewöhnlich lang; zwiſchen Furcht und Hofnung, Vertrauen und Zweifel ſchwankend, fand er keinen Schlaf. Sobald der Morgen anbrach, ſtand er auf, und war auf dem Paradeplatze lange vor der gehörigen Zeit. Mit klopfendem Herzen muſterte er jedes heranmarſchirende Regiment, und ſeine Blicke durchliefen die aufgeſtellten Reihen hin und her; mehr als Einmal glaubte er in der Ferne den Freund zu erkennen; aber Emmanuel exercirte noch mit andern Recruten in der Caſerne. Jetzt erſchien der König von Generalen

und Adjutanten umgeben; die Trommeln wurden gerührt; die Handgriffe nahmen ihren Anfang; der König ſchien ganz Aug, um nichts von dem zu verlieren, was er täglich ſah. Mein Vater, mit ſeinem Schreiben in der Hand, ſuchte ſich zu nähern, ſo weit es möglich war; ſeine Unruhe ſtieg mit jedem Augenblick; er war in unbeſchreiblicher Angſt den Augenblick zu verlieren, an welchem ſeine Hofnungen hingen; und da er ſich immer mehr zu dem Kreiſe der Officiere drängte, die den König umgaben, fuhr ihn einer derſelben, ein hagerer und ſteifer Mann, mit den Worten an: „Zurück da. Was will Er hier?“ — Mein Vater antwortete, er habe die Abſicht Sr. Majeſtät eine Bittſchrift zu überreichen; und ließ ſein Schreiben ſehen. Geb Er her, ſagte der Officier, riß es ihm aus der Hand und gab es dem Könige. Der König nahm

es an, ohne auf den Ueberbringer zu achten, überlief die Schrift mit den Augen und ſteckte ſie bey.

Mein Vater ſtand, wartete; die Parade ging zu Ende; der König kehrte in's Schloß zurück; die Regimenter zogen ab, und der Platz blieb leer. Es war vergebens, daß er in das Schloß zu kommen verſuchte; die Wachen ſtießen ihn zurück; es war eben ſo vergebens, daß er ſich an einige vorübergehende Officiere fragend wendete; ſie gingen ihres Wegs, ohne ihn anzuhören. So blieb er lange rathlos am Thore ſtehen. Bis zum Abend blieb er und harrte, ob nicht der König wieder herauskäme. Der König kam nicht; aber ein Officier der Wache trat auf ihn zu und fragte, „was er hier ſo lange zu gaffen habe?“ Er ſagte ſein Anliegen und daß er Beſcheid auf ſeine Bitte erwarte. Lachend verließ ihn der

Officier, und kam nach kurzer Friſt mit der Antwort zurück: „er ſolle ſich unverzüglich wieder auf die Univerſität begeben, da er in der Reſidenz nichts weiter zu thun hätte. Die Sache ſollte unterſucht werden, und wenn dem Recruten, um deſſen Losgebung er bitte, ein Unrecht widerfahren wäre, ſolle er frey gegeben werden.“ Der Officier ſetzte lachend hinzu: „der Herr hat darum nicht nöthig, einen Platz in ſeinem Reiſewagen aufzuſparen.“

So auf ein ungewiſſes Mögliche hinausgewieſen, kehrte mein Vater betrübt nach ſeinem Wirthshauſe um, und ſtieß unterwegs auf den Wirth, der durch ſein Auſſenbleiben geängſtigt, ſich auf den Weg gemacht hatte ihn aufzuſuchen. Die Niedergeſchlagenheit des wackern Mannes war faſt nicht geringer als die ſeinige; Troſt ihm zu geben vermochte er nicht.

So kam mein Vater nach Halle zurück, ohne Troſt, ohne Hofnung, und ohne Freude. Der Freund kehrte nicht mehr. Aber Briefe ſchrieb er einige voll Trauer über den armſeligen knechtiſchen Zuſtand, in welchem er lebte, und voll verbiſſenen Ingrimms. Nachdem er es ein Jahr ausgehalten, verſucht' er zu fliehen, ward aufgegriffen und beſtraft. Erbittert, nicht abgeſchreckt, verſuchte er es zum zweytenmal mit gleich ſchlechtem Erfolg; und als er es zum drittenmal wagte, und ſchon die Grenze erblickte, die ihm Sicherheit verhieß, erreichte ihn eine Kugel der Verfolgenden; er wurde zurück gebracht, und der edle Jüngling büßte mit dem Tode eine Schuld, die nicht er, ſondern ſeine verruchten Räuber und ihre Beſchützer ſgewirkt hatten.

Dieſe traurige Begebenheit war ein Wendepunkt in der Geſchichte meines Va-

ters. Auf lange Zeit war alle Freude für ihn vernichtet, und was ſchlimmer war, der Glaube an die Menſchheit war ihm genommen, und an die Gerechtigkeit. Wie ſchmerzlich auch der Verluſt eines geliebten Freundes ſeyn mag, den Gott von uns nimmt, ſo bleibt uns doch in dem Schmerze ſelbſt ein Troſt, und die Trauer hat ihre ſtillen und geheimen Freuden. Aber das Böſe, was aus der Gewaltthätigkeit der Menſchen, aus dem Misbrauche ihrer Macht und ihres Glücks entſpringt, entbehrt ſolcher Linderung, und läßt nur Bitterkeit und Haß zurück. So bald mein Vater überzeugt war, daß er auf die Wiedervereinigung mit ſeinem Emmanuel Verzicht leiſten müſſe, verließ er die Wohnung, in welcher er ſo unausſprechlich glücklich mit ihm geweſen war, und bezog in der Nähe der Stadtmauer ein finſtres Stübchen, das ohngefähr der

Caſernenwohnung gleich ſeyn mochte, in welchem ſein Freund die Tage ſeiner Jugend vertrauerte. Lange Zeit verging, ehe die Kraft ſeines Geiſtes und die freundliche Zuſprache ſeines ehrwürdigen Lehrers die Oberhand über den Schmerz gewann. Auch in den Studien fand er endlich Zerſtreuung, und, als er ſeinen Emmanuel den Mishandlungen der Menſchen entriſſen und bey Gott wußte, Beruhigung. Was ihm aber aus dieſem Kampfe blieb, war der unaustilgbare Haß gegen alle Art von Gewaltthätigkeit und Uebermuth, und es verging kein Tag, wo er nicht Gott auf das Heiligſte gelobte, ſo lange er lebte, und in welchem Verhältniſſe er auch leben möchte, alle Kräfte aufzubieten, der Unterdrückung entgegen zu treten, und die hülfloſe Menſchheit gegen ihre Dränger mit Wort und That, und ohne Rückſicht auf eigne

Gefahr und eignen Schaden, zu ſchützen. Er hat dieſen Vorſatz redlich erfüllt. So niedrig ſein Stand auf der Leiter des Ranges war, ſo hatte er ſich doch durch die ſtrengſte Ordnung in ſeinen Geſchäften, durch die unbefleckteſte Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, und durch ſeinen ſtillen gleichförmigen Eifer im Guten eine ſolche Grundlage des Anſehens und Vertrauens gebildet, daß ſein einfaches Wort wie das feyerlichſte Zeugniß galt, und oft ſchon ſeine Gegenwart allein der Schikane und dem ungerechten Eigennutze den Muth entriß. Wie er der Vater der Armen war, ſo war er auch überhaupt die Zuflucht der Bedrängten, und ich könnte eine Menge von Beyſpielen erzählen, wo ſein Rath, ſein Anſehen und ſeine Vermittelung in entzweyten Familien den Frieden hergeſtellt, ſtreitende Parteyen verſöhnt, langwierige Proceſſe ge-

ſchlichtet hat. Daher waren ihm auch die Advocaten am wenigſten günſtig, und es war faſt ein Sprichwort, daß, wo mein Vater ſtehe, der Feind umſonſt Unkraut unter den Waizen zu ſäen ſuche.

* *
*

Wie es in dem Leben häufig geſchieht, daß den Menſchen das Ziel entrückt wird, nach welchem ſie am eifrigſten ſtreben, und das ſie bey dem nächſten Schritte erreichen zu müſſen glauben, und ihnen dagegen etwas ganz anderes, woran ſie entweder gar nicht gedacht, oder was ſie vermeiden wollten, zu ihrem und anderer Segen, aufgedrungen wird, ſo geſchah es auch meinem Vater. Sein Leben nahm eine andre Richtung, als er gewollt hatte; aber da ihm ſein gediegener Sinn und der brennende Eifer für das Gute geblieben war, ſo wußte er auch das kleine

Amt, für das ihn der Himmel beſtimmt hatte, zu einer Quelle des reichſten Segens zu machen. Wie es denn wohl überhaupt nicht die Größe des Wirkungskreiſes iſt, welcher das Maaß des Guten gibt, das darin hervorgebracht werden ſoll, ſondern die Kraft und der Wille deſſen, der in dem Mittelpunkte ſteht. Ein großer Sinn erhebt und veredelt auch das kleinſte Geſchäft.

Mein Vater hatte ſeine Studien vollendet, und kehrte mit den rühmlichſten Zeugniſſen ſeiner Lehrer in die Heimath zurück, wo ihn mein Grosvater, der jetzt ganz ſtumpf geworden war, ſehnſuchtsvoll erwartete, theils um ſich mit ihm über geiſtliche Dinge zu beſprechen, über die er immer ängſtlicher und bedenklicher wurde, theils um ihn bey ſeinem Rechnungsgeſchäft zu gebrauchen, das er nicht mehr in Ordnung zu halten vermochte,

und doch nicht aus den Händen geben wollte. Gern hätte mein Vater ſich in der Welt umgeſehen, wozu ihm auch Francke rieth; aber er erfüllte den Willen ſeines Vaters und die Bitten der Mutter. Das Geſchäft kam nun bald wieder in Ordnung, da mein Vater es ſchon aus früherer Zeit hinlänglich kannte und zu behandeln verſtand; und wie hierdurch das beklommene Herz des Greiſes erleichtert war, verminderten ſich auch ſeine geiſtlichen Beängſtigungen, und er gab den beruhigenden Worten meines Vaters gern Gehör.

Jetzt war nun der Wunſch ſeiner Eltern, ihn bald in einem geiſtlichen Amte wirkſam zu ſehen, um die Gabe der Lehre, die er unter den Seinigen bewieß, auch in der Gemeinde geltend zu machen. Dieſe Freude war ihnen nicht beſchieden. Wenige Tage vor der Prüfung, bey welcher mein

Vater erſcheinen ſollte, ſtarb der hochbejahr=
te Greis an Entkräftung, und mein Vater
wurde von dem Conſiſtorium, deſſen ein=
flußreichere Mitglieder unverſöhnliche
Feinde der Franckiſchen Schule waren,
troz des heftigſten Widerſpruches ihrer
billiger geſinnten Collegen, wegen irri=
ger Meinungen auf immer vom Prediger=
amte zurückgewieſen. Seine Mutter ver=
fiel über dieſes Ereigniß in eine langwie=
rige Krankheit, aus der ſie nur die treue
Pflege ihres Sohnes rettete; und da die=
ſer das Amt ſeines Vaters erhielt, hatte
ſie noch eine Reihe von Jahren hindurch
die Freude, Zeugin ſeiner frommen, ver=
ſtändigen Wirkſamkeit zu ſeyn, und end=
lich, des Lebens müde, aber immer
durch die treue Liebe des Sohnes erhei=
tert, ſtill und froh an ſeinem Herzen ein=
zuſchlafen.

* * *

Es wird hier wohl der ſchicklichſte Ort ſeyn, das, was mein Vater über ſein Geſchäft, ſeine Verhältniſſe und andre wichtige Punkte des Lebens überhaupt dachte, einzuſchalten. „Ich weiß wohl,“ ſagte er bisweilen, wenn er ſein Rechnungsbuch zuklappte und ſeinen Schreibtiſch verſchloß, „daß das Geſchäft, was die Hälfte meiner Tage nun ſchon ſeit ſo langer Zeit her in Anſpruch nimmt, von Vielen für ein armſeliges Geſchäft gehalten wird. Zu denken gibt es dabey nicht viel, ob ſchon Alles bedacht ſeyn will; und gegen das Ganze gehalten, iſt die Verwaltung der Armencaſſe etwas ſehr geringes. Aber auch in der Natur iſt das Größte an das Kleinſte geknüpft; und wenn der unendlichen Weisheit nichts zu gering ſcheint, wie ſoll der Menſch irgend etwas, das ſein Beruf von ihm fordert, gering ſchätzen, oder wohl

gar vernachläßigen? Wie in der Natur ſo greift auch in dem weltlichen Regiment Alles in einander, und die Ordnung des Ganzen, die Ruhe des Volkes und die Freyheit ruht auf der Ordnung, in welcher ſich die einzelnen Theile aneinander reihen. Der iſt wohl ein gewiſſenloſer Mann, der zu ſich ſelbſt ſagt: wenn ich auch dieſes oder jenes Geſchäft nicht beſorge, ſo wird der Staat darum nicht gleich zu Grunde gehen. — Und es iſt gleich viel, ob der Mann ein Kanzler oder ein Schreiber, ein Finanzminiſter oder ein Zolleinnehmer iſt. Jedes Geſchäft, das uns obliegt, iſt uns durch Gottes Willen und Fügung auferlegt; es iſt daher ruchlos, es läſſig zu treiben, wenn man auch ganz von dem möglichen Schaden abſieht, der daraus erwachſen kann. Endlich iſt dabey noch Etwas, das auch in Betrachtung zu kommen ver-

dient. Unter allen Gütern iſt dem Menſchen die Freyheit mit allem Rechte das koſtbarſte; nur inſofern er frey iſt, iſt er ein Menſch; alles, was in ihm unfrey iſt, gehört der thieriſchen Natur. Darum iſt ihm auch nur das recht erfreulich, was er mit Freyheit thut; es ſteht aber in des Menſchen Macht, alles Müſſen in ein Wollen umzuwandeln. Das findet in den engſten Schranken ſo gut, wie in den weiteſten Statt. Der Sinn iſt es, welcher frey macht, nicht die Art der Gegenſtände, und ich habe Edelleute gekannt, die in hohen Aemtern ſchlimmere Knechte waren, als ihre Leibeignen. Wenn ich den halben Tag hindurch Bruch an Bruch gereiht und das Kleinſte an das Kleinſte gefügt habe, und nun Alles zuſammentrifft, und Alles ſo in Ordnung iſt, daß ein Nachfolger nur gleich da fortfahren kann, wo mir der Tod die Feder

aus der Hand genommen hat, ſo habe ich auch dabey ein Gefühl, das mir die ganze mühſame Arbeit reichlich belohnt. Auch das iſt wohl für etwas zu achten, daß, wenn mein Geſchäft nun ganz vollendet iſt, ich köſtliche Stunden gewonnen habe, die ich wieder nach meinem eignen Sinn und Willen und in der tiefſten Ruhe anwenden kann, da keine Schuld, kein Rückſtand mehr auf mir laſtet. Dann erkenne ich recht, daß gemeſſene Arbeit ein großes Gut und eine ſtrenge, aber verſtändige Mutter der Muſſe iſt. Leben voll lauter Muſſe wäre wohl die ſchwerſte Bürde, die einem Menſchen aufgelaſtet werden könnte, und auf jeden Fall die bedenklichſte Aufgabe, die er zu löſen hätte.

* * *
*

Wenn ich ſo das Leben für ſich betrachte, ſagte mein Vater zu einer andern Zeit, ſo iſt es etwas unendlich Nichtiges und eigentlich gar nicht der Rede werth. Eſſen und Trinken, um zu verdauen; Wachen, um zu ſchlafen; Schlafen, um wieder zu wachen; Arbeiten, um den Hunger zu ſtillen; und wieder den Hunger ſtillen, um arbeiten zu können; und wenn dieſes ewige Einerley eine gewiſſe Anzahl von Tagen und Jahren auf- und abgewickelt worden, ſterben, um den Boden zu düngen, der nun Futter für ähnliche Sterbliche erzeugt; und ſo in alle Ewigkeit fort — wo iſt da Zweck und Abſicht? Iſt es auf weiter nichts abgeſehen, warum iſt die Erde nicht bloß mit Gewürm bevölkert? oder iſt der an die Erde gefeſſelte Menſch beſſer als Gewürm, das ja eben auch ſo ſein Daſeyn zwiſchen Bedürfniß und Befriedigung hinſchleppt,

immer das Eine aus dem Andern erzeugend ohn' Unterlaß? Mag er immerhin ſeine Genüſſe vermehren und durch Mannichfaltigkeit würzen; es bleibt doch immer daſſelbe, und mitten aus der Sättigung wächſt unbeſiegbar die Gier nach Mehreren und neuen Genüſſen. Auch das ändert wenig in der Sache, daß du Andere an deinen Genüſſen Theil nehmen läßt, und, indem du für ſie arbeiteſt, ihr Leben friſteſt; damit ſie eben auch ſich einige Tage länger in jenem Kreiſe drehen, und einige Tage länger Waſſer mit Sieben ſchöpfen. Wenn alſo das Leben einen Zweck haben ſoll, ſo muß es in dem geſucht werden, was uns vor andern Bewohnern der Erde auszeichnet. Das ſinnliche Leben magſt du ausbilden, ſo viel du willſt, es bleibt doch nur ein thieriſches. Das Thier gehört der Erde an; des Menſchen Geiſt aber zeugt von Gott.

Wenn er auf dieſes Zeugniß hört, ſo wird ſich ſein Aug' dahin richten, wo ſeine Heimath iſt. Er wird Gott ſuchen, und in dieſem Suchen wird er den Zweck und das Ziel ſeines Daſeyns finden. Dann wird ihm erſt dieſes Daſeyn klar. Das Dunkel wird von ſeinen Augen genommen, und er erblickt die Freyheit als eine Botin Gottes an ſeiner Seite. Durch dieſe wird all ſein Thun und Dichten ein Band, das ihn mit Gott verknüpft, die unabweißlichen Bedürfniſſe treten in ihre Schranken zurück, und machen den geiſtigen Raum; der Menſch erſcheint nicht mehr als ein Glied eines raſtlos arbeitenden Mechanismus der Natur; die bürgerliche Geſellſchaft nicht mehr als die Bedingung eines genußvolleren oder genußärmeren Daſeyns; eine freye und uneigennützige Theilnahme an den Menſchen bewegt unſre Bruſt und tritt als Liebe

hervor. Alle Liebe zu den Menſchen, wenn ſie von der rechten Art iſt, iſt ein Wiederhall der unendlichen Liebe, welche in Gott iſt, und von ihm ausſtrömend, die Herzen, die ſich ihr öffnen, zu ihm empor ziehen. Daher iſt eine reine, freye und tiefe Liebe eben ſo eine Quelle der Gottesfurcht, wie ſie aus Gottesfurcht entſpringt; ja Alles, was Tugend zu heißen verdient, führt zu Gott, wie es von ihm ausgeht. Solche Liebe heiligt das Leben; ſie iſt die Prieſterin, vor deren Gegenwart Alles Ungeweihte und Unheilige flieht; die Erlöſerin der Menſchen von Böſen; die Ueberwinderin der Welt. Durch ſie wird ſchon die Kinderſtube zum Tempel, in welchem die mütterliche Liebe waltet, und mit gottesfürchtiger Sorgfalt Alles entfernt, was das Kind geiſtig oder leiblich beſchädigen kann. Dieſe Liebe iſt die Lebensluft, in welcher das

Kind zum Menſchen heranwächſt, und die ſinnlichen Banden zerreißt, die es von ſeiner Geburt an umſtrickt halten. Dieß iſt der Saame, aus welchem der Glaube an menſchliche Güte erblüht, welche ſelbſt der Abglanz und die Bekräftigung der himmliſchen iſt. Das eigentliche Leben des Menſchen iſt alſo in Gott, auf dieſes iſt ſein ganzes Daſeyn bezogen; ohne dieſe Beziehung iſt es mehr eine Verdammniß und Strafe als ein Gut. Dieſe Verdammniß hat Chriſtus von uns genommen. Denn was iſt das Chriſtenthum anders, als die Lehre der Erlöſung von dem irdiſchen Geſetz und der Freyheit in Gott?

* * *

Zu den wenigen Freunden meines Vaters, die in dieſe Geſinnungen einſtimmten, gehörte ein Hauptmann der

Artillerie, welcher aus einem nichtigen Vorwande abgedankt und auf halben Sold geſetzt worden war, weil er ſich nicht hatte entſchließen wollen, die Nichte der Mätreſſe eines fürſtlichen Kammerdieners zu heirathen, der über ſeinen Herrn Alles vermochte. Dieſes Unglück und die höchſt beſchränkte Lage, in welcher er ſich befand, hatte ihn doch nicht niederbeugen oder um ſeinen heitern Sinn bringen können. Wenige Menſchen kamen ihm an Zufriedenheit gleich. Da er in vielen Dingen gut unterrichtet war, auch fremde Länder geſehen hatte, und über das, was er wußte, gut zu ſprechen verſtand, ſo war er meinem Vater jederzeit ein willkommner Geſellſchafter; und auch er gefiel ſich bey uns, weil da Alles, wie er ſagte, ſo nah beyſammen und ſo einträchtig wäre, und Alles an ſeinem Platze, wie die Stimmen in einem guten Conzert. Selbſt unver=

heirathet, ſprach er von dem Glücke des Eheſtandes mit großer Wärme, und verſicherte oft, es gebe nichts in der Welt, was ihn mehr und inniger erfreue, als eine glückliche Ehe mit ihrem Zubehör.

Als ihn nun meine Mutter eines Tages fragte, was ihn denn abgehalten habe, die Zahl der glücklichen Männer zu vermehren, antwortete er: Wahrſcheinlich weil es nicht der Wille des Himmels geweſen iſt. Und weil mir die Sache immer ſo herrlich und ſelten ſchien, hab' ich mich eben ſo ſehr geſehnt als geſcheut in den Glückstopf zu greifen.

Und da ſich Verlangen und Furcht aufwogen, ſetzte mein Vater hinzu, ſtreckten Sie die Hand lieber gar nicht aus. Kam Ihnen Ihr Herz nie mit einem Rathe zu Hülfe?

Ganz ſo, wie das bekannte Thier der Schule, erwiederte der Hauptmann, war

ich doch nicht. Ich hatte allerdings ſchon einmal die Hand ausgeſtreckt und wollte zugreifen; aber der Tod war behender als ich. Es war auch ſo gut. Denn meine vermeinte Liebe war doch wohl nur Mitleiden.

Laſſen Sie uns doch das hören, ſagte mein Vater. Das Mitleiden iſt wohl oft ſchon der Vater der Liebe geweſen, und nicht ſein ſchlechteſter.

Treu und ehrbar wenigſtens war die Meinige, verſetzte der Hauptmann. Es iſt eigentlich eine Kindergeſchichte aus der Cadettenſchule und eine Jammergeſchichte oben drein, in der auch gegen den Eheſtand reicher Stoff enthalten iſt. Wir jungen Leute ſtanden unter der ſtrengen Aufſicht eines Majors, deſſen Frau die Oeconomie des Hauſes beſorgte. Dieſe Frau war ehedem ſchön geweſen; ihr Mann liebte ſie; aber ſein Geiz überbot

die Liebe; und da er ſie oft Mangel lei- den ließ, fanden die Anträge einiger vor- nehmen Freunde Gehör bey ihr. Nun wollte das Unglück, daß der Krieg aus- brach. Er, damals noch Unterofficier, mußte der Fahne folgen; ſeine Frau blieb zurück, und gebar zwey Jahre nach der Entfernung ihres Mannes, eine Tochter, welche eben der Gegenſtand meiner erſten Liebe werden ſollte. Nur allzufrüh er- fuhr der Betrogene ſein Unglück. Er drohte mit Scheidung, und würde ſeine Drohung erfüllt haben, hätten ſich nicht die einflußreichen Freunde ſeiner Frau mit der nachdrücklichſten Verwendung in's Mittel geſchlagen, und theils durch Geld, theils durch Verſprechungen ſeinen Zorn beſänftigt. Jetzt ſtieg er von einem Eh- renpoſten zu dem andern, und wurde, nach geendigtem Kriege, von ſeinem Re- gimente mit erhöhtem Range in das Ca-

dettenhaus verſetzt. Er hatte ſeiner Frau verziehen, doch mit dem Zuſatze, daß er nie einwilligen werde, das Kind ihrer Untreue auf gleichem Fuße mit ſeinen übrigen Kindern zu behandeln. Sie ging dieſe Bedingung ein; und allzuglücklich Verzeihung ihres Fehltritts zu erhalten, und übrigens von eben ſo gemeinen Geſinnungen als ihr Mann, glaubte ſie die Grosmuth ihres Mannes durch eigene Grauſamkeit gegen ihr Kind erwiedern und überbieten zu müſſen. Das Mädchen von ſich zu thun, hätte der Geiz des Mannes nicht erlaubt; es wurde alſo in die ſchlechteſten Kleider geſteckt, und zog als die Magd des Majors in das Haus ein, wo ſie zu den niedrigſten Dienſten verurtheilt wurde. Zart, wie ſie war, und zierlich gebaut, blond und blauäugig, wie ein weiblicher Engel, glich ſie in ihren Lumpen, wenn ſie das Küchengeräth ſcheuerte, oder

Waſſer in ſchweren Eimern zutrug, oder unter einem übermäßig belaſteten Korbe ſchwankte, der armen Aſchenbrödel, und, um die Aehnlichkeit zu vollenden, hatte ſie zwey Schweſtern von ungefälligem Aeuſſern, ſtolz und roh, die ſie um die Wette und ungeſtraft mishandelten. Da dieſe Familie aus einer entfernten Gegend hierhergezogen war, kannten nur wenige Menſchen die eigentlichen Verhältniſſe; aber einer dieſer Wenigen theilte ſie mir unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mit. Von dieſem Augenblicke an dachte ich Nichts als das unglückliche Mädchen, das ich vorher nicht beachtet hatte, jetzt aber mit einem Lamme verglich, das auf die grauſamſte Weiſe für fremde Sünden geopfert wird. Sie erſchien mir ſchöner, als ich je etwas geſehen zu haben glaubte; und ich hätte ihr gern ihre harten Arbei-ten abgenommen, wenn es nur zu machen

geweſen wäre. Was ich konnte, that ich. Da ich bemerkte, daß ſie eben ſo ſchlecht genährt, als bekleidet wurde, ſteckte ich ihr oft verſtohlner Weiſe Obſt und Backwerk zu, daß ich mir hatte verſchaffen können; bisweilen drückt' ich ihr auch im Vorüber-gehen einen Blumenſtrauß in die Hand, und hatte dafür die Freude, daß ſie mich im-mer beym Begegnen mit niedergeſchlagenen Augen, leiſem Erröthen und der anmu-thigſten Freundlichkeit grüßte. Das war denn immer ein Feſttag für mich; aber oft vergingen Wochen, ohne daß ich ſie ſah. Zum Sprechen kam es nie zwiſchen uns; aber ich zweifelte gar nicht, daß ein ſo unglückliches Mädchen eben ſo gut als ſchön, und eben ſo klug als gut ſeyn müſ-ſe; und ich war feſt entſchloſſen, ſobald ich meine Freyheit und einigen Unterhalt hätte, ſie aus ihrem Elende und den Hän-den ihrer grauſamen Eltern zu retten.

Aber, wie geſagt, der Tod hatte ſie auch lieb gewonnen, und zögerte nicht. Das arme blonde Kind, das auf dem Oberboden in einem elenden Verſchlage ſchlief, hatte ſich einſtmals bey einem Regenguſſe, der bis in ihr Lager eindrang, heftig erkältet, und da man ſie doch nicht ſchonte, erlag ſie der Krankheit nach wenigen Tagen. Niemand begleitete ſie auf ihrem letzten Wege, und das harte Herz ihrer Mutter mochte ſich freuen, dieſen Gegenſtand des Vorwurfs nicht mehr zu ſehen. Aber nie hab' ich wieder ſolche Ströme von Thränen vergoſſen, als an dem Morgen, wo ihr Sarg zum Thore hinausgetragen wurde und ich ihn um die Ecke verſchwinden ſah. Und auch jetzt wird mir das alte Herz noch weich, wenn mir das Bild dieſes Unglückskindes ſo wie jetzt vor die Augen tritt. Am erſten VacanzTage benutzte ich die Erlaubniß das Haus zu

verlaſſen, ſuchte ihr Grab auf — es war das Einzige, auf dem kein Kreuz, noch ſonſt etwas ſtand — und nachdem ich mich recht ſatt geweint hatte, ließ ich einen Kranz von weißen Roſen darauf zurück, die ich in dem Garten unſers Schulhauſes für die arme Agathe gezogen hatte.

Das war meine erſte Liebe, fuhr der Hauptmann fort, und auch meine letzte. Ich war ſcheu geworden, und es gingen Jahre hin, ehe ich die Augen wieder zu einem Mädchen erhob; und ich will es gern geſtehen, daß mir keine vorgekommen iſt, die ich mit Agathen hätte vergleichen mögen. Die häufigen Beyſpiele ſchlechter Ehen, wo ſich oft auch kluge Leute vergriffen hatten, ſchreckten mich auch ab. Ich dünkte mich nicht klüger als Andre, noch glaubte ich einen Freybrief gegen das zu haben, was ich für das größte Unglück halte, eine uneinige, ſchlech-

te Ehe. Ich habe vielleicht Unrecht gehabt. Man ſollte eine gute Sache nie aus Furcht vor dem Mislingen unterlaſſen, ſondern ſich nur recht zuſammen nehmen, damit man ſich nichts vorzurücken habe, wenn ſie doch vielleicht umſchlägt.

Sehr wahr, ſagte mein Vater; bey Dingen von ſolcher Wichtigkeit, und deren Erfolg nie ganz in unſrer Gewalt ſteht, muß man nicht bloß die Klugheit hören wollen. Uebrigens erinnert mich die traurige Geſchichte der armen Agathe, welche fremde Schuld auf eine ſo ſchmäliche Weiſe büßen mußte, an eine andre ziemlich ähnliche, deren Gegenſtand ein junger Edelmann war, mit dem ich in Halle ſtudirt habe. Dieſer junge Mann, den ich Euſebius nennen will, war faſt immer ſtill und in ſich gekehrt. Faſt immer ſah man ihn in Gedanken verſunken, und wenig um das bekümmert, was

Andre trieben; doch war er ſanft, gefäl-
lig und ohne Stolz. Auch ihn drückte die Schuld ſeiner Mutter, und die Schwermuth, welcher ſie allmählig untergelegen hatte, war auf ihren Sohn übergangen. Aus einem armen, aber guten Hauſe war ſie mit einem Manne von Rang und Anſehen vermählt, der ſie liebte und mit Achtung behandelte. Dieſer Mann war nicht mehr in der Blüthe ſeiner Jahre, auch nicht eben liebenswürdig nach der Weiſe der Welt, aber ein treflicher Geſchäftsmann und von unerſchütterlicher Rechtſchaffenheit; die Frau war jung, von angenehmer Geſtalt, gutmüthig, aber nicht ſehr klug. Mehrere Jahre hatten beyde in einem recht glücklichen Eheſtande gelebt, und ſie genoß, obgleich an einem verderbten Hofe, den beſten Ruf, als ſich ihr Mann durch ſtandhafte Verſagung einer ungerechten Begünſtigung, den Haß

eines jungen und reichen Freyherrn zu-
zog, der ſich durch hohes Spiel, eine gu-
te Küche und lockere Grundſätze Freunde
und Gönner erworben hatte. Dieſer
Mann, nicht gewohnt, die Gerechtigkeit
auf ſeinem Wege zu finden, ſucht Gele-
genheit, ſich an dem Präſidenten, der
ſeine Pflicht höher achtete, als die Gunſt,
auf eine empfindliche Weiſe zu rächen, und
beſchließt, ihm ſeine Frau untreu zu
machen. Ja er geht mit einigen Freun-
den, die entweder den Erfolg für unwahr-
ſcheinlich hielten, oder ihn noch mehr an-
feuern wollten, insgeheim eine Wette
darüber ein. Hinterliſtig und ſchlau ver-
birgt er ſeinen Groll, beſucht das
Haus ſeines Feindes noch regelmäßiger
als ſonſt, zeigt ſich in allen Dingen ge-
fällig und dienſtfertig, und gewinnt
ſo, indem er ſich immer mehr beliebt,
ja nothwendig zu machen weiß, das

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vertrauen des Präſidenten, der die Selbſtbeherrſchung des jungen Mannes und ſeine Achtung des Rechtes um deſto mehr bewundert, da er, ſtatt ihm zu zürnen, ſich um ſeine Freundſchaft bemühe. Dieſe Bewunderung ſpricht er oft mit aller Wärme ſeines redlichen Herzens, ſo wie gegen ſeine andern Freunde, ſo insbeſondre gegen ſeine Frau aus, und da ihn Geſchäfte des Hofes zu einer längern Entfernung nöthigen, bittet er ſeine Frau, den Freyherrn auch während ſeiner Abweſenheit als einen bewährten Freund des Hauſes aufzunehmen, und ſich in Geſchäften, die eine ſchnelle Entſchließung bedürfen, unbedenklich ſeines Raths zu bedienen. Der Freyherr benutzt dieſe Geſinnungen den ſchändlichen Abſichten gemäß, die er nie aus den Augen verlohren hatte; die unglückliche, bis dahin ganz ſchuldloſe Frau wird das Opfer ihres Vertrauens und der tücki-

ſchen Künſte ihres Verführers, und dieſer triumphirt, als ſie wenige Monate nach der Rückkehr des Mannes, die ſich weit über Erwarten verzögert hatte, einen Knaben zur Welt brachte, der die Frucht einer augenblicklichen Verirrung war.

Wie ſich die Sache weiter geſtaltet, fuhr mein Vater fort, weiß ich nicht genau; aber die Frau bekannte ihr Verbrechen, und ihr Gemahl verzieh ihr, vornemlich im Bewußtſeyn der eignen Schuld, die er durch ſein unvorſichtiges Vertrauen gegen einen ſo heimtückiſchen und verſchlagenen Feind gewirkt hatte. Die Niederkunft geſchah auf dem Lande, und der Knabe wurde in die Familie eines Pfarrers gegeben, der ihn ſo lange bey ſich erzog, bis er in einer entfernten Kloſterſchule untergebracht werden konnte.

Euſebius hatte hier einige Jahre fleißig ſtudirt, als der Krieg ausbrach. Eine

mörderiſche Schlacht fiel in der Nähe der Schule vor; die Gebäude mußten geräumt werden, um die Verwundeten aufzunehmen; und da für die zahlreichen Zöglinge kein andres Unterkommen war, mußten ſie auseinander gehen. Euſebius erſter Pflegvater war geſtorben, ſeine Familie hatte ſich zerſtreut, und ſo geſchah es, daß ihn der Rector, mit dem Geheimniſſe unbekannt, zu dem ſchickte, deſſen Nahmen er führte, und der ſeit dem Tode des Pfarrers, den Unterhalt des Knaben getragen hatte. Seine ganz unerwartete Erſcheinung in dem elterlichen Hauſe verurſachte eine unbeſchreibliche Beſtürzung. Die faſt vergeſſene und durch die Zeit verdunkelte Schuld trat gleichſam in der Perſon des ſchuldloſen Knaben wieder hervor; es war eben, als ob ſie jetzt erſt begangen worden wäre; und der ſonſt ſo kühle und gerechte Mann war jetzt viel-

leicht zum erſtenmal ungerecht. Er wollte den Knaben auf der Stelle wieder aus dem Hauſe treiben, und ſeine Mutter, die in Thränen zerfloß, hatte nicht den Muth für ihn zu bitten. Euſebius ſah jetzt ſeine Eltern zum erſtenmal; er hatte ſich lang geſehnt, einen Vater, eine Mutter zu ſehen; und nun war er Zeuge einer Verwirrung, von der er nichts begriff, und ſtand, ſtatt mit gehoffter Liebe empfangen zu werden, wie ein Gegenſtand des Schreckens und Abſcheues, allein, verlaſſen und ausgeſtoßen von denen, die er nie beleidigt, nach denen er ſich Jahre lang ſo herzlich geſehnt hatte.

Ein Diener bemächtigte ſich jetzt, auf Befehl ſeines Herrn, des beſtürzten Knaben, um ihn bis auf Weiteres in einem Wirthshauſe einzudingen. Als ſie aber aus der Thür auf die Straße traten, ſagte Euſebius mit Thränen in den Augen, ob er denn nicht wenigſtens die Erlaub-

niß habe, ſeine Eltern um ihren letzten Segen zu bitten. Der Diener, der mit dem ſchönen gelblockigen Knaben Mitleiden hatte, ließ ihn an der Thüre ſtehen, kehrte zurück, und hinterbrachte ſeinem Herrn mit gerührter Stimme die fromme Bitte des Kindes. Da brach der Mutter das Herz. Verzweifelnd warf ſie ſich ihrem Manne zu Füſſen, umfaßte ſeine Knie, und beſchwor ihn, allen ſeinen Zorn auf ſie zu werfen, aber Mitleid mit dem ſchuldloſen Kinde zu haben. Er wurde erweicht, hob ſie auf, und rief den Knaben zurück, der nun in dem Hauſe blieb, bis die Schule wieder geräumt und eingerichtet war. Von dem Zuſammenhange dieſer Dinge erfuhr er nichts, bis ihm, nach dem Tode beyder Eltern, der Geiſtliche des Dorfes, wo er gebohren war, das Räthſel löſte. Dieſem geſtand er nun, wie ihn das liebloſe Betragen

des Mannes, den er für ſeinen Vater gehalten, oft bis in den Tod betrübt habe. Er habe die größte Ehrfurcht gegen ihn gefühlt, und doch habe er ſeine Gegenwart fliehen müſſen. Umſonſt habe er über ſeine Verſchuldung geſonnen; umſonſt auch, wie er nur die verlohrne väterliche Liebe wieder gewinnen könne; und da er gar nichts habe erſinnen können, ſey er in eine tiefe Schwermuth gefallen. Einmal hab' er es gewagt, ſich während der Abenddämmerung in ſeines Vaters Zimmer zu ſchleichen; da habe er ſich in die dunkelſte Ecke geſetzt, nur um ihn zu ſehen; und da ſey ihm ſein Zuſtand ſo gar erbärmlich vorgekommen, daß er angefangen habe zu weinen. Sein Vater ſey darüber aufgefahren, und da er ihn erblickt, hab' er ihm ſcheltend die Thür gewieſen. Und wie er langſam und weinend hinausgeſchlichen, habe er ihm mit

ſanfterer Stimme nachgerufen: „Du biſt ein unglückliches Kind, ich bedaure dich; aber komm nicht wieder hierher.“ Seine Mutter habe ihm zwar viele Liebe bewieſen, aber immer nur im Verborgenen und mit großer Scheu; ſo daß ſein Herz dadurch auch nicht froh geworden; und da er es einmal gewagt, ſie zu fragen, warum nur der Vater ſo hart gegen ihn ſey, ſey ſie in Thränen ausgebrochen und habe ſchluchzend das Zimmer verlaſſen. Sechs Monate mochte dieß dauern; dann kehrte er in ſeine Schule zurück. Seine Eltern ſah er nicht wieder. Die Mutter raffte der Gram vor der Zeit dahin; ihr Mann folgte ihr bald. Der Freyherr aber ſtieg zu dem erſten Poſten an ſeinem Hofe, hielt ein glänzendes Haus, und ſtarb reich und geehrt in einem hohen Alter. Auch Euſebius hatte eine vortheilhafte Anſtellung in der Reſidenz erhalten;

aber die Nähe des Mannes, den er als den Verführer ſeiner Mutter und den Urheber ſo mannichfaltigen Unglücks verabſcheuen mußte, während er ihn als Vater hätte ehren ſollen, vertrieb ihn von da, und er zog eine beſchränktere Laufbahn in einer Landſtadt vor. Auch hier ſah man ihn ſelten froh. Sein Leben war muſterhaft. Geheirathet hat er nie.

* *
*

Es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten meines Vaters, daß er ſich über die Verfügungen der Regierung wenig ausließ, und ſie nie tadelte, nicht aus Furcht vor Menſchen, ſondern aus Scheu, ohne rechte Kenntniß der Sache zu urtheilen. Sie werden ja wohl wiſſen, warum ſie es thun, ſagte er dann, denn ſie haben es zu verantworten. Auch ſetzte er wohl hinzu: Wer ſo im Dunkeln ſteht, wie wir,

muß ja wohl glauben, daß die, welche das Licht haben, auf dem rechten Wege gehen. Beſſer wär' es vielleicht, wenn ſie uns auch das Licht zuwendeten, damit wir wüßten, woran wir ſind; aber ſo lange das nicht geſchieht, müſſen wir ſchweigen, und thun, was geboten wird.

Als einſtmals dem Lande eine ſchwere Steuer auferlegt worden war, um, wie die Sage ging, unnütze Schulden des Fürſten zu tilgen, hatte ſich eine Menge von Bürgern mit einem Bittſchreiben an den Landesherrn gewendet, um wenigſtens einen Theil der Laſt von ſich abzulehnen. Der Erfolg war, wie die Klügſten zum Voraus geſagt hatten; die Bitte ward abgeſchlagen und ein harter Verweiß der Ungebühr hinzugefügt. Die Bittſteller waren nun höchſt unmuthig, und ihr Unmuth hatte ſich auch andern mitgetheilt. Wie nun mein Vater, was

bey langen Tagen im hohen Sommer häu≠ fig geſchah, am Abend vor ſeinem Hauſe auf der Bank ſaß, und die Nachbarn ſich um ihn verſammelten, war von nichts die Rede als von dieſer Sache, und jeder ur≠ theilte darüber, wie ſein Verdruß es ihm eingab. Einer meinte, es werde noch ſo weit kommen, daß man das Land mit dem Rücken anſehen und über dem Meere Unterhalt ſuchen müſſe; ein Anderer, dann wäre es beſſer, die verſchwenderi≠ ſchen Fürſten aus dem Lande zu treiben und ſelbſt Ordnung zu machen; ein Drit≠ ter, man müſſe mit den Miniſtern anfan≠ gen, die dem unnützen Aufwande keinen Einhalt thäten, und mit den andern Blut≠ igeln, die die Schwachheit des Landes≠ herrn misbrauchten, und ihm ſein, oder vielmehr ſeiner Unterthanen Geld ab≠ ſchmeichelten. Da nun viel ſolcher Reden gefallen waren, und mein Vater immer

ſchwieg, fragten ihn einige, was Er denn von der Sache meine, und ob er keinen Rath zu geben wiſſe. Worauf er alſo anhub: Gute Nachbarn, es iſt wohl keinem von Euch zu verargen, daß er den Verdienſt ſeiner Arbeit nicht gern für Etwas hingibt, das er nicht kennt; und eine Laſt, die man nicht freywillig aufnimmt, drückt doppelt ſo ſchwer. Ihr meint, das gemeine Weſen ſey ſchlecht berathen, weil man Euch zumuthe, der Ueppigkeit der Einen, und der unerſättlichen Begier der Andern förderlich zu ſeyn, und es ſey eine ſchreyende Ungerechtigkeit der Regierung, weil ſie den eigenen Haushalt ſchlecht führe, ordentliche und fleißige Hausväter in Noth zu bringen. Das klingt Euch freylich ſehr gut und jeder hört es gern; aber iſt es darum auch recht und wahr? Von dem Haushalte des Ganzen wißt Ihr wenig oder nichts; und wenn

man Euch auch Einſicht in die Bücher verſtattete, wie Viele könnten es verſtehen, oder das Nothwendige von dem Entbehrlichen ſondern? Gute Nachbarn, jeder von Euch weiß, daß die Tadelſucht immer auf den Beinen iſt, und daß die Misgunſt ihre Mutter, und die Lüge ihre Schweſter iſt; und es iſt wohl keiner, dem ſie nicht in die Wirthſchaft geſehen, und Verdruß bereitet hat. Tadeln iſt überall leichter als beſſer machen; und weil der Tadler klüger ſcheint, ſo geben ihm die Meiſten Gehör, ohne zu fragen, ob er es auch beſſer weiß. Wie Ihr nun das in Euerm eignen kleinen Gewerbe vielfältig erfahrt, wie ſoll es wohl anders ſeyn bey dem großen Haushalte des gemeinen Weſens, wo ſo viele Dinge zu wiſſen und zu erwägen ſind? Ueber den, der in Eurer Werkſtatt etwas tadelt, was er nicht verſteht, lacht Ihr mit Recht, oder erzürnt

Euch auch wohl und weiſt ihm die Thür. Wollt' Ihr es nun doch eben ſo machen, wie jene Unverſtändigen? Wißt Ihr nicht, was die Schrift ſagt: „Es ſtraft einer oft ſeinen Nächſten zur Unzeit, und thäte weislicher, daß er ſchwiege." Und ein andermal: „Verſtehſt du die Sache, ſo unterrichte deinen Nächſten; wo nicht, ſo halte dein Maul zu; denn Reden bringt Ehre und Reden bringt Schande, und den Menſchen richtet ſeine eigne Zunge." Bedenket aber auch vor allen Dingen, daß Ihr Bürger ſeyd und Chriſten, und daß jeder gehorchen muß der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Wenn ſie Unrecht thut, ſo wißt Ihr wohl, daß Ihr nicht zum Richter über ſie beſtellt ſeyd; doppelter Frevel aber iſt es, unbefugt zu richten, und ohne ſichre Kenntniß des Unrechts. Auch Unrecht mit Unrecht vergelten, hat noch keinem gefrommt, und es

bleibt ewig wahr, daß es beſſer iſt, Unrecht leiden als thun. Wir werden alle Rechenſchaft geben müſſen an jenem Tage über Jegliches, was wir gethan haben; die ſchwerſte Rechenſchaft aber liegt den Fürſten und ihren Dienern ob; denn da ihnen Viel anvertraut worden, ſo wird auch Viel von ihnen gefordert werden. Dann wird ein Richter ſprechen, in welchem kein Irrthum iſt; und wohl dem Manne, er ſey ein König oder ein Knecht, der mit frohem Muthe vor dieſem Richter ſtehen kann! Von Euch aber, gute Freunde und Nachbarn, denke jeder ſeinen eignen Pflichten nach, und verwalte ſein Haus nach der rechten chriſtlichen Weiſe; und wenn er da nichts mehr zu beſſern hat, ſo danke er Gott für ſeine Hülfe und Segen. Um das weltliche Regiment aber ſorge er nur dann, wenn er dazu berufen wird.“

Zu dieſer Rede ſchüttelten freylich die heftigſten Sprecher den Kopf, die Ruhigern aber ſtimmten bey und ſagten: Es ſey wohl wahr, daß ein Jeder vor ſeiner eignen Thür zu kehren habe; aber es bleibe immer hart, glauben zu müſſen, man werde ohne Noth ſo gedrückt.“ Alle gingen indeß beruhigter nach Hauſe, und es war keiner unter ihnen, der die Steuer nicht zur vorgeſchriebenen Zeit entrichtet hätte. Gleichwohl ging am Hofe die Sage, mein Vater halte aufrühreriſche Reden an den Pöbel, und fordere ihn auf, die Fürſten und ihre Diener aus dem Lande zu jagen. Ein alter, tief verſchuldeter Kammerherr bemerkte, daß der Verkehr, in welchem mein Vater mit allen Bettlern ſtände, aufrühreriſche Geſinnungen verriethe; und eine bejahrte Freundin ſetzte hinzu, ſie erinnre ſich vor Jahren, von dem Präſidenten des Conſiſtorii

gehört zu haben, daß er ein Myſtiker und Separatiſt ſey. — Solche Menſchen, fuhr ein Hofjunker fort, der weder Myſtik noch Separatismus kannte, ſind in unſern Zeiten unendlich gefährlich. Sie erhitzen die leeren Köpfe mit ſchwärmeriſchen Ideen, und brauchen ſie dann zu ihren geheimen Zwecken, die auf nichts anders gehen, als auf den Umſturz der Throne. — Der Fürſt hörte aufmerkſam und nicht ohne Beyfall zu; die Miniſter berathſchlagten; aber ehe ſie zu einem Entſchluſſe kommen konnten, rührte den Fürſten der Schlag; ſein Haus ſtarb mit ihm aus; ſein Hof zerſtreute ſich, und mein Vater blieb in Ruhe.

* * *

Mein Vater kam durch ſein Amt mit dem Elende der Menſchen in die nächſte Berührung. Er würde aber geglaubt ha-

ben, allzu wenig zu thun, wenn er mit den geringen Mitteln, die ihm zu Gebot ſtanden, das Elend nur, wie gewöhnlich geſchieht, auf kurze Friſten gemindert hätte; vielmehr forſchte er mit unermüdlichem Eifer ſeinen Quellen nach, wodurch es ihm denn gar oft gelang, auch die Mittel zu entdecken, durch die es gehoben werden konnte. Von dem gewöhnlichen Allmoſengeben war er ein Feind. Er fragte, was man denn von einem Arzte halten würde, der ſtatt den freſſenden Krebs mit der Wurzel auszurotten, ihn täglich mit Salben beſtriche, die den Schmerz zwar augenblicklich minderten, aber das tödliche Uebel ſo recht eigentlich in die innerſten Tiefen des Körpers trieben. Er behauptete, dieſe bequeme Art der Wohlthätigkeit, die mit einigen leicht entbehrten Kreuzern den widrigen Anblick des Elends ſo ſchnell als möglich bey Seite ſchaffe, ma-

che den Dürftigen erſt zum dreuſten Bettler, und von da ſey zum Diebe nur ein kleiner Schritt. Daher müßten auf jeden Fall Allmoſen eben ſo heimlich gegeben als empfangen werden, und ſollten vielleicht überhaupt nur bey Kranken und körperlich Hülfloſen ſtatt finden; in den meiſten andern Fällen ſey oft ein treuer und tüchtiger Rath dem anſehnlichſten Allmoſen, und bisweilen ſogar ein Stein dem Brode vorzuziehen. Zur Erklärung dieſes Ausdruckes erzählte er, es ſey ihm eines Tages hinterbracht worden, daß ein armer Scheerenſchleifer durch die Noth dahin gebracht worden ſey, ſein Rad zu verſetzen, und nun mit ſeinen Kindern an dem letzten Brode zehre. Da hab' er ihm den Stein eingelößt, und in der Nacht vor die Hausthüre ſtellen laſſen, und gleich beym Anbruch des Tages Leute hingeſchickt, welche Arbeit beſtellten; wo denn

der Mann zu Mittag mit allen den Sei⸗
nigen ſich von ſeiner Hände Er⸗
werb habe ſatt eſſen können. Auf die
Worte von ſeiner Hände Erwerb
legte er einen großen Nachdruck. Nur das
Erworbene freue den Menſchen recht und
gedeihe ihm wohl. Die heilige Schrift
ſage zwar allerdings, es ſey den Vorel⸗
tern des Menſchengeſchlechts als ein Fluch
auferlegt worden, ihr Brod zu eſſen im
Schweiße ihres Angeſichts; aber Gottes
Vaterherz habe auch gleich einen Segen
in den Fluch gelegt. Und dann ſetzte er
halb ſcherzend hinzu: Ich möchte faſt
glauben, der Sündenfall wäre nicht ge⸗
ſchehen, hätten die erſten Eltern nicht ſo
reichliche Muſſe gehabt.

Die Geſinnungen, mit denen mein
Vater ſein Amt verwaltete, das ihn auf
die Weiſe, wie er es trieb, oft ganze Ta⸗
ge raſtlos beſchäftigte, hatten ihm bey den

Unbemittelten und den Kindern des Unglücks in großes Anſehen gebracht. Unſer Haus war daher gewiß eines der beſuchteſten in der Stadt, aber leider waren es auch die trübſeligſten Geſtalten, die darin ein und ausgingen. Bey Hof hieß deshalb mein Vater der König der Bettler oder der Bettlerkönig, und ſein Haus Hôtel des Gueux; in der Stadt aber, vornemlich unter den Dürftigen, hieß er der Armenvater; und er gab ſich mehr Mühe, dieſen Titel mit Recht zu führen, als mancher Vater des Vaterlandes, der auch dieſen Titel nur als ein Erbtheil empfangen hat. Ich kann mit Wahrheit ſagen, daß die Meiſten, die mit Thränen des Jammers zu ihm kamen, ihn mit Thränen der Freude verlieſſen. Denn das, was den Meiſten gebrach, die Hofnung eines rechtlichen Zuſtandes durch ehrlichen und regelmäßigen

Erwerb, das wußte ihnen mein Vater wieder zu geben. Alle Quellen des Erwerbs in der Stadt und der Gegend waren ihm bekannt; es wurde ihm alſo nicht ſchwer, jedem den Weg beſtimmt anzuzeigen, den er zu gehen habe; und, da ſeine Empfehlungen bey der ganzen erwerbenden Claſſe von großem Gewicht waren, einem jeden die angemeſſenſten Beſchäftigungen zuzuweiſen.

Daß dieſes Geſchäfte nicht leicht, daß es mit großen Beſchwerden verbunden war, oft Unannehmlichkeiten mannichfaltiger Art nach ſich zog, auch bisweilen mit Undank belohnt wurde; das wird niemanden wundern, der das menſchliche Leben kennt. Mein Vater ertrug Alles mit Geduld, und überwand die Schwierigkeiten, die ſich ihm entgegenſtellten, durch die Kraft ſeines heitern Geiſtes. Nur da verlohr er bisweilen das Gleich-

gewicht, wo er Misbrauch der Gewalt, Willkühr und Selbſtſucht auf ſeinem Wege fand, die den Armen, der neben dem Glücklichen nur ungeſtört zu athmen begehrt, höhnend zu Boden tritt, göttliche und menſchliche Rechte ſpottet, mit fremder Ehre wie mit Marken ſpielt, dem Armen das einzige Schaf, dem Vater die Tochter und der Unſchuld ihre Kronen raubt — und es bedurfte dann der ganzen Stärke ſeines Characters, um, im Gefühle der Ohnmacht gegen die mächtigen Dränger, nicht das ganze harmvolle Geſchäft von ſich zu werfen, und dem Gelübde treu zu bleiben, das er ſich als Jüngling geſchworen hatte.

Einige Fälle dieſer Art ſind mir noch gegenwärtig, und ich will Einen derſelben hier erzählen, weil er die Handlungsweiſe meines Vaters kenntlich macht. Eines Tages — es war ein ſtürmiſcher

Wintertag — kam ein armes, ſchüchter≈nes Weib, das ſich nur mit Mühe auf den Füßen hielt. Ihre Kleidung war armſelig, doch reinlich; auf dem Arm trug ſie ein Kind, das, kaum zur Noth≈durft bedeckt, vor Kälte zitterte. Ein Bild des Elendes und Jammers ſtützte es ſein welkes Köpfchen an die Wange der Mutter, die nur an dieſer Stelle ein we≈nig erröthete. Eine tödliche Bläſſe lag auf dem übrigen Geſichte, deſſen zierliche Bildung noch Reſte von Schönheit zeigte. Schüchtern ſahen ihre großen ſchwarzen Augen unter den langen Wimpern her≈vor, und es dauerte einige Zeit, ehe von ihren blaſſen Lippen Worte kamen. Ihr ganzes Anſehen ſprach ohnedem für ſie. Sie war eben von einer langwierigen K.ankheit erſtanden; ihre arme Haus≈wirthin hatte das letzte Brod mit ihr ge≈theilt; jetzt vermocht' es auch dieſe nicht

mehr. Sie wünſchte Arbeit, und für den Augenblick nur ſo viel Hülfe, um nicht mit ihrem ſchuldloſen Kinde zu verhungern. Häufige Thränen drängten ſich durch ihre Rede, die, ſo wie ihr ganzes Weſen, eine Bildung zeigte, die mit ihrem jetzigen Zuſtande im herbſten Gegenſatz war. Nur leiſe ſprach ſie ihre Wünſche aus; beſchämt bat ſie, nur für ihr Kind, nicht für ſich. — Es war wohl das Erſtemal, daß ſie einem Fremden ihr Unglück klagte.

Alles das flößte uns die lebhafteſte Theilnahme ein. Meine Mutter ſuchte für das halb nackte Kind eine paſſende Bekleidung; einige leichte Nahrung fand ſich auch; dem Bedürfniſſe für die nächſten Tage half mein Vater ab. Das arme Weib wußte nicht, wie es ſeine Dankbarkeit ausdrücken ſollte. Aber die Thränen ihrer Rührung floßen von ihren blei-

chen Wangen auf das Kind, das matt an ihr herauf ſah, und mit der Hand nach dem Kinn der Mutter reichte, als ob es ſie tröſten wollte.

Nach Verlauf einiger Tage kam ſie wieder auf Verlangen meines Vaters, welcher indeß Erkundigungen eingezogen, und ihr eine Gelegenheit zu Arbeiten ausgemacht hatte. Ihre Kräfte hatten ein wenig zugenommen; aber was auch meine Mutter thun mochte, ihre Hofnung zu wecken, ſie nahm es dankbar an, aber es drang nicht in ihr Inneres ein. Erſt nachdem ſie mehrmalen zu uns gekommen, weckte die Theilnahme, die ſie erfuhr, ihr Vertrauen, und ſie theilte uns ihre Leidensgeſchichte ohngefähr in folgenden Worten mit:

„Ich bin ſeit meinem vierzehnten Jahre eine Vater- und Mutterloſe Waiſe. Da ich früh zur Arbeit angehalten wor-

den war, wurde es mir nicht ſchwer mich zu nähren; und die Zinſen eines kleinen Erbtheils reichten etwa für die Hausmiethe hin. Mein Leben war ruhig und eingezogen. Ich mochte ohngefähr ſechzehn Jahre alt ſeyn, als ich mich mit dem Sohne eines Nachbars verſprach, der ein Tiſchler war, und nur die Zeit der Meiſterſchaft erwartete, um mich zu heirathen. Ich hatte keine große Neigung zu ihm," ſetzte ſie hinzu, „aber da er ein ſehr rechtſchaffner Menſch war, und mir mit den größten Eiden betheuerte, er könne nicht glücklich ſeyn ohne mich, ſo verſprach ich ihm meine Hand, in der Hofnung, daß die Liebe dann auch nachkommen würde."

„Unterdeſſen," fuhr ſie fort, „zog ein junger Officier in das Haus, in welchem ich bey einer alten Muhme wohnte. Da ich ſelten ausging, verſtrich eine geraume Zeit, ehe wir uns ſahen, und ich hätte

kaum etwas von ſeinem Daſeyn gewußt, wenn nicht meine Muhme, die ihm einige Dienſte erzeigte, oft mit bewundernder Redſeligkeit das Lob des jungen, ſchönen Grafen geprieſen hätte. Sie mochte ihm auch zu meinem Unglück von mir erzählt haben. Eines Abends, als ich noch ſpät bey der Lampe ſaß, um eine dringende Arbeit zu endigen, und meine Muhme ſich ſchon zur Ruh begeben hatte, klopfte etwas leiſe an meine Thür, und ich hatte noch nicht Zeit gehabt aufzuſtehen, als der Graf hereintrat, und um die Erlaubniß bat, ſein Licht bey mir anzuſtecken. Ich war ſo beſtürzt über dieſe Erſcheinung, daß ich kein Wort erwiedern konnte. Ich nahm ihm das Licht aus der Hand, zündet' es an und gab es ihm zurück. Er ſah mich unterdeßen mit einiger Aufmerkſamkeit an, fragte nach meiner Arbeit, bewunderte ſie, und wußte ſo geſchickt eine

Rede an die andre zu knüpfen, daß er wohl eine Viertelſtunde bey mir geweſen ſeyn mochte, ehe er Abſchied nahm.“

„Das Benehmen und die ſcheinbare Sittſamkeit dieſes Mannes gefiel mir faſt noch mehr als ſeine Geſtalt; und ich geſtehe, daß ich den Reſt der Nacht immer an dieſen Beſuch dachte, der mir übrigens ganz abſichtlos ſchien. Auch verſtrichen mehrere Tage, ohne daß ich wieder etwas von ihm hörte; und wollte Gott, ich hätte ihn nie wieder geſehen, und nie wieder ſeine Stimme gehört! Nach acht Tagen ohngefähr ſchickte er mir durch meine Muhme einige Näharbeit; kam dann ſelbſt, um darnach zu fragen, oder dieſe und jene Aenderung daran zu beſtellen; und bald waren ſeine Beſuche ſo regelmäßig, daß wir uns wunderten, wenn er einmal einen Tag überging. Sein beſcheidnes Betragen blieb ſich gleich. Da er gereiſt

war und mehrere Feldzüge gemacht hatte, ſo war ſein Geſpräch unterhaltend und angenehm; vor allen aber verſtand er die Kunſt zu ſchmeicheln, und den Schein des gutmüthigſten Wohlwollens anzunehmen, ſo daß, wenn er mich auch bisweilen bey der Hand nahm, dieß nur der natürliche Ausdruck ſeiner Gutmüthigkeit zu ſeyn ſchien. So mochte wohl ein Monat verſtrichen ſeyn, als er eines Tages — es war im Anfang des Mai — die Bemerkung hinwarf, daß ich ein gar zu trauriges und freudenloſes Leben führte. Ich ſey zu jung, um mich ſo lebendig zu begraben, und es gehe ihm an das Herz, wenn er mich immer und immer arbeiten, und nicht einmal des Sonntags feyern ſähe. Dann machte er die reizendſten Beſchreibungen von einigen Vergnügungsorten in der Nähe, nannte mehrere Mädchen meines Alters, die

ſie beſuchten, und ſchloß endlich mit dem Vorſchlage, mich den nächſten Sonntag an einen dieſer Orte zu führen. Ich lächelte dazu, und da er eine Antwort verlangte, wich ich erſt aus, und ſchlug es dann ganz ab, obgleich mit ſchwerem Herzen; denn ich hätte gern einmal ein ſolches Vergnügen gehabt. Als er weggegangen war, und ich wieder an ſeinen Vorſchlag dachte, kam mir meine Lebensart viel trauriger vor als je; ich fühlte ein tiefes Mitleiden mit mir ſelbſt, und fing endlich zu weinen an. Meine Muhme bemerkte es, und auf ihr Fragen geſtand ich ihr meine Schwachheit. Dieß war der erſte Schritt, den ich zu meinem Verderben that. Meine Muhme, die von dem Grafen ganz bezaubert war, ſchalt mich aus, daß ich ſo albern geweſen, ſein Anerbieten nicht gleich anzunehmen; und es lag nicht an ihr, daß die Unterhandlungen

nicht ſogleich wieder durch ſie angeknüpft wurden. Ich verbot ihr dieß ernſtlich, war aber doch ſchwach genug, ihr zu verſprechen, wenn er die Einladung wiederholte, ſie nicht zurückzuweiſen.“

„Zwey Tage lang blieb der Graf aus, und ich fürchtete ſchon ihn durch meine Weigerung beleidigt zu haben. Es möchte dieß auch wohl ſeine Meinung ſeyn. Den dritten Tag kam er wieder, ſprach aber nur wenig und minder zutraulich, und von dem Vorſchlage war die ganze Woche die Rede nicht mehr. Als aber der Sonnabend kam, fragte er mich, was ich bey dem ſchönen Wetter morgen thun würde? — Ich werde in die Kirche gehen, antwortete ich mit einem unterdrückten Seufzer. — Und dann? — Dann, ſagte ich erröthend, werde ich an den Manſchetten fortnähen, die ich hier in der Arbeit habe.“

„Dieſe Manſchetten waren die Seinigen. — Nimmermehr, ſagte er mit Heftigkeit, nimmermehr werde ich zugeben, daß Sie einen ſo herrlichen Tag, als der morgende zu werden verſpricht, mit einer Arbeit für mich verderben. Nimmermehr. Gönnen Sie ſich wenigſtens morgen eine Erholung, und erlauben mir, Sie an einen Ort zu begleiten, der Sie entzücken wird. — Er nannte hier einen Luſtort in der Nähe des Waldes, einen der entlegenſten und der am wenigſten beſucht war — und ſchilderte die Reize der Gegend, die entzückenden Anlagen, die Pracht der Baumblüthe, mit den lebhafteſten Farben. Und da ich unentſchloſſen ſchwieg — ach hätte ich doch der innern Warnung gefolgt! — faßte er mich an beyden Händen, ſah mir bittend in die Augen, und wiederholte mit ſteigender Dringlichkeit: O gönnen Sie mir

dieſe Freude — ſchlagen Sie mir dieſe einzige, unſchuldige Bitte nicht wieder aus Eigenſinn ab.“

„Ach ich war nur allzu geneigt ſie zu erfüllen, und dieſer unglückliche Augenblick von Schwachheit entſchied mein Unglück. Mit Bangigkeit und Freude ſagte ich Ja, wenn es die Muhme wollte. Dieſe, die nicht geglaubt hatte, daß auch auf ſie gerechnet ſey, willigte mit freudiger Ueberraſchung ein, wenn der Herr Graf es erlaubte. Dieſer mußte wohl, vielleicht gegen ſeinen Willen; denn gegen mich hatte er der Muhme nicht erwähnt. Alles wurde nun verabredet. Der Wagen ſollte uns vor dem Thore aufnehmen; er wollte vorausreiten und wie von Ohngefähr mit uns zuſammentreffen. Er konnte nicht müde werden, mir ſeine Freude auszudrücken, und was er ſich für einen herrlichen Tag verſpreche.

Beym Abſchied wollte er mich in ſeinem Freudenrauſche küſſen; ich wehrte ihm ab und er drang nicht weiter in mich.“

„Als er ſich wegbegeben hatte, war meine Muhme unerſchöpflich in dem Ruhme unſeres Freundes — ſo nannte er ſich jetzt — und die Erwartung des frohen Tages, dem wir entgegenſahen, ließ uns nur wenig ſchlafen. Recht froh war ich aber doch nicht; ja, es war mir, als ob ich etwas unrechtes thäte. Auch dachte ich in dieſer Nacht, was lange nicht geſchehen war, an meinen abweſenden Verlobten. Wenn der eben Morgen zurückkäme, dachte ich, und dich nicht zu Hauſe fände, und erführe — Dieſer Gedanke ängſtigte mich. Gern hätte ich die Sache rückgängig gehabt; aber ich ſchämte mich; und als der Morgen nahte, und der Himmel klar und wolkenlos zu meinem Kammerfenſter herein ſchien, zog mei-

ne Unruhe und Bangigkeit mit dem Schatten der Nacht ab. Ich ſtand früher auf, als nöthig war; ſchmückte mich ſo ſorgfältig, als ich konnte, und war eben fertig, als der Graf anklopfte, mir einen guten Morgen zu wünſchen, und die Zeit noch Einmal anzuzeigen, wo Er und der Wagen uns vor dem Thore erwartete.“

„Einige Stunden nachher ſaßen wir in dem Wagen, und hatten den Grafen bald eingeholt. Er ritt ein ſchönes und muthiges Pferd, das er mit gutem Anſtand und vollkommener Sicherheit lenkte; er kam mir jetzt, wo er neben dem Wagen herritt, und mich unterhielt, noch ſchöner vor und ſein Geſpräch noch anmuthiger als ſonſt. Ich war voll Eitelkeit in einem ſchönen Wagen zu ſitzen und einen Cavalier zur Seite zu haben, der mir auf die angenehmſte Weiſe ſchmeichelte, mei-

nen geſchmackvollen Anzug lobte, und mir auf mehr als eine Art ſagte, daß ich nie ſchöner geweſen ſey. Auch die Schönheit des Tages und die Gegend, durch welche wir fuhren, wirkte wunderbar auf mein Gemüth. Ich war wie berauſcht und glaubte glücklich zu ſeyn. In der Nähe des Wirthshauſes verließ uns unſer Begleiter, um voraus zu eilen, und uns, als ob es von Ohngefähr geſchähe, an der Thür zu empfangen."

„Das Wirthshaus lag mitten im Wald. Es war noch einige Geſellſchaft aus der Stadt da, von der ich niemanden kannte; aber der Graf kannte Alle, und es machte mir keine geringe Angſt, als ihn einige junge Leute bey Seite zogen, heimlich mit ihm flüſterten und lachten; ich glaubte, daß die Rede von mir ſey. Er entzog mich indeß dieſer Verlegenheit bald. Wir verließen das Haus,

um uns im Walde in einer Laube einzu-richten, von wo aus die Gegend umher wie ein Garten erſchien. Hier brachten wir den größten Theil des Tages zu, aßen und tranken, und freuten uns der Muſik, die ſich hin und wieder nah und fern aus den Gebüſchen hören ließ. Ich hatte nie einen ſo glücklichen Tag ge-habt. Der Graf verſicherte das Nemliche. Er war ſo verbindlich, wie ich ihn noch nie geſehen hatte; jeden Wunſch ſchien er in meinen Augen zu leſen, und je inniger meine Freude wurde, deſto lauter und lebhafter wurde die ſeinige.“

„Ach das waren die letzten frohen Stunden meines Lebens,“ fuhr das arme Weib fort, und ein Strom von Thränen quoll aus ihren Augen. Sie ſchluchzte heftig und mit empor gewendeten Blicken ſagte ſie endlich: „O Gott, wie können Men-ſchen ſolche Teufel ſeyn!“

Nach einer kurzen Pauſe ſetzte ſie ihre Erzählung fort: „Als der Tag ſich zu neigen begann, und rings umher Wolken aufzogen, die ein Ungewitter drohten, erinnerte ich, daß es nun wohl Zeit ſeyn möchte aufzubrechen. Der Graf ſchien es zufrieden, und ging ſelbſt in den Gaſthof, um die nöthigen Anſtalten zu treffen; kehrte aber bald mit verdrüßlichem Geſichte und mit der Nachricht zurück, es ſey etwas an unſerm Wagen beſchädigt; der Schmidt ſey mit Wiederherſtellung beſchäftigt; er hoffe, daß es nicht lange dauern ſolle. Wir möchten indeß, da das Wetter allerdings bedenklich würde, und der Wind ſich erhübe, in das Haus zurückkehren. Hier war es ganz ſtill geworden. Sämmtliche Gäſte waren aufgebrochen, und da ich immer ängſtlicher auf das Wegfahren drang, meldete der Wirth, die fehlende Schraube könne unter zwey

Stunden nicht wieder hergeſtellt werden. Der Graf ſtampfte mit dem Fuße, und ſchien höchſt verdrüßlich, weil er zu Abend in der Stadt verſagt ſey. Ich bat ihn voraus zu reiten; aber er ſchwur, er werde uns auf keine Weiſe allein fahren laſſen. Zugleich befahl er dem Wirth, uns ein beſonderes Zimmer zu geben, ein Abendeſſen zu bringen und Punſch."

„Alles wurde mit Schnelligkeit erfüllt; denn ach! alle dieſe Einrichtungen, waren, wie ich nicht zweifeln kann, früher getroffen, Alles berechnet und die Beſchädigung des Wagens ein leeres Vorgeben. Auch kehrte die Heiterkeit des Grafen gleich wieder zurück, als wir um die rauchende Schale ſaßen. Er ſchenkte fleißig ein; meiner Muhme am meiſten, die durch die Luft und die Gänge ermüdet, ſehr bald die Wirkung des ungewohnten Getränks ſpürte, und in einen tiefen

Schlaf fiel. Schon lange hatte es von fern geblitzt; das Gewitter zog immer nä- her heran, meine Angſt war unbeſchreib- lich, und beſchleunigte den Rauſch. Da die Fenſter unſers Zimmers nicht verdun- kelt werden konnten, und die Blitze mich ängſtigten, zog mich der Graf in ein an- ſtoßendes dunkles Cabinet auf den Sopha, und ließ mich, die vor Furcht zitterte, nicht aus den Armen. Die Bewegung des Gemüths, in der ich den ganzen Tag geweſen war, und das ſtürmiſche Getränk, das der Graf mir aufgedrungen hatte, be- günſtigte ſeinen ſchändlichen Plan. Ach ich war von allem Mistrauen ſo frey! Ich fiel, und als ich aus dem Taumel er- wachte, und ihn von mir ſtieß und wein- te und rufte, verſchloß er mir den Mund durch wilde Küſſe, und hielt mich ſo feſt, daß ich ihm nicht entſchlüpfen konnte. Er wiederholte mir tauſendmal mit den hei-

ligſten Schwüren, daß ich ihn zu den glücklichſten Menſchen gemacht; er werde nie aufhören mich zu lieben, und nie mich verlaſſen.“

„Das Gewitter war indeß vorüber gegangen, der Wagen angeſpannt. Meine Muhme wurde ſchlaftrunken hineingehoben, und auch der Graf ſetzte ſich mit ein, und empfahl ſein Pferd dem Wirthe. Ich weinte den ganzen Weg über, und die Schmeichelworte, die mein Begleiter mir zuflüſterte, vermehrten meine Thränen noch. Ich verabſcheute ſeine That, und doch konnt' ich ihn nicht haſſen; ich verabſcheute mich mehr als ihn und haßte mich ſelbſt.“

„So kamen wir an. Neben mir ſizzend hatte er oft verſucht mich zu küſſen; ich wich ihm aus; beim Ausſteigen umarmte er mich. Ich wehrte ihn nicht ab, aber ſeinen Kuß erwiedern konnt' ich nicht.

Der Schlaf floh mich in dieſer Nacht — und ach wie viele ſchlafloſe Nächte ſind dieſer gefolgt! — Der nächſte Tag war trübe; ich konnte nicht aufhören zu weinen und mußte doch meine Thränen verbergen. Der Kopf ſchmerzte mich heftig. Meine Muhme aber konnte nicht müde werden, die Freuden des vorigen Tages zuſammenzuzählen, und die Herablaſſung des Grafen zu rühmen, der jezt noch mehr als vorher ihr Abgott geworden war. Jedes ihrer Worte ſchnitt tief in mein Herz. Gegen Mittag kam der Graf ſelbſt, ſich nach meinem Befinden zu erkundigen, und ſchien nicht wenig verwundert, mich mit geſchwollenen Augen und ſo wortkarg zu ſehen. Er wußte meine Muhme zu entfernen, und drang dann mit den zärtlichſten Worten in mich, ihm die Urſache meines Kummers zu entdecken, und mein Herz in das ſeinige aus-

zuſchütten. Dieſe Aeuſſerungen empör-
ten mich, und da ich nicht antwortete,
wollte er mich in die Arme nehmen und
durch Küſſe verſöhnen. Ich ſtieß ihn mit
Unwillen von mir. Gehen Sie, ſagte
ich; Sie haben mich zu Grunde gerichtet.
Möcht' ich Sie nie wieder ſehen, und
möcht' ich Ihr Andenken und die Erinne-
rung des geſtrigen Tages ewig in meinem
Gedächtniſſe austilgen können."

„Ich will nicht wiederholen, was er
Alles ſagte, um meinen Zorn zu beſänf-
tigen. Dieſe Sprache koſtete ihm wenig,
aber ſie half ihm nichts. Da er bey den
nächſten Beſuchen ſah, daß ich immer des
nemlichen Sinnes blieb, und mein Un-
wille ſich eher vermehrte als minderte,
kam er nur ſelten noch; dann immer ſelt-
ner; blieb dann ganz aus, und bezog end-
lich eine andre Wohnung in dem entgegen-
geſetzten Theile der Stadt. Meine Muh-

me, die ſich in das Alles nicht finden konnte, trauerte über dieſen Entſchluß; mir aber war es, als ob ich erſt jetzt wieder freyer athmen könnte, da ich meinen Verführer nicht mehr in meiner Nähe wußte."

„Einige Monate verſtrichen, ohne daß ſich mein Trübſinn minderte; aber jetzt ward ich eine Veränderung in meinem Zuſtande gewahr, die ich für den Vorboten meiner Schande halten mußte. Ich wollte noch zweifeln; aber dieſer Troſt mußte nur allzubald der Ueberzeugung weichen. Mein Jammer war grenzenlos, und ich hatte niemanden, dem ich mein Elend hätte vertrauen können. Denn eben um dieſe Zeit erkrankte meine Muhme und ſtarb, und ſo ſehr mich ihr Tod ſchmerzte, weiß ich doch nicht, ob ich nicht einen Troſt in dem Gedanken fand, daß ſie doch mit dem Glauben an meine Unſchuld geſtorben ſey."

„Ich ging jetzt nicht mehr aus, ſondern härmte mich im Stillen für mich. Jeder Tag, jede Woche, die zu Ende ging, ſchien mich näher zu dem Abgrunde hinzuſtoßen, den ich vor mir geöffnet ſah. Von dem Grafen hörte ich nichts mehr. Nach ihm fragen hätte ich nicht können — um Alles in der Welt willen nicht. War es mir doch ſo, als ob Alle, die wegen Arbeit zu mir kamen, meinen Fall wiſſen müßten und mich verachteten; und dieſe Verachtung, die ich bey andern vorausſetzte, und gegen mich ſelbſt kehrte, drückte mich faſt zu Boden.“

„Die Zeit meiner Entbindung rückte jetzt heran; ich konnte nicht umhin, dem Stadtrichter meinen Zuſtand anzuzeigen. Ich wählte die Zeit der Dämmerung; aber es war mir, als ob jedermann ſähe, wohin ich ginge und weshalb. Da ich dem Stadtrichter mein Unglück ſtammelnd

und weinend anzeigte, ſah er mich befremdet an, und als ich ihm den Namen des Verführers nannte, ſagte er kopfſchüttelnd vor ſich hin: Schon wieder der? und dann zu mir: Geh, mein Kind, du biſt in ſchlimme Hände gefallen.“

„Dieſe wenigen Worte lehrten mich viel; und wie Vieles erfuhr ich nun jetzt, nachdem meine Schande bekannt worden war! Jedermann wußte etwas zu erzählen, und ich hörte mit Entſetzen, daß ich nicht das erſte und nicht das einzige Opfer ſeiner Nichtswürdigkeit war.“

„Um dieſe Zeit kam mein Verlobter von ſeiner Wanderung zurück. Seine erſte Frage war nach mir, und das Erſte, was er erfuhr, mein Unglück. Die Freude war ihm geraubt, und da er mich nun nicht heirathen konnte, wollte er mich auch nicht wiederſehen. Er verſchwand eines Tages, und ließ ſeiner alten Mut-

ter ſagen, er habe es nicht aushalten kön=
nen, und ſey wieder in die Welt gegan=
gen. So war auch dieſes treue Herz
durch mich tödlich verwundet. Die alte
Mutter aber erkrankte kurz darauf, und
ſtarb, wie man glaubte, aus Gram, und
ihr einziger Sohn, nach deſſen Rückkehr
ſie ſich ſo lange geſehnt hatte, ſuchte in ih=
rer letzten Stunde fern von ihr die Ru=
he, die ich ihm durch die ſträflichſte Unbe=
ſonnenheit entriſſen hatte.“

„Mich erhielt der Himmel, wahr=
ſcheinlich zur Strafe für mein Vergehen.
Dieſes Kind kam zur Welt, um meine
Schande, vielleicht auch mein Unglück zu
erben. Denn wer wird ſich ſeiner erbar=
men, da ſein Vater es verſtößt, und ſei=
ne Mutter ihm nichts hinterläßt, als ein
geſchändetes Andenken? — Meine Wochen
dauerten lange, und als ich das Bett wie=
der verlaſſen konnte, entdeckte ich, daß

meine Wärterin mit dem größten Theile meiner Kleidungsſtücke und Wäſche verſchwunden war. Meine kleine Baarſchaft war aufgezehrt, und da ich nicht hatte arbeiten können, hatten mich meine Kunden verlaſſen und ſich an Andre gewendet. Ich mußte alſo meine Wohnung verlaſſen, und mich glücklich ſchätzen, in dem ſtrengen Winter in einem armſeligen Hinterſtübchen ein Unterkommen zu finden, in welchem ſich eine arme, aber rechtſchaffene Wittbe mit Spinnen nährte. Da ich aber auch den geringen Aufwand des armſeligſten Lebens nicht zu beſtreiten vermochte, und die Nahrung für mein Kind zu verſiegen anfing, drang meine Wirthin in mich, den Grafen zu ſeiner Pflicht anzuhalten. Es dauerte lang, eh' ich dieſen Entſchluß faßte, und nur die äußerſte Noth entriß mir die Einwilligung. Ich ſchrieb ihm einige Zeilen und bat um Un-

terſtützung für ſein Kind. Er gab keine Antwort. Ich wiederholte meine Bitte dringender; denn immer mehr drängte mich die Noth. Er jagte meinen Boten mit ſchmähenden Worten fort. — Ich müßte klagen, hieß es nun. Und auch darin mußte ich, trotz meines innern Widerſtrebens, willigen, um die Schlechtigkeit der Menſchen noch deutlicher und gräßlicher kennen zu lernen.“

„Einige Wochen waren verſtrichen, ohne daß ich etwas von dem Erfolge meiner Klage erfahren hatte. Eines Tages, wo ich mit meinem Kinde auf dem Arm ausgegangen war, um Brod zu kaufen, kam ich, ohne es zu wiſſen, bey dem Hauſe des OberAuditeurs vorbey, in welchem die Kriegsgerichte gehalten werden. In dem Augenblick tritt ein Unterofficier aus der Thür, der Schwager meiner Wirthin, dem meine Geſchichte bekannt war, und

da er mich erblickte, ſagte er mit zitternden Lippen zu mir: Er hat es abgeſchworen. — Wer? was? frug ich beſtürzt. — Der Graf; Ihr Kind. — Dieſe Worte betäubten mich; ich ließ ſie mir wiederholen und begriff ſie nicht. Da aber der Graf jetzt ſelbſt auf die Straße trat, und frech, mit zurückgeworfenem Kopfe nach der andern Seite abging, ergriff mich ein ſolcher Wahnſinn, daß ich mein Kind krampfhaft faßte, um es von der Brücke, auf der ich ſtand, hinabzuſchleudern. Aber Gottes Güte bewahrte mich vor dieſem neuen Verbrechen. Da ich das Kind ſo ergriff, weinte es und ſtreckte ſeine Aermchen flehend nach mir aus. Da brach mir das Herz, und ich gab Gott die Rache des Böſewichts anheim. Wie ich nach Hauſe gekommen, weiß ich nicht. Aber ich fiel kurz darauf in eine ſchwere Krankheit, in der ich nichts von mir wußte; und nur

die Wohlthätigkeit meiner armen Wirthin, die ſelbſt die größte Noth litt, rettete mich. Gott vergelte es ihr! Aber wie glücklich wäre ich geweſen, hätte er mich durch den Tod von allem dieſem Jammer erlöſt, und dieſes arme Kind dazu, das, ſo unſchuldig es ſelbſt iſt, mich doch täglich an meine Schuld, und was mir faſt noch entſetzlicher iſt, an die Verruchtheit ſeines gewiſſenloſen Vaters erinnert."

So endigte das unglückliche Weib die traurige Geſchichte, die ſie oft durch ihre Thränen unterbrach. Mein Vater, der beym Anfang ihrer Erzählung über ſeinen Rechnungen ſaß, und kaum aufzumerken ſchien, wie er in ſolchen Fällen gewöhnlich that, ob er ſchon kein Wort verlohr, war, als der entſcheidende Augenblick nahte, aufgeſtanden, und ging mit immer haſtigern Schritten auf und ab. Bey den Worten aber: „Er hat es abgeſchwo-

ren," ſtand er plötzlich ſtill, wie vom Blitze getroffen; ſeine Blicke hefteten ſich auf die Erzählende; ſein Mund war geöfnet, ſeine Hände bis gegen die Bruſt erhoben. Dann ſanken ihm die Arme langſam wieder, und vor ſich hin ſehend ſetzte er ſein Wandeln langſamer fort. Man ſah, daß etwas in ihm vorging und daß er auf Rath ſann. Nach einer kurzen Friſt, und nachdem er die Arme mit einigen tröſtenden und aufrichtenden Worten entlaſſen hatte, nahm er ſeinen vorigen Platz wieder ein, und endigte ſein Geſchäft mit der Ruhe, die er immer hatte, wenn er ſeines Entſchluſſes Meiſter geworden war.

Am folgenden Morgen ging er ziemlich früh aus, um, wie er nachher erzählte, Nachricht von dem gegenwärtigen Thun und Laſſen des Grafen einzuziehen. Auſſer mehr als Einer Büberey, deren ihm jetzt keine unerwartet war, erfuhr er, daß er

ſich, von Schulden erdrückt und von ſei⸗
nen Gläubigern hart gedrängt, ſeit ge⸗
raumer Zeit um die Hand eines eben ſo
reichen als ſchönen Mädchens, der Toch⸗
ter des angeſehenſten Kaufmanns der
Stadt, bewerbe, daß die Mutter dieſe
Bewerbung begünſtige, der Vater aber
Schwierigkeiten mache, ſeine Tochter ei⸗
nem verſchuldeten und ſeiner Sitten wegen
übel berüchtigten Manne zu geben. Es
ſey indeß unverkennbar, daß ſich der Graf
ſeit einiger Zeit Mühe gebe, ſeinen Ruf
zu verbeſſern und den Schein regelmäßige⸗
rer Sitten anzunehmen; ſo daß er durch
dieſe Bemühung, unterſtützt durch die
Eitelkeit der Mutter und ihrer ganzen Fa⸗
milie, doch wahrſcheinlich zu ſeinem Ziele
gelangen werde.

Dieſe Nachrichten kamen der Abſicht
meines Vaters zu Statten. Er begab
ſich ſogleich zu dem Grafen und verlangte

gemeldet zu werden. Der Bediente maß ihn vom Kopfe zu den Füßen, ging zögernd hinein, und kam mit der Antwort zurück, ſein Herr ſey beſchäftigt, er möchte ihm hineinſagen laſſen, was er begehre. Es war offenbar, daß er einen mahnenden Gläubiger fürchtete. Mein Vater antwortete, er habe einen Auftrag, der für den Herrn Grafen von Wichtigkeit wäre, und nicht in andre Hände gegeben werden könnte; er bäte alſo, wenn es irgend möglich wäre, um Audienz.

Jetzt wurde mein Vater hereingelaſſen. Der Graf ſaß auf dem Sopha in bequemer Morgenkleidung, die Beine über einander geſchlagen; in den Händen eine goldene Doſe, mit der er gedankenlos ſpielte. Mein Vater begrüßte ihn mit ſcheinbarer Ehrerbietung; der Gruß wurde nachläßig erwiedert. Ich habe einen Auftrag an Sie, Herr Graf, hub

mein Vater an, der Ihr Herz in Anſpruch nimmt, und da ich nicht zweifeln kann, daß einem Manne von Ihrem Stande jede Gelegenheit zur Grosmuth erwünſcht iſt, ſo habe ich kein Bedenken getragen, dieſem Auftrage — was Sie verzeihen werden — eine beſondere Wichtigkeit beyzulegen. — Der Graf runzelte die Stirn, während ſich ſein Mund zu einem ironiſchen Lächeln verzog. — Sie ſind der Caſtenvorſteher..... (den Nahmen konnte er nicht finden) Nur kurz, wenn ich bitten darf; ich bin beſchäftigt, wie ich Ihnen ſchon durch meinen Bedienten habe ſagen laſſen. — So kurz als möglich, erwiederte mein Vater mit einer leiſen Verbeugung; der Graf warf den Kopf zurück. — Eine Unglückliche, welche beſſere Tage geſehen hat, und jetzt im Elende ſchmachtet, ſucht durch mich bey Ihnen, Herr Graf, Hülfe gegen Ver-

zweiflung. Ich hoffe, Ihre Grosmuth wird dieſe Bitte nicht zurückweiſen. — Der Graf griff in die Taſche, zog ſeinen Beutel zur Hälfte heraus, ließ ihn dann wieder zurückſinken und ſagte: Dieſe Art von Zumuthung kömmt ſehr oft an unſer einen, und je bereitwilliger man iſt zu geben, deſto zudringlicher iſt die Betteley. Schicken Sie die Perſon zu mir, für die Sie intercediren, Herr Kaſtenvorſteher; und wenn ſie meine Unterſtützung verdient, ſo will ich ſehen, was ich für ſie thun kann. Dabey nickte er gnädig mit dem Kopfe und der Hand und wollte ſo meinen Vater entlaſſen.

Mein Vater lächelte, während ſich ſein Herz im Innerſten empörte. Meine Bitte, ſagte er, geht nicht auf ein einfaches Allmoſen, das man Einmal für allemal gibt, und dann zugleich mit dem Empfänger vergißt. — Nun auf was

denn ſonſt? fragte der Graf mit verdrüß⸗
lichem Ernſte, indem ihm die Röthe des
Aergers auf die Stirn trat; auf was
denn ſonſt, wenn ich fragen darf? —
Die Perſon, für die ich bitte, erwiederte
mein Vater, iſt keine gemeine Bettlerin.
Sie hat beſſere Tage geſehen. — Von
Stand? frug der Graf haſtig. — Nicht
was Sie ſo nennen, antwortete mein
Vater; aber von einem rechtlichen, bra⸗
ven Stande, die Tochter rechtſchaffener
Eltern, ſelbſt rechtſchaffen, fleißig, fromm
und von Allen, die ſie kannten, geachtet,
bis das Unglück über ſie einbrach. —
Der Graf ſah verdrüßlich vor ſich hin und
gähnte. Sie haben gehört, daß ich be⸗
ſchäftigt bin, ſagte er, und machen mir da
einen unendlichen panégyrique — eine
ewige Lobrede einer ...... Mein Vater
bat um Nachſicht, und erzählte nun, oh⸗
ne einen Nahmen zu nennen, in gedräng⸗

teſter Kürze, aber ohne einen weſentlichen Umſtand auszulaſſen, die Geſchichte der Unglücklichen, ihre Verführung, ihren Fall, ihr Elend und die Gewiſſensloſigkeit ihres Verführers, von welchem er als von einem ihm unbekannten ſprach. — So langweilig der Graf beym Anfange dieſer Erzählung vor ſich hingeſehen hatte, ſo wurde er doch bald aufmerkſam und immer aufmerkſamer, und bald gerieth er bey ihrem Fortgange in die peinlichſte Verlegenheit. Er wollte lächeln, aber ſeine Muskeln verſagten ihm den Dienſt; er öffnete und ſchloß die goldene Doſe unzähligemal, drückte ſie krampfhaft zwiſchen den Händen, und ſeine Füße, mit denen er anfänglich geſpielt hatte, ſchienen erſtarrt. — Er ſuchte ſich aber zu faſſen, ſtand auf, und ſagte, nach dem Fenſter gewendet, als ob auf der Straße etwas ſeine Aufmerkſamkeit erregte, mit ange-

nommener Gleichgültigkeit: Die Perſon iſt zu beklagen; aber was kann ich für ſie thun? — Und dann ſich umkehrend und feſter auftretend: Mit einem einfachen Allmoſen ſind Sie nicht zufrieden, ſagen Sie? — Dieſes würde die Unglückliche nur demüthigen, ohne ihr zu helfen. Sie bedarf und verdient eine regelmäßige Unterſtützung; und ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie ihr dieſe gewähren, da Sie von ihrem Schickſal ſo ergriffen ſcheinen. Dieſe Theilnahme würde ſich ohne Zweifel noch erhöhen, wenn ich Ihnen den Nahmen der ſo ſchändlich Verführten und Verlaſſenen nennen wollte — Der Graf ſtand auf Kohlen — Sie behauptet, von Ihnen gekannt zu ſeyn, mit Ihnen in Einem Hauſe gewohnt, für Sie gearbeitet, öfters mit Ihnen geſprochen zu haben. — Wohl möglich, ſagte der Graf und wollte gleichgültig ſcheinen,

aber ſeine Lippen zitterten. Mein Vater blickte ihn mit unverwandten Augen an; er konnte nicht zur Faſſung kommen. Sein Zuſtand war peinlich. Endigen wir, ſagte er zuletzt. Ich habe Ihnen ſchon geſagt ... In der That, es iſt ſonderbar, daß Sie ſich .... Er konnte keinen Satz ausſprechen. Die Augen meines Vaters blitzten ihn noch heftiger an, und er ſagte mit Ruhe: Eine Unglückliche, die es durch fremde Nichtswürdigkeit iſt, ein Kind, das nur die Schuld ſeines gewiſſenloſen Vaters trägt, dem Elende, vielleicht dem Verbrechen entreiſſen, Herr Graf, iſt Pflicht eines jeden Menſchen; mehr vielleicht noch Pflicht eines Mannes von angeſehenem Nahmen, und — eines Bekannten, Herr Graf, eines Bekannten. — Der Graf griff wieder in die Taſche. Kein Allmoſen, Herr Graf, ſagte mein Vater mit ruher, aber feſter

Stimme. Kein Allmoſen; ich wiederhole es. Wollen Sie nicht in einen Gehalt willigen, auf den die Perſon, als ihre ehemalige Freundin, Anſprüche zu machen glaubt, ſo habe ich Ihnen nichts weiter zu ſagen. Ich habe noch Freunde, die ſich der Unglücklichen annehmen. Der Kaufmann ... (er nannte den Nahmen des Mannes, um deſſen Tochter der Graf ſich bemühte) iſt mein Freund, und ein Freund der Armen; er wird mir, ich weiß es gewiß, meine Bitte nicht abſchlagen, wenn ich ihm die Geſchichte der Unglücklichen ſo erzähle, wie ich ſie Ihnen erzählt habe. — Bey dieſen Worten machte er Mine wegzugehen. Der Graf ſchien beſtürzt; die Erfüllung der Drohung meines Vaters hätte alle ſeine Hofnungen zerſtört. Er faßte ſich alſo und ſagte: Wenn es eine grosmüthige Handlung gilt, ſoll man nicht ſagen, daß ich mich von

irgend einem Menſchen übertreffen laſſe. Sie haben nicht nöthig, ſich zu jemandem Anders zu bemühen. Ich bewillige einen Jahrgehalt, der mit Ablauf dieſes Vierteljahrs ſeinen Anfang nehmen ſoll. — So glaubte er für's Erſte die Sache von ſich weg zu ſchieben. Mein Vater war auch darauf gefaßt. Er ließ ihn nicht loß; und nach einem langen niedrigen Feilſchen um die Größe der Summe und die Dauer der Verpflichtung, unterſchrieb endlich der Graf ein Verſprechen, das mein Vater auf der Stelle entwarf, und ſtellte eine genügende Anweiſung aus.

Der dringenden Noth war nun freylich abgeholfen; aber die Unglückliche hatte das Maaß ihres Elendes noch nicht erfüllt. Das Gefühl ihrer Schande laſtete unaufhörlich auf ihr; ſie konnte die frühere heitre Zeit ihrer Unſchuld nicht vergeſſen; ſie warf ſich das Unglück ihres Ver-

lobten und den Tod ſeiner Mutter vor; ſo verlohr ſie Ruhe und Schlaf, und fiel endlich in Wahnſinn. In ihrer Verwirrung klagte ſie ſich des Kindermordes an, und jammerte, daß ſie nun zur Schande ihrer Eltern auf dem Rabenſteine ſterben müſſe; und wenn man ihr dann, um ſie zu beruhigen, das Kind zeigte, ſagte ſie, das ſey der Engel ihres Kindes, der ſie zu ſich rufe; ſie wollte ihm auch gern folgen, aber die drey ſchwarzen Finger des Grafen, mit denen er den Meineid geſchworen, hinderten ſie daran. Nachdem ſie ſich ein Jahr lang ſo gequält und abgezehrt hatte, kam ſie plötzlich wieder zu Verſtand, verlangte nach ihrem Kinde, weinte und betete über ihm, und ließ meinen Vater zu ſich bitten. Dieſem empfahl ſie den Knaben, dankte ihm für all das Gute, was er ihr erwieſen, und ſagte ihren Tod voraus. Sie ſtarb zur be-

ſtimmten Zeit. Für ihr Kind wurde ge⸗ſorgt. Es iſt ein tüchtiger Handwerker geworden und ein rechtſchaffner Mann.

Was den Grafen betrifft, ſo wurde ihm die reiche Braut, auf die er und ſei⸗ne Gläubiger gehofft hatten, nicht zu Theil. Um ſich zu tröſten, oder um ſich den Augen der Leute zu entziehen, ent⸗fernte er ſich auf einige Zeit, und kehrte mit einer Frau gleichen Standes zurück, die ihn in ihr Netz lockte, da er ſich das Anſehen eines reichen Mannes gegeben hatte. Auch er hielt ſie für reich, und beyde ſahen zu ſpät, daß ſie betrogen waren. Nun geſellten ſich zu der alten Hoffarth Armuth und Zwietracht; und da auch der Schein nicht mehr zu retten war, ergab er ſich dem Trunke und ſeine Frau lief mit einem Schauſpieler davon. Noch jetzt ſieht man ihn bisweilen durch die Straßen wanken, wenn ihn ein ſon⸗

niger Tag aus dem düſtern Hinterſtüb-
chen lockt, in welchem er gewöhnlich ſein
dürftiges Alter verbirgt, und das küm-
merliche Allmoſen, das ihm einige vor-
nehme Familien abreichen, verzehrt.

* *
*

Es fehlte nicht an Leuten, die mei-
nen Vater tadelten, wenn ſie ſahen, daß
er ſich ſo für Andere abmühte, um Andrer
willen ſich Feindſchaften zuzog, und oft
ſelbſt bey denen, für die er arbeitete, we-
nig Dank fand. Dann pflegte er zu ſa-
gen, er habe als Kind aus dem Munde
ſeiner Mutter eine Geſchichte gehört, die
ihn immer in die Gedanken komme, wenn
er Luſt fühle, auf ſolchen Rath zu hören.
Vor alter Zeit, hatte ſie geſagt, lebte ein
Weib, das war ſo glücklich mit ſeinem
Manne, als ob es im Himmel wäre.
Sie hatte keinen Wunſch als für ihn und

ſeine Liebe gewährte ihr Alles, was ſein Herz begehrte. Sie begehrte aber nichts, als was gut war, und ihrem Manne auch Freude machte. Das ungetrübte Glück dieſer Eheleute erregte den Neid eines böſen Nachbars; und dieſer wußte es einzurichten, daß Räuber die Frau einſt wegfingen und ſie an eine einſame Inſel brachten und daſelbſt ausſetzten. Da war nun das arme Weib in ſeinem Elende allein, und ſehnte ſich nach der Heimath und dem verlaſſnen Gatten; und ſie ſaß den langen Tag auf einem Felſen am Ufer und ſah in das Meer nach der Gegend hin, wo ihr Land lag, und fragte nicht nach Speis und Trank; denn ihre Sehnſucht war ihre Nahrung. Aber aus dem nackten Felſen ſchoſſen Zweige auf, und wölbten ſich über ihrem Haupte, und bedeckten ſich mit Blüthen und köſtlichen Früchten, und ein ſilberheller Quell ſpru-

delte neben ihr aus dem Geſtein, und rollte murmelnd und ſchäumend an ihren Füſſen hin in das Meer. Wie ſie nun ſo auf dem Felſen ſaß, kam ein Schiffbrüchiger angeſchwommen, der matt und dem Tode nah noch mit den Wellen kämpfte; den zog ſie an's Land, trocknete und erquickte ihn, und gab ihm von ihren beſten Früchten; dann kam noch Einer und wieder Einer, und immer ſo fort, und ſie zog Alle an's Ufer und hatte viele Mühe. Alle aber verließen ſie, und ſuchten ſich ein beſſeres Unterkommen, und die wenigſten dankten ihr; ja einige ſchalten ſie ſogar, daß ſie ihnen beym Herausziehen wehe gethan. Sie aber raſtete darum doch nicht, ſondern rettete immer fort; denn es war ihr, als müßte ſie es thun, wenn ſie wieder in ihre Heimath kommen wollte. Nachdem ſie das nun viele Tage und Nächte gethan hatte, ſchlief ſie eines

Abends ein; und als ſie wieder erwachte, ſchwamm ſie in einem Nachen auf dem ſpiegelglatten Meer, und der Himmel wölbte ſich über ihr mit unzähligen Sternen, und unzählige Sterne glänzten ihr aus der Tiefe entgegen, und der Nachen eilte immer fort, und ließ eine lange ſilberne Furche hinter ſich. Jetzt brach der Morgen an, und vom Glanze des Frühroths vergoldet, lag ein bekanntes Ufer vor ihr, und nahm ſie auf. Es war dieß das Ufer ihrer Heimath, nach dem ſie ſich ſo lange geſehnt hatte, und auch der geliebte Gatte war wieder da; und es war Alles wieder wie ehedem voll Zufriedenheit und Freude, nur daß der böſe Nachbar ſeitdem geſtorben war. — Wenn ich ſo das Leben betrachte, fuhr mein Vater fort, ſo kömmt mir die Erde wie jenes Eiland vor, an das nur Hülfsbedürftige anſchwimmen, und es iſt mir, als wäre

Retten und immer Retten die eigentliche Beſtimmung des Menſchen, der an Gott glaubt. Ich darf mich nicht umſehen, ſo ſchwimmt ſo ein unglücklicher Verlohrner den ſchroffen Klippen zu, und es iſt wahrhaftig nicht blos das Daſeyn, was da zu retten iſt. Die ſchlimmere Noth iſt meiſt die im Innern verborgene, die oft ganze Geſchlechter um Ruh und Seligkeit zu bringen droht. Da iſt kein Raſten erlaubt; da kann man die Hände nicht in den Schooß legen.

* *
*

Zu unſerm kleinen Hausweſen gehörte eine alte Magd, eine gute treue Seele. Sie war als ein Findelkind in dem Hauſe meiner mütterlichen Großeltern aufgenommen worden, hatte meine Mutter als Kind erziehen helfen, und war nun auch wieder meine Wärterin. Sie kannte kei-

ne Freude als ihren Dienſt, den ſie ſtill und unverdroßen vor ſich hin that, nur ſorgend, daß ihrer Herrſchaft nichts mangelte. Ihre Herrſchaft und das Haus war ihre Welt. Mehrere rechtliche Männer hatten ſich in ihrer Jugend um ſie beworben; ſie hätte auch wohl den Einen oder den Andern leiden mögen; aber der Gedanke, ihre Herrſchaft verlaſſen zu müſſen, ließ keine Neigung bey ihr aufkommen. Hieran ſcheiterte jeder Rath, jede Zuſprache. Sie ſagte dann wohl, wie ſie in die Welt geworfen worden, ſo wolle ſie auch hinausgehen, ohne jemandem weiter anzugehören; und wenn ſie nur denen treu diente, die ſie als Waiſe väterlich aufgenommen, ſo werde Gott ſie auch väterlich aufnehmen, wenn ſie allein in ſeine Welt käme. In den letzten Jahren ihres Lebens erblindete ſie. Dieß hinderte ſie aber nicht in ihrem Dienſte, nur daß

ſie ſich bisweilen in der Zeit irrte, und ſchon um Mitternacht aufſtand, um den Tag anzufangen. Auch da war jedes Abwehren umſonſt, und wenn jemand anders ihre Geſchäfte thun wollte, klagte ſie bitterlich, daß man ſie nöthigen wolle, denen zur Laſt zu ſeyn, die ſchon ſo viele Laſt mit ihr gehabt hätten. Wollte man ſie alſo vergnügt ſehen, ſo mußte man ſie nach ihrer Weiſe ſchaffen laſſen. So trieb ſie es bis in ihr achtzigſtes Jahr. Eines Tags, nachdem ſie alle Arbeit bey Seite gebracht, und auch noch für den andern Morgen geſorgt hatte, wurde ſie früher als gewöhnlich müde, legte ſich nieder, ſchlief ein und erwachte nicht wieder.

Auch ein Carnarienvogel gehörte zu unſern Hausgenoſſen. Er kam eines Abends, als mein Vater unter ſeinen Blumen ſaß, von einem benachbarten Dache auf einen Roſenſtock herabgeſchwirrt

und hüpfte von da meiner Mutter auf den Schooß, wo er ganz bekannt um ſich her ſah, und ſich willig greifen ließ. Da er vergebens ausgeboten wurde und niemand etwas von ihm wiſſen wollte, nahmen wir ihn als einen Schützling in unſre Stube auf, und ſeine zahme Vertraulichkeit machte Allen, und mir insbeſondre, die größte Freude. Was man ein ſo kleines Thier lehren kann, ohne es zu plagen, brachte ich ihm bey; einiges lernte er auch ohne Anweiſung. Mein Vater war immer ein Freund der Muſik geweſen und beklagte oft, keine Gelegenheit gehabt zu haben, ein Inſtrument zu lernen; aber er pfiff ſehr gut mit dem Munde, und bisweilen, wenn er bey ſeinen Rechnungen ſaß, modulirte er ſo ein geiſtliches Lied. Unſer Vögelchen ſaß dann auf ſeinem Käfich, und hörte aufmerkſam zu; und eines Morgens verſuchte er zu unſrer

Verwundrung und Freude Bruchſtücke der Melodie: Nach einer Prüfung kurzer Tage. Bald hatte er es ganz gelernt. Einige Jahre darauf hatte er das Schickſal unſrer guten Regine; er wurde blind; und nun ſang er weniger am Tage, aber oft mitten in der Nacht. An dem Morgen aber, an welchem mein Vater zu Grabe getragen wurde, und die Leichenbegleitung auf der Straße verſammelt war, ſtimmte der alte blinde Sänger das Lied an: Nach einer Prüfung kurzer Tage ꝛc. und ſang' es ohne Anſtoß aus. Wenige Stunden darauf fiel er kraftlos von ſeinem Sitze und war tod.

* * *

Mein Vater las gern vor. Er hatte ein leichtes und angenehmes Organ, das ſich jeder Gattung des Vortrags anſchmiegte und jede Farbe des Gefühls wiedergab.

Einen groſsen Theil meines Unterrichts, den er ſonſt niemandem anvertraute, erhielt ich durch dieſes ausdrucksvolle Vorleſen; ich ſelbſt wurde frühzeitig darinne geübt, und wechſelte ſpäterhin oft mit meinem Vater ab. Dieſer war der Meinung, daſs der geiſtige Verkehr unter den Menſchen abgenommen habe, und immer herzloſer werde, je mehr das Stillleſen aufkomme. Dieſes wiege den Geiſt in einen trägen Schlummer, während dem ſich die Gedanken oft bis zur gänzlichen Formloſigkeit verdunkelten; ſtatt daſs ſie durch die lebendigen Töne erweckt, belebt und befruchtet würden. — Was bey dem Einen oder dem Andern vorzüglich anſprach, wurde dann wiederholt, oft auch in das Tagebuch eingetragen, auswendig gelernt und von Zeit zu Zeit wieder vorgenommen. Sehr ſchnell rückten wir zwar auf dieſe Weiſe nicht vor, aber

dafür verlohr ich auch wenig von dem, was ich las. Faſt Alles wurde mein Eigenthum, indem es ſich mit dem, was ich ſchon wußte, verknüpfte, oder mit dem, was ich ſelbſt dazu dachte, ſo verband, daß ich jetzt beydes nicht mehr von einander zu ſondern im Stande bin. Ein großer Theil meines geiſtigen Daſeyns knüpft ſich an ſolche ſchriftliche Uebungen, die mir zum Bedürfniſſe geworden ſind, und die ich deshalb unter allen Verhältniſſen bis auf den heutigen Tag fortgeſetzt habe. Von faſt funfzig Jahren her liegen meine Gedächtnißbücher aufbewahrt. Oft, wenn ich in ihnen blättere, tritt mir die Zeit, wo ich jedes ſchrieb, wieder lebendig vor die Seele; die Gedanken, die ich dabey niedergelegt hatte, ſtehen wieder auf, und es iſt mir, als ob mich ein ewiger Frühling mit der ganzen Herrlichkeit ſeiner Blüthen und Blumen umgäbe, wenn ich

dieſe Art von Auferweckungskunſt übe. Oft überraſcht mich auch das Neue, was ich gerade in dem Alleräl teſten bemerke, und wie ich jetzt erſt Vieles verſtehe und vollſtändig begreife, was ich früher nur meinte zu verſtehen. Wie ſehr mich dieſer Genuß erheitert, kann ich kaum ſagen; aber er gibt mir ein Gefühl von Jugend und erhält mein Gedächtniß; und ich geſtehe ohne zu errōthen, daß ich den größten Bücherſchatz nicht für dieſe kleine Bibliothek nähme, welche die Geſchichte meines innern Lebens nicht ſowohl durch das, was ſie mit ausdrücklichen Worten ſagt, als durch das, was ſie weckt und woran ſie erinnert, in ſich faßt.

Was übrigens die Gewohnheit des lauten Leſes betrifft, ſo iſt es mir wohl nicht zu verdenken, wenn ich ihr mit Wärme das Wort rede, da ſie die erſte zufällige Veranlaſſung zu meinem ſo glücklichen

und ſegensreichen Eheſtande geworden iſt. Dieſes ging ſo zu. Unſerm Hauſe gegen über in einem kleinen Dachſtübchen wohnte ein junger Menſch vom Lande, welcher die Schule beſuchte. Er machte ſich uns zuerſt durch ſeine angenehme Stimme bemerklich, die er mit der Laute begleitete; und immer freute es uns, wenn noch ſpät in der Nacht die Töne ſeines einfachen und gefühlvollen Geſanges zu uns herüberkamen. Mein Vater las uns in jener Zeit Klopſtocks Meſſias vor, welcher eine neue Erſcheinung war, und uns mit ſeinem frommen, wunderbar reichen Inhalte, und ſeiner hohen, ungewöhnlichen Sprache, eine Stimme von oben und ein neues Evangelium ſchien. Es war Sommer, die Fenſter waren geöffnet, und wir bemerkten einigemal, daß, während geleſen wurde, unſer junger Nachbar am Fenſter ſtand und aufmerkſam zuzuhören

ſchien. Eines Abends nun, als mein Vater an der Thür ſaß, fand ſich auch der Wirth des jungen Menſchen ein, erzählte von ſeinem fleißigen Hausgenoſſen, wie er mit geringer Unterſtützung der Seinigen doch ſo rechtlich lebe, und Alles ordentlich halte; nur auf Bücher könne er nicht ſo viel wenden, als er wünſchte. So habe er in dieſen Tagen eine große Begierde geäußert, ein Buch zu haben, das die Geſchichte des Heilandes in ſchönen Verſen erzähle, und aus dem er bey uns habe vorleſen hören. Er ſchloß endlich mit der Bitte, die er in ſeinem eignen Nahmen that, ob mein Vater nicht dem jungen Menſchen das ſchöne Buch leihen wolle; für Schaden wolle er einſtehen. — Niemand war bereitwilliger eine ſolche Bitte zu erfüllen, als mein Vater, der, begeiſtert wie er von dem herrlichen Gedichte war, gern die ganze Welt zur Theilneh-

merin ſeiner Gefühle gemacht hätte. Er ging unverzüglich, dem Nachbar das Buch einzuhändigen, und dieſer eilte eben ſo ſehr es ſeinem jungen Hausgenoſſen zu bringen, von deſſen Dank und Freude, ſagte er, er ſchon zum Voraus gewiß wäre.

Nach Verlauf von einigen Tagen fand ſich der ehrliche Nachbar wieder ein, ſchüttelte meinem Vater die Hand und ſagte: „Ihr Buch hat Wunder gethan. Es hätte wenig gefehlt, ſo wäre mir mein Sebaſtian um den Hals gefallen, als ich es ihm brachte. Seitdem geht er nicht davon, und vergißt Eſſen und Schlaf. Er hat uns auch daraus vorgeleſen, und meine Frau ſagt, es klänge wunderſchön. Mir iſt es zu hoch; ich kann da nicht nachkommen.“ — Zuletzt bat er für ſeinen Sebaſtian um die Erlaubniß, mir das

Buch ſelbſt wieder zu bringen und ſich da=
für bedanken zu dürfen.

Dieſer Sebaſtian, meine theure Hen=
riette, iſt dein Vater, und dieſes war die
erſte Veranlaſſung unſrer Bekanntſchaft.
Dein Grosvater gewann ihn lieb, und
da er überhaupt gern mit der Jugend ver=
kehrte und ungemein lehrhaft war, unter=
hielt er ſich viel mit ihm. Oft ſagte er dann
zu uns: eine ſo redliche Seele, ein ſo ge=
rader, offener Sinn und ein ſo geſundes
Urtheil iſt mir nicht leicht vorgekommen.
Man kann ihm durch die hellen Augen bis
in's Herz ſehen. Es iſt ſchade, daß er
nicht geiſtlich ſtudiren ſoll.

Das war denn auch des armen Se=
baſtian größter Kummer. Sein Vor=
mund, ein tüchtiger Juriſt, hatte ihn
auch für das Rechtsfach beſtimmt. Das
ſagte er, nährt ſeinen Mann am beſten,
und da kann ich ihm auch forthelfen.

Sein Mündel aber hatte ſein ganzes Herz an die Theologie gehängt, und dieſe Neigung wurde durch die Geſpräche meines Vaters, der noch immer mit Liebe an ſeinem eignen Studium hing, täglich verſtärkt. Eines Abends nun trat er mit verklärtem Geſichte bey uns ein. Ich habe Briefe vom Haus, ſagte er; mein alter Vormund iſt geſtorben; mein Wille iſt nicht mehr gebunden. Ich ſtudire geiſtlich. — Gott ſegne deinen Entſchluß, mein Sohn, erwiederte mein Vater.

Von dieſer Zeit an ſchien mein Vater ſeinen jungen Freund noch lieber zu gewinnen. Seine Unterredungen wurden noch häufiger und inniger, und die meiſten bezogen ſich auf ſeinen künftigen Stand. Faſt kein Abend verging, ohne daß Sebaſtian zu uns kam, mit uns bey den Blumen ſaß, zur Laute ſang, vorleſen hörte, oder ſelbſt vorlas. Er war ein

Theil unſrer Familie geworden, und meine Eltern betrachteten und behandelten ihn, wie ihren eignen Sohn. Von einer Neigung zu mir ließ er nichts ſpüren. So offen er ſonſt auch war, ſo blöde war er gegen mich, und wenn er das Wort an mich richten mußte, erröthete er. Auch gingen Wochen, ja Monate hin, ohne daß wir ein Wort zuſammen wechſelten; zu einem Geſpräch zwiſchen uns kam es nie. Er hat mir ſpäterhin wohl geſtanden, daß er vom erſten Anfange an eine große Liebe zu mir gefühlt habe, aber daß die Tochter eines ſo ehrwürdigen Mannes, wie ihm mein Vater erſchienen, ihn lieben oder ihm je angehören könne, das ſey ihm nicht in den Sinn gekommen. Ich aber dachte meiner Seits „wenn du einen Mann haben möchteſt, ſo müßte er ſo wie Sebaſtian ſeyn.“ Dabey aber blieben meine Gedanken ſtehen. Es war mir an-

genehm, wenn er kam; ich vermißte ihn, wenn er ausblieb; und als er mir beym Abſchied erröthend die Hand gab, ohne ein Wort zu ſagen, waren mir die Thränen nah. Daß das Liebe ſeyn könnte, fiel mir nicht ein; auch meinen Eltern wohl nicht. Länger als drey Jahre blieb er weg. Binnen dieſer Zeit ſchrieb er fleißig an meinen Vater; meiner aber geſchah in ſeinen Briefen keine Erwähnung. Ich glaubte von ihm vergeſſen zu ſeyn, und dieß wunderte mich nicht; denn als er uns verließ, war ich faſt noch ein Kind. Doch that es mir weh, und ich erinnere gar wohl, daß mir oft im Traume die Weiſen ſeiner Lieder vorkamen, vornemlich die, welche Beziehung auf Trennung und Wiederſehen hatten.

Die Univerſitätszeit war nun verfloſſen; da trat er eines Abends ganz unerwartet zu uns herein. Als ich ihn erkannte,

hätte ich bald in freudiger Ueberraſchung ausgerufen: Ach unſer Sebaſtian! Aber ich faßte mich bey der erſten Sylbe, und ſchwieg, nicht ohne Erröthen über das lebhafte Ach! — Auch er ſchien durch meinen Anblick überraſcht; wendete ſich aber gleich zu den Eltern, die ihn mit der größten Herzlichkeit empfingen. Menſchen von großer Herzensgüte werden ſich durch Trennung nicht fremd; ſie erkennen ſich wieder an den leiſeſten Tönen der alten Liebe; und an ihnen und durch ſie webt die Erinnerung einen Uebergang über die Kluft der Zeit. Nach wenigen Fragen und Antworten fand ſich Alles wieder in dem alten Ton, und Vater Rudolph, Mutter Sabine, und Sohn Sebaſtian ſchloßen ſich wieder, wie vormals, als Glieder Einer Familie zuſammen. Die alten Beſchäftigungen und Unterhaltungen fanden wieder Platz, und damit kein

Glied in der alten Ordnung fehlte, bezog der Zurückgekehrte, zur großen Freude ſeiner alten Wirthe, daſſelbe Dachſtübchen wieder, das er als Schüler bewohnt hatte.

Warum hat doch die Wiederherſtellung einer alten Gewohnheit einer zufälligen Einrichtung, einen ſo großen Reiz, ja, etwas ſo Rührendes, während wir doch ſonſt dem Neuen ſo nachjagen und nach Veränderung oft mit einer krankhaften Begierde trachten? Gewiß iſt es nicht die Wirkung der Trägheit, die uns wohl an einer alten Gewohnheit halten, und über ihre Unterbrechung verdrüßlich machen kann; ſo wie auch nicht die Verknüpfung gewiſſer Ideen, die zwar ein Intereſſe haben, aber doch allein jene Erſcheinung auf keine Weiſe erklären kann. Jene herzliche Freude, die wir fühlen, wenn das, was vorbey und aus den alten

Fugen gelöſt zu ſeyn ſchien, zufällig in ſie zurückkehrt, ſollte ſie nicht mit der tiefen Sehnſucht nach dem durchaus Unveränderlichen zuſammenhängen, als deſſen Symbol das Beharrliche aus der Fluth der Erſcheinungen hervortritt? Geſchieht dieſes durch eine unerwartete Wiederherſtellung, ſo ſcheint ſich um deſto mehr ein Geſetz des Beharrlichen kund zu geben, das uns für das Ewigbeharrliche gut ſagt. So hat auch ſelbſt die Wehmuth über das Dahinſchwinden der Dinge dennoch einen ſüßen Kern, indem wir das Vergehen nicht betrauern würden ohne den Gedanken an das Unvergängliche, vor dem die irdiſchen Dinge vorüberziehen. Dieſer Gedanke iſt die Folie des Spiegels der äuſſern Welt, der dunkle Hintergrund, der ſie auffängt, und deſſen Unergründlichkeit wir dann eben recht inne werden, wenn die äuſſern Erſchei-

nungen hell und flüchtig über ihn hinglei- ten. Wie dem aber auch ſey, oft und viel hab' ich erfahren, wie ein unerwartetes Wiederkehren des Alten erfreut; und ſo ſchien uns jetzt erſt Sebaſtians Rückkehr recht erfreulich, da er ſeine vorige Woh- nung wieder bezogen hatte, und uns mit ſeinem leiſen Geſange zur Ruhe begleitete.

Unſer Verhältniß blieb noch geraume Zeit, wie es geweſen war. Seine Schüch- ternheit gegen mich hatte ſich indeß etwas gemindert; er richtete das Wort öfter an mich, und zog mich gern in's Geſpräch. Es ſchien ihn zu freuen, wenn ich ihm beyſtimmte; und ich will nicht leugnen, daß, wenn ihm meine Aeuſſerungen ge- fielen, ich beſſer mit mir zufrieden war. So geſchah es bey dieſem gegenſeitigen täglichen Verkehr, daß wir unſre innerſten Geſinnungen über Alles, was den Men- ſchen das Wichtigſte und Heiligſte iſt, auf

das Vollkommenſte kannten, unſer eige⸗ nes Verhältniß zu einander ausgenom⸗ men. In der Stadt hielt man uns ſchon längſt für verlobt; wir waren es auch nach unſern Geſinnungen, und, wie man zu ſagen pflegt, vor Gott, aber wir wuß⸗ ten es nicht. Nie hatte er von Liebe ge⸗ ſprochen, und wie ſein Mund, ſo waren auch ſeine Blicke zurückhaltend. Nur ein⸗ mal erinnere ich mich, daß ich zufällig von der Arbeit aufſah, und bemerkte, daß ſeine Augen auf mir ruheten. Ich errö⸗ thete; auch er erröthete. Dieß war den Tag vor ſeiner Erklärung.

Sebaſtians Wunſch, in ein geiſtliches Amt zu treten, wurde früher erfüllt, als er gehofft hatte. Die Gemeinde in Mai⸗ nau, wo er bisweilen gepredigt hatte, er⸗ bat ſich ihn, bey dem Tode des alten Pfar⸗ rers, zum Seelſorger. Er ſelbſt würde ſich keinen Ort lieber gewählt haben. Der

Wunſch der Gemeinde wurde erfüllt. Nie werde ich wieder eine ſo tiefe und anhaltende Freude ſehen, als die ſeinige war. Die ganze Zeit, welche zwiſchen ſeiner Ernennung zum Amte und dem Tage der Einführung lag, war nur Ein Feſttag für ihn. Die Sonne ging ihm zu langſam und zu ſchnell. Der Tag ſchien nicht kommen zu wollen, der ihn in die erwünſchte Thätigkeit ſetzte; und doch war es ihm, als ob er nicht Zeit hätte, für Alles, was er dachte und fühlte, hoffte und wünſchte.

In dieſer Zeit warb er um mich. Er ſchien froh überraſcht, als ich ihm Ja ſagte; mir aber war es eben, als ob es nicht anders ſeyn könnte. Jedes ſagte dem Andern herzliche Liebe zu, und wir fanden erſt jetzt, nicht ohne frohe Verwunderung, wie lange wir uns ſchon geliebt hatten. Am Tag vor ſeiner Einführung

verlobten wir uns. Mein Vater legte unſre Hände zuſammen und, indem er meiner Mutter die Hand über die unſrigen hinreichte, ſagte er: Gott gebe Euch ſo reichen Frieden, wie er uns gegeben hat. Und meine Mutter ſprach Amen.

Dieſer Tag war nun wohl einer der Feyertage meines Lebens, deren Andenken ich mir ſo gern zurückrufe, und die wie einfache Bilder harmloſen Glücks hell und anmuthig vor meiner Seele ſtehen, ob ich ſie ſchon nicht beſchreiben und ſchildern kann. Ich war tief in meiner Seele glücklich, und da ich die vollkommenſte Ueberzeugung hatte, daß mein Eheſtand Gottes heilige Fügung ſey, ſo fühlte ich über die Ungewißheit der Zukunft nicht die mindeſte Unruhe. Gewohnt, jeden Tag zu nehmen, wie er kam, mich des Guten zu erfreuen, das Böſe durch Ergebung und Geduld zu beſiegen, bat ich Gott nur um

Kraft zur Erfüllung meiner heiligen Pflichten, und ich zweifelte nicht an der Erhörung eines Gebets, das aus meinem tiefſten Herzen kam. Ohne mir eine Kraft zuzutrauen, die ich noch nicht geprüft hatte, wußte ich doch, daß Gott in den Schwachen mächtig iſt; ich vertraute auf den Segen meiner Eltern, und auf das Beyſpiel der glücklichen Ehe, die ich täglich und ſtündlich vor Augen ſah. Der Gedanke, daß die Meinige unglücklich werden könnte, kam mir kaum in den Sinn. Alles Andre hatte ich ruhig in die Hand der ewigen Liebe gelegt.

Die Nacht, obgleich ſchlaflos, verging mir doch ſchnell, und als die erſten Strahlen des Morgens dämmerten, waren wir Alle im Hauſe wach. Sebaſtian, der ſchon am Abend auf ſeine Pfarre gegangen war, erwartete uns. Um ſechs Uhr brachen wir auf. Auch die gute blinde Re-

gine blieb nicht zurück. Sie hielt ſich an meine Hand und ſagte: „es verlange ſie doch zu ſehen, wo ihr Aennchen hinkäme.“ Ach ſie hatte ſo lange nicht die freye, friſche Luft des Feldes geathmet, noch das Rauſchen der Bäume gehört; und da ſie ſo an den duftenden Büſchen hinging, und ich ihr einen Blüthenzweig in die harte Hand legte, und die friſche Morgenluft Blumendüfte und Vogelgeſang und Brüllen der Heerden herbeywehte, da ſagte ſie: „es wäre ja wie im Himmel.“ Ach uns, die wir ſehen konnten, kam es noch mehr ſo vor.

So nah auch Mainau der Stadt liegt, ſo war ich doch nie dahin gekommen. Das Herz ſchlug mir, als wir uns näherten; und wie beym Austritt aus dem Thal das Dörfchen vor uns lag, vom Glanze der Morgenſonne übergoſſen, rund um mit Blüthenbäumen, wie mit Sträußern,

umpflanzt; die kleine freundliche Kirche in der Mitte, und das neue Ziegeldach der Pfarre durch die grünen Zweige mächtiger Linden blickend — da mußt' ich ſtill ſtehen, und die Thränen in meinen Augen zerdrücken. Es iſt wohl recht ſchön? fragte meine blinde Begleiterin. Wunderſchön, ſagte ich leiſe. Und da kamen der guten Alten auch Thränen in die Augen, daß ſie es nicht ſehen könnte. Es war ſeit ihrem Erblinden das Erſtemal.

Am Eingange des Dorfes kam mir der Verlobte entgegen. Er konnte nicht viel ſagen; ſein Herz war, wie das Meinige, bewegt, und bey der leiſeſten Berührung floß es durch die Augen über. So eben hatten ihn die Aelteſten der Gemeinde begrüßt und ihm Glück gewünſcht. Sie hatten ihm geſagt, ſein Vorgänger habe ſein Amt funfzig Jahre lang mit Segen unter ihnen verwaltet, und zeuge jetzt

von ihnen und ihren Vätern vor Gott. Faſt zweymal habe ſich die Gemeinde in dieſer Zeit erneuert, und ſie ſey immer eine gute Heerde geweſen, ſo wie ihr Führer ein guter Hirt. Sie verſprächen ſich daſſelbe von ihm, und gelobten ihm chriſtlichen Gehorſam in Allem, was Recht wäre. — Er ſagte nicht, was er geantwortet; aber ich hätte es ſagen können, wenigſtens in ſeinem Sinne.

Als wir durch das reinliche Dorf gingen ſtanden, die Leute vor den Häuſern im SonntagsPutz, und von allen Seiten hörte ich: „das iſt die Braut! das iſt unſre künftige Pfarrin.“ Ein kleines rothbäckiges Mädchen kam über den Weg geſprungen, und gab mir, mit einem freundlichen Da! ein RoſenPaar, das an Einem Zweige hing. Ich bückte mich, um das niedliche Kind zu küſſen, aber es entſchlüpfte mir, und ſtellte ſich von fern, um

uns in das Pfarrhaus gehen zu ſehen, das uns aus ſeinem Lindenſchatten heraus mit ſeinen hellgewaſchenen Fenſtern gar freundlich anſchaute und zu ſich einzuladen ſchien. Auch das Innre war freundlich, wenn ſchon öde; denn der ganze Hausrath des neuen Inſaſſen hatte eben zur Ausſtattung der kleinſten Stube genügt. Die Küche aber hatten die Bäuerinnen ausgeputzt; und was den innern Wänden an Schmuck fehlte, erſetzten an den äuſſern die blühenden Kirſchbäume, die ihre Zweige, wie Kränze um die Fenſter wanden, und die Weinſtöcke, welche die ganze Mittagsſeite mit ihrem breiten Laube herrlich überlegt hatten. Sebaſtian zeigte mir Alles; nur zu Einem Fenſter führte er mich nicht, das ſich an der Rückwand ſeines Stübchens öffnete. Als ich aber von ſelbſt daran trat, und auf den Kirchhof hinausſah, der rund um mit

Thränenweiden bepflanzt und mit Blumenbüſchen verziert, einem Garten Gottes glich, und meine Blicke ſich auf ein Grab hefteten, das mit friſchen Blumen überſät war, da trat der Verlobte zu mir, und ſagte mir, hier ſchlafe ſein Vorgänger, und in derſelben Reihe noch zwey andre würdige Pfarrherren, und neben jedem ſein Weib. — Und jenes offene Grab, nicht weit davon? fragte ich. Das iſt einer Wöchnerin, antwortete er, die heute hineingelegt wird. Ihr Kind taufe ich nach dem Gottesdienſte. Die Augen waren mir ſchon lange übergegangen. Da fiel er mir um den Hals und küßte mich. Das war der erſte Kuß, den er mir gab.

Die Kirchzeit kam herbey; die Glocken läuteten; von allen Seiten ſtrömte es zu, auch aus den benachbarten Dörfern. Kopf an Kopf ſtanden ſie, und füllten die Stän-

de. Mir, meiner Mutter und unſrer Begleiterin hatten ſie einen Stand frey gelaſſen, und ich fand auf meinem Platze einen weißen Lilienſtengel, wie ein verkündendes Zeichen unſchuldiger Liebe. Dieſes Zeichen hat nicht getäuſcht. Wie an dem erſten Tage, hab' ich bis zum letzten hin Liebe erfahren und herzliche Theilnahme in Freud und Leid. Es war weniger eine Gemeinde als eine Familie, die von ihren geiſtlichen Hirten mehrere Geſchlechter hindurch erzogen, mit einfacher und ſanfter Lehre gebildet, und mit dem erſten Gebote des Chriſtenthums „Liebet Euch unter einander" erfüllt worden waren. Keine Gemeinde im ganzen Lande gab der Obrigkeit weniger zu thun, als die Einwohner von Mainau. Streit war ſelten, und wenn ein Streit entſtand, wurde er meiſt von den Aelteſten geſchlichtet; und man wußte kein Beyſpiel, daß Einer

ihren Ausſprüchen den Gehorſam verwei-
gert hätte. Die Arbeitſamkeit der Mai-
nauer war nicht weniger berühmt, als ihr
friedlicher Sinn. Es gab daher keine
Armen unter ihnen, die dem Orte zur
Laſt gefallen wären. Trunkenheit und
grobe Laſter kannte man nur aus dem Ver-
bot, nicht aus Erfahrung.

Das Beyſpiel unſrer Mainauer, wel-
chem auch einige benachbarte Orte mit
glücklichem Erfolge nacheiferten, konnte
die Ueberzeugung geben, daß die einfache
Lehre des Chriſtenthums, als Mittel der
Erziehung, die wahrhafte Erlöſerin vom
Böſen iſt, und daß ein Prediger, wenn
ihn der rechte Eifer beſeelt und durch-
dringt, damit Wunder thun kann. Mein
Vater war auch dieſes Glaubens. Er
hatte ihn in Franckes Schule eingeſogen,
und durch Franckes Beyſpiel bewährt ge-
ſehen. Nur denke man nicht, pflegte er

zu ſagen, daß das Wort für ſich allein Wunder thue; dafür iſt dem Menſchen eine lebendige Seele gegeben, daß das Wort durch ſie lebendig werde. „An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.“ Iſt nun der Geiſtliche ein dürres, unfruchtbares Holz, wie kann er da Früchte zeigen? Und wenn der Laie nicht Früchte der Lehre an dem ſieht, der ſich rühmt zu ihrer Verbreitung von Gott berufen zu ſeyn, wie kann er da glauben? Wenn ich alſo höre, daß irgendwo ein Geiſtlicher über ſeine Gemeinde klagt, und, wie es wohl geſchieht, ſie Böſewichter und Lotterbuben ſchilt, die gar nicht verdienten, daß man ſich für ſie mit Lehren und Predigen bemühe, ſo weiß ich ſchon, an w e n ich mich zu halten habe, und beklage die Verwirrung derer, welche die Nachfolge Chriſti predigen ſollen und ſich ſo viel beſſer dünken als Er. Warum ſtrömen doch ſelbſt

wilde und rohe Völker der chriſtlichen Leh-
re zu, wenn ſie ihnen nur mit dem rech-
ten Eifer gepredigt wird? Der rechte Ei-
fer aber kömmt aus der rechten Ueberzeu-
gung, und was vom Herzen kömmt, geht
zu Herzen. Jeder Frohndienſt wird
ſchlecht verrichtet; der ſchlechteſte Fröhner
aber iſt der Pfarrer, der nur um Sold
lehrt. Chriſtus ging arm durch die Welt
und in Knechts Geſtalt; auch ſeine Jünger
waren arm. Alles hatten ſie an ihren
Beruf geſetzt, und von dieſem hohen Be-
rufe getrieben, zogen ſie durch die Welt
und ſtreuten den Saamen der heilbringen-
den Lehre aus. Anſehen, Würden, Ge-
winn ſuchten ſie nicht. Auf Erden war
ihr Lohn das Kreuz, Banden und
Schmach; aber ſie ſahen hinauf und über-
wanden die Welt. Wie iſt es aber, wenn
der Pfarrer nur die Einkünfte ſeiner Stel-
le berechnet; jedem Gewinn mit Begierde

nachjagt, und mit ſeinen Pfarrkindern um den Zehnten und kleine Vortheile hadert, die Armen gering hält, wenn ſie gleich fromm ſind, den Reichen aber, wie ruchlos er auch ſey, beſſer ehrt, weil er beſſer opfert? Soll aber der Pfarrer mit den Seinigen darben, möchtet ihr fragen? Ich glaube nicht, daß es eine Gemeinde in der Welt gibt, die einen wahrhaft chriſtlichen Pfarrer, der ſein Amt nicht läſſig treibt, darben läßt. Was aber Chriſtus zu ſeinen Jüngern ſagt: Nehmet mein Kreuz auf euch und folget mir nach; das iſt zuerſt und vor Allen zu den Lehrern und Predigern geſagt. Nicht auf Genuß, Wohlleben und äuſſere Güter wieß er hin, ſondern auf das Reich ſeines Vaters im Himmel. Dieſes Reich aber wird durch Entſagen und Dulden gewonnen. Wie kann aber der auf den Weg des Duldens weiſen, der um das

Irdiſche hadert; und wie mag die Gemeinde ſeinen Worten glauben, wenn die That das Wort Lügen ſtraft? Und ſät nicht durch ſolchen Zwieſpalt, der überall ärgerlich und verdammungswerth iſt, der als Lehrer des Glaubens Berufene den ſträflichſten Unglauben aus, und vernichtet, ſo viel an ihm iſt, die Kraft der Lehre von Erlöſung und Heiligung? Wo bleibt da das Gewiſſen und die Furcht vor Gott? Auch Hoffarth und eitler Dünkel ſoll fern ſeyn von den Lehrern des göttlichen Worts, welches das Wort der Demuth iſt. Durch Demuth ſiegte das Chriſtenthum über die irdiſche Macht, und gewann die Herzen der Völker und ihrer Führer; durch Demuth geht der Menſch ein in Gottes Reich; den Hochmüthigen ſtößt Gott von ſich. Auch iſt durch Hochmuth das Chriſtenthum entartet, und indem es ſich von dem unſichtbaren Reiche

Gottes zu einer ſichtbaren und irdiſchen Macht gewendet, iſt es zum Heidenthum geworden. Freylich iſt es ein hoher Beruf, Andern den Weg des Heils zu zeigen; aber nur herzliche Demuth macht ſeiner würdig; und die kann dem nicht fehlen, welcher weiß, wie ſchwer die Rechenſchaft iſt, die er einſt Gott zu geben hat. Es iſt ihm Viel anvertraut; darum wird auch Viel von ihm gefordert werden. Wie es aber das ſchwerſte Amt iſt, ſo iſt es auch das erfreulichſte, und macht mehr als jedes Andre ſchon hienieden ſelig. Gottes Liebe iſt es, welche die Verkündiger ſeines Wortes auf Erden ſendet; ein Herz aber, in welchem die Liebe lebendig iſt, trägt das Himmelreich in ſich. Es theilt es auch Andern mit; und dieſe Mittheilung einer lebendigen Liebe zu Gott iſt der Andacht Ziel und Ende. Nur wähne keiner geben zu können, was

er nicht ſelbſt hat. Schöne Worte machen es nicht aus. Und wenn einer mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, ſo wär' er ein tönendes Erz, und nicht beſſer zu achten, als die Glocken, die nur zum Gottesdienſt rufen, ihn aber ſelbſt nicht mit feyern.

Dieſes und Aehnliches ſagte mein Vater oft, und wie er gegen die ſchlechten Hirten eiferte, die nur ſich weiden und ihre Heerde verſäumen, ſo feyerte er den Ruhm würdiger Geiſtlichen, und ehrte ſie mit Worten und Thaten, ſo viel er vermochte. Dieß waren aber auch die Geſinnungen, die meinen Sebaſtian beſeelten, und wenn mein Vater in dieſem Sinne ſprach, ſah man wohl, wie jedes Wort in ſeiner Seele anſprach, und hier befreundete Gedanken und eine gleiche Stimmung fand. Von dieſem frommen Sinne war auch die Predigt erfüllt, mit der er ſein

Amt begann. Er zeichnete ſich den Weg vor, den er wandeln wollte; ſchilderte die Schwierigkeiten des geiſtlichen Amtes, die geiſtigen Kräfte, die es fordere, die Verantwortung, die es auflege, und wie keiner hoffen könne, ohne Gottes beſondern Beyſtand und Segen, ſeine Pflicht recht zu erfüllen. Dann ſprach er aber auch von den Freuden, die ein mit Segen geführtes geiſtliches Amt in ſich trage, feyerte das Andenken ſeines frommen Vorgängers, und betete zuletzt ſo ſchön um gleichen Segen für ſich, und gelobte mit ſo tiefem Gefühl, das aufgegebene Werk unverdroſſen zu treiben bis in den Tod, daß die meiſten ſeiner Zuhörer in großer Bewegung von ihren Sitzen aufſtanden, und doch in dem ganzen gedrängten Hauſe eine ſo tiefe Stille war, daß ſelbſt die Thränen gehört werden konnten, die von den Wangen der Meiſten floſſen.

Nach geendigtem Gottesdienſte wurde das Kind zur Taufe gebracht, deſſen Mutter zu Hauſe auf der Bahre lag. Der Vater erſchien in tiefer Trauer; das Kind aber bunt geſchmückt, als an ſeinem erſten und ſchönſten Feſte. Schlummernd lag es auf den Armen der Wehmutter; ſchlummernd empfing es das Bad der Weihe. Eh' er es ihm gab, bemerkte Sebaſtian, wie bedeutend ſich ſeine Amtsführung mit der Aufnahme eines neuen Gliedes der Gemeinde in das geiſtige chriſtliche Leben, und mit dem Austritte eines Andern anfange, wie auch hier Freud' und Leid und die merkwürdigſten Erſcheinungen des Lebens durch das Chriſtenthum verknüpft, und als ein frommes Opfer vor dem Throne der ewigen Liebe niedergelegt und geheiligt würden. Dann wendete er ſich an das Kind und ſagte: „Wie ſich deine Augen dem irdiſchen

Lichte geöfnet haben, ſo ſind die Augen der Mutter, die dich gebahr, dem ewigen Lichte aufgeſchloſſen worden. Damit auch die Deinigen einſt das Licht ſchauen mö- gen, zeiget dir Chriſtus den Weg. Schlum- mernd empfängſt du ſein Heil; und wenn er dir, ehe du zum Bewußtſeyn erwach- teſt, die Pflegerin deiner Kindheit aus un- erforſchlichen Abſichten nahm, ſo bietet er ſich dir ſelbſt zum Führer an, und ruft Andere herbey, die dich, um ſeiner Liebe willen, als ihr geiſtiges Kind pflegen wer- den. Um Chriſti willen und von dem Geiſte Gottes erleuchtet, werden ſie dich den Weg der Weisheit führen, und dich abhalten von dem Pfade, der zum Ver- derben leitet. Sie werden dich lehren, das Böſe der menſchlichen Natur zu beſie- gen, und der Erlöſung theilhaftig zu wer- den. Sie werden dir Beyſpiel und Mu- ſter der Frömmigkeit ſeyn; und wie ſie

dir hienieden vorgeleuchtet haben, ſo wer≠
den ſie einſt bey Gott, an jenem Tage der
Rechenſchaft, von dir zeugen, und du
wirſt Gott mit ihnen loben.“

Dieſe Worte, ſo wie Alles, was mein Sebaſtian an dieſem Tage ſagte, hat ſich meinem Gedächtniſſe eingeprägt, ohne daß ich die Abſicht hatte es zu behalten, und ich darf glauben, daß noch viele andre ſeiner Zuhörer in dem nemlichen Falle waren. Mit derſelben Andacht aber, mit der er an dieſem erſten Tage den Eintritt in ſein Amt feyerte, hat er es die ganze Reihe von Jahren verwaltet, in welcher ihm Gott für ſeine Gemeinde zu wirken verſtattete. Immer ſah er dem Sonntage mit Verlangen entgegen, und wie zahlreich auch oft die geiſtlichen Handlungen waren, die er auſſerdem zu verrichten hatte, ſo kam ihm nie eine Klage über läſtige Arbeit in den Sinn; vielmehr

dankte er Gott, der ihm ſo reichliche Gelegenheit gebe, Saamen des Guten auszuſtreuen. Und wahrhaftig, ſeine Mühe war nicht verlohren. Ich will nicht davon ſprechen, daß ſich der gute und fromme Geiſt, welcher die Gemeinde beſeelte, auch unter ſeiner Amtsführung, ſelbſt in der Zeit der härteſten Prüfungen und des größten Mangels, bewährte; aber ihm ſelbſt wurde durch dieſe treue Erfüllung ſeines Berufs die Freudigkeit und der Friede befeſtigt, welcher höher iſt, als alle Vernunft, und nur aus dem Bewußtſeyn der erfüllten Pflicht und der Eintracht unſers Willens mit dem göttlichen Gebote quillt. Nie hab' ich ihn unmuthig geſehen, nie heftig und ungeſtüm; auch bey körperlichen Leiden verließ ihn die ſtille Heiterkeit nicht und der milde Sinn, nach dem er frühzeitig gerungen hatte, der in ſein ganzes Weſen übergegangen war, und ſich

auch in ſeinen Minen und dem Tone ſei-
ner Stimme kund gab. In den Zeiten
der Noth lebte er wie der Aermſte, um
nur den Aermſten zu helfen; und wo er
eintrat in die Hütte des Hungrigen und
Nackten, brachte er nicht bloß geiſtlichen
Troſt. Was Er nicht vermochte, that er
mit Hülfe der Reichen, die ihn gern zum
Ausſpender ihres Ueberfluſſes machten;
denn die weltlichen Güter, die ihm in
wohlthätiger Abſicht anvertraut wurden,
verwaltete er mit nicht geringerer Gewiſ-
ſenhaftigkeit als die geiſtlichen. Unge-
trübt aber blieb ſein Glück nicht ganz. Der
Beyfall, den ſeine Predigten fanden, und
der immer theils aus der Stadt, theils aus
der Umgegend viele Zuhörer herbeyzog, er-
regte Misgunſt bey einigen Predigern der
Stadt, welche ihre Kirchen bisweilen ver-
laſſen ſahen. Die Lehre meines Mannes
wurde verdächtig gemacht, und ihm we-

gen vieler Dinge, die er verſchuldet haben ſollte, Verantwortung abgefordert. Mein Mann legte, wie Alles, ſo auch dieſe Sache in Gottes Hand; verantwortete ſich mit Ruhe und dem Bewußtſeyn der Unſchuld; that das Seinige nach wie vor, und ſagte Niemandem etwas von der verdrüßlichen Sache. Aber ſeine Gegner, die den Sieg erzwingen wollten, ſprachen laut und dreiſt von ſtrafbarem Irrglauben und möglicher Abſetzung; und dieſe Rede kam aus der Stadt der Gemeinde zu Ohren. Da gerieth Alles in Bewegung. Die Gemeinde verſammelte ſich, und nach einer kurzen und ſtürmiſchen Berathung, kamen die Vorſteher zu meinem Manne, und erklärten, daß ſie, von der unerſchütterlichſten Verehrung gegen ihn beſeelt, beſchloſſen hätten, Abgeordnete nach der Reſidenz zu ſchicken, und zu erklären, daß, wenn man ihnen ihren

Pfarrer nähme, ſie auch keine Abgaben entrichten würden. Wie mein Sebaſtian dieſen Antrag aufnahm, brauch' ich wohl kaum zu ſagen. So ſehr ihn auch die Anhänglichkeit ſeiner Gemeinde rührte, ſo mußte er doch jetzt ſein Gefühl verbergen, um ſie mit nachdrücklichen Worten zu ſchelten, daß ſie einem Gedanken hätten Raum geben können, der an ſich höchſt ſtrafbar und aufrühreriſch, ganz gegen ihre Abſicht wirken und ſeinen Anklägern Waffen gegen ihn in die Hände geben müßte. Er verwieß ihnen daher ihren Beſchluß mit ſolchem Nachdruck, daß ihn die alten Männer mit Thränen in den Augen um Verzeihung baten, ihr Vergehen eingeſtanden und beſchämt wegſchlichen, um der noch verſammelten Gemeinde das Urtheil und die Meinung ihres Pfarrers kund zu thun. Die Entſcheidung der Sache blieb nicht lange aus. So wie das Ungeſtüm,

mit dem die Gegenpartey ihr Ziel zu erreichen ſuchte, der Regierung ihre Abſichten verdächtig machte, ſprachen die ruhigen Eingaben meines Mannes zu ſeiner Gunſt, und der König ſchrieb an das Conſiſtorium der Provinz zurück, ſie ſollten bey ſeiner höchſten Ungnade den Pfarrer von Mainau in Ruhe laſſen; er ſey ihm als ein rechtſchaffner Mann bekannt, und es würde beſſer mit der Gottesfurcht ſtehen, wenn alle Pfarrer im Lande ihren Beruf erfüllten wie er. So endigte dieſe Sache. So ſehr ſie meinen Mann wegen ihrer möglichen Folgen, wenigſtens in einzelnen Stunden beunruhigte, ſo konnte ſie doch die heitere Faſſung ſeines Gemüths nicht ſtören. Er vertraute auf Gott und das Zeugniß ſeines Gewiſſens. Nie ſprach er in dieſer Zeit ein feindliches Wort gegen ſeine Verfolger aus; und als die Sache niedergeſchlagen war, erwähn=

te er des königlichen Handſchreibens ſelbſt gegen ſeine vertrauteſten Freunde nicht. In Lehre und Wandel blieb er ſich gleich.

Der feyerliche Sonntag, deſſen Beſchreibung ich durch weit ſpätere Begebenheiten unterbrochen habe, endigte mit dem Begräbniſſe der Wöchnerin und der Rede an ihrem Sarge faſt allzuſchön. Der Abend war dem Morgen ähnlich, nur lieblicher. Still ſenkte ſich die Sonne den blauen Bergen zu, wo ein zartes Gewölk ihr ein weiches Lager auf purpurnen Flaum zu bereiten ſchien. Wie ein fliegendes goldnes Haar zogen ihre breiten Strahlen über die Gräber hin; leiſe nur bebten die Thränenweiden bey den Athemzügen der Luft, die an jeder Blume und Blüthe weilte, und die ſüßeſten Düfte des Frühlinges in ſich zog, um ſie freygebig wieder auszuſpenden. Von oben ſah der Himmel hell und blau in das offene Grab, das mit Blumen beſtreut, ei-

ner zu früh Entſchlafenen die kühle Ruhe-ſtatt bot. Auch der Weg nach dem Grabe hin war mit Blumen beſtreut, und als der Sarg unter den Bäumen hinſchwankte, die den Eingang des Kirchhofs beſchatten, fielen die Blüthen wie Schneeflocken auf das ſchwarze Tuch, und ſchmückten es ſchöner, als die ſilbernen Thränen, welche die kalte Hoffarth der Vornehmen in die Leichentücher ſtickt. Zahlreicher aber als die Blüthen fielen der Entſchlafenen die Thränen der Verſammlung, als mein Sebaſtian über ihr betete, ihren weinenden Gatten tröſtete, und Alle auf den Himmel wieß, wo einſt die Frommen, alles irdiſchen Jammers vergeſſend, in überſchwenglicher Seligkeit, Gott auch für die Leiden preißen werden, die nur in dieſer irdiſchen Beſchränkung ein Uebel ſcheinen, jenſeits des Grabes aber zur Freude werden.

Ende des erſten Buchs.

Liebe am Hofe.

Briefe.

O quante sono incantatrici, o quanti
incantator fra noi, che non si sanno;
che con lor arti uomini e donne, amanti
di se, cangiando i visi lor, fatto hanno.
Non con spirti costretti tali incanti,
nè con osservazion di stelle fanno;
ma con simulazion, menzogne e frodi
legano i cor d'indissolubil nodi.

Orlando fur. canto VIII.

Mathilde an Amanden.

Habe Dank, meine geliebte Amande, für Deinen freundlichen Brief, für die milden Worte, mit denen Du den Krampf meines Herzens gelößt haſt. Der dumpfe Schmerz kann ſich wieder in Thränen brechen, und nachdem ich mich ſelbſt verlohren hatte, hab' ich mich in dem deutlichen Bewußtſeyn meines Schmerzes wiedergefunden. Mein ganzes Weſen war erſtarrt; hart ſtieß ich alles Mitgefühl weg; ich klagte die Menſchen der Unbarmherzigkeit an und wetteiferte mit ihnen. Da kamen Deine milden Worte aus der

Ferne, meine Amande, und Deine Liebe wehte mich an wie die Luft einer andern, von menſchlicher Willkühr freyen Welt. Das war ſeit langer Zeit die erſte Freude, die ich von Menſchen empfing. Ich ſchlug meine Blicke, die nun ſo lange ſchon in die Tiefe meines Jammers ſchauten, zu Dir auf; ich warf mich an Deine Bruſt und fühlte die Schläge eines theilnehmenden Herzens; und da erhoben ſich — ach nach langer Zeit! — meine Augen, beſchämt und reuevoll zu Gott, und ſuchten Erquickung und Troſt an der Quelle der ewigen Liebe.

Zum Erſtenmal, ſeit der Entſcheidung meines Geſchicks, tönte es in meinem Innern wie Ergebung — Unterwerfung unter das harte Gebot. Meine Thränen floßen ohne Maaß, und ich bat Gott um die Kraft, ihm allen Stolz, alle Bitter-

keit meines Herzens ohne Rückenhalt dar¬
zubringen.

Ein Knabe aus der Nachbarſchaft, den ich mir hatte holen laſſen, um doch etwas Beruhigendes in meiner Nähe zu haben, ſaß ſpielend zu meinen Füſſen am Boden. Als er mich weinen ſah, blickt' er mich mit großen Augen an, ſtreckte die Hände nach mir aus und verlangte auf meinen Schooß. Und als ich ihn herauf¬genommen, ſchlang er die Arme um mei¬nen Nacken, drückte die glühende Wange an mein Geſicht, und fing zu weinen an. Ach er wußte nicht, weshalb er weinte, und doch wurde ſein Jammer ſo heftig, daß er ſchluchzte, und das Geſicht an mei¬ner Bruſt verbarg — bis er mich endlich mit naſſen, halbgeſchloſſenen Augen freundlich anſah, wieder an meine Bruſt zurückſank, und ſanft entſchlief. Ich leg¬te ihn neben mich, und nun ſchläft er

noch mit den glühenden Wangen fort, oh≈ne zu ahnden, wie tief mich dieſe bewußt≈loſe Liebe gerührt hat. Es war aber noch mehr als das. Oder war nicht in dieſe wenigen Augenblicke die Geſchichte eines ganzen Lebens zuſammengedrängt? Erſt die tändelnde, ſpielende Luſt an irgend einem Aeußern, das wir uns aneignen und mit unſerm Innern umfaſſen; dann allerley Noth und Jammer, bald ſelbſt≈geſchaffen, bald von Auſſen herbeygeführt — endlich der lange, tiefe, traumleere Schlaf, der von nichts weiß, und uns aus der Zeit heraus in das unbekannte Land hinüber wiegt. — Tröſtend aber iſt das nicht: ſchmerzlich vielmehr. Was an den Kindern ſo herrlich iſt, eben dieſe bewußtloſe Unſchuld, dieſes unbefangene Hingeben an die Gegenwart, das hat die Zeit uns geraubt; und was wir dafür zum Erſatz bekommen, iſt ſo viel als

nichts. Wir ſehen vor uns und hinter uns — aber wie weit denn? Nur ſo weit, um uns mehr zu ängſtigen, oder um mit einer eiteln Freude, die der nächſte Augenblick zerſtört, das Leben, wie ein Grab, zu bekränzen. Wie viel iſt denn alſo unſre Weisheit mehr werth? Nicht einmal das nächſte Böſe zu vermeiden lehrt ſie uns. Wir heben den Fuß bedachtſam auf, aber ob wir ihn auf feſtem Boden niederſetzen werden, wiſſen wir nicht. Fallen wir etwa weniger, als das Kind? und iſt nicht oft Ein Wanken, Ein Straucheln genug, um ein ganzes Leben aus dem Gleichgewicht zu bringen?

Es ſind noch nicht vier Jahre her, da war ich auch recht glücklich, recht nach kindlicher Weiſe glücklich. Die ganze Welt war mein. Ich ſah in weiter weiter Ferne einen Himmel der Freude über den andern, und wo ſich die Ausſicht ſchloß,

mahlte ich den dunkeln Grund mit aller Herrlichkeit glänzender Farben, die ich in meinem glücklichen Herzen fand. Das war die Kindheit meiner Liebe. Nun bin ich mit einemmal erwachſen, und habe, zum Erſatz des entriſſenen Glücks, die Erkenntniß eines Jammers, der weder Maaß, noch Grenzen hat. Freylich weiß ich jetzt, wie eitel mein Glück war; auch wohin es gegangen und wie ich es verlohren, weiß ich. Aber was hilft mir dieſes troſtloſe Wiſſen? Droht es mir nicht, den letzten Ueberreſt des Glaubens zu nehmen, und den Funken der Liebe gewaltſam zu erſticken, der ſich etwa noch in dem erkälteten, ſtarren Herzen verbirgt? Und was wäre ich dann, Amande? Was wäre mein Leben dann?

Und doch muß ich meine Blicke immer zurückwenden nach dem, was mich quält, und es immer von neuem durchdenken

und von neuem durchweinen. Das iſt das troſtloſe Geſchäft meiner einſamen Tage; der ewige Traum meiner langen fieberhaften Nächte; und jeder Gedanke, den ich gewaltſam auf die Gegenwart oder die Zukunft richte, kehrt ſich doch wieder nach der Vergangenheit um. — Es war auch, wie jetzt, im Mai, als ich ihn zum Erſtenmal ſah; dieſe Bäume hatten auch, wie jetzt, den unſchuldigen Schmuck ihrer Blüthen angelegt; der Himmel ſah eben ſo klar und liebend herein; aber wie köſtlich auch der Frühling blühte, ich vergaß ihn über den Mann, der in dieſe Herrlichkeit der Natur, wie ihr Gebieter trat. Ich will es Dir nicht verbergen, daß mich die Hoheit ſeiner Geſtalt ſchon gewonnen hatte, ehe mich ſeine Worte bezwangen; aber ſeine Worte hätten mich bezwungen, wäre mir auch ſeine Geſtalt verborgen geblieben. Wie oft, wenn er neben mir

ſaß, und ſprach, hab' ich die Augen geſchloſſen, um nur recht ungeſtört die Süſſigkeit ſeiner Worte zu genießen, die wie der friſche, labende Blumenduft in meine Bruſt hinabglitten, und mein Herz ſo wunderbar bezauberten, daß ich nicht mehr mich ſelbſt, ſondern nur ihn darinne fand. Und doch war das, was mich mit ſolchem Zauber hielt, nur ein Spiel. Dieſe ſüſſen, begeiſterten Worte ſäuſelten nur von ſeinen Lippen; ſein Herz wußte nichts davon, wie das beſaitete Holz nichts von den ſchmelzenden Tönen weiß, die ein geſchickt geſchwungener Bogen aus ihnen zieht. Nur um der Wirkung willen übte Lothar die verrätheriſche Kunſt, und ich gab mich mit kindiſchem Sinne ſeinem Spiele hin. Doch warum mich anklagen über das, was ich nicht ahnden konnte, und was mich ſo glücklich machte, als ob es Wahrheit wäre. Wär' ich nicht mehr

anzuklagen, wenn ich dieſem kunſtvollen Spiele hätte mistrauen, und unter ſo glühenden Worten die tiefe Kälte ſeines Herzens hätte ahnden können? — Nein! Nein! — Alles, was mich jetzt noch tröſten könnte, iſt ja eben jene unſchuldige Freude, mit der ich mich ihm ſo vertrauensvoll hingab. Es war ja eben die höchſte Seligkeit meiner Liebe, daß ich ſo frey von allem Zweifel an ſeinem Herzen lag; daß ich feſt an die Fülle ſeiner Liebe glaubte, und nur etwa meinte, ich ſey als die ſchwächere Hälfte leichter berauſcht. Denn freylich war es mir manchmal doch, als zöge über den funkelnden, beſtirnten Himmel ſeiner Liebe eine kühlere Luft; aber es machte mich nicht irr. Ich nahm unbedingt an, und es gehörte zu dem Weſen meiner Liebe, es anzunehmen, daß Lothars Liebe der Meinigen gleich ſey. Daß ich ſie inniger äußern konnte, er-

freute mich; ihn aber achtet' ich nur hö⸗her wegen ſeiner größern Beſonnenheit. Warum hat dieſe Täuſchung nicht dauern können? Warum kann ſie nicht wieder⸗kehren? Ich verlange ja nur Wahn und Täuſchung; nur den Glauben an den Betrug ruf ich zurück. — Ach was iſt der Menſch, daß ihn Täuſchung, Wahn, Be⸗trug — verhaßte Nahmen! — ſo ſelig machen können? und was iſt das Leben für ein erbärmliches Gewebe, wo Wahn der Aufzug, Betrug der Einſchlag iſt; und da, wo das elende Geſpinſt zerreißt, nicht die Wahrheit, ſondern ein bodenlo⸗ſes, unendliches Nichts hindurchſcheint?

Alles hier um mich her iſt, wie es da⸗mals war. Ich ſitze auf demſelben Blu⸗menhügel, auf dem er neben mir ſaß; der Himmel wölbt ſich eben ſo blau und freund⸗lich über mir; die Bäume ſchütteln ihren Blüthenſchnee auf mich herab, wie ſie da⸗

mals thaten; die Sterne mit ihren hellen Augen gehen auf und unter; aber auf dem dunkeln Grunde meines Innern miſcht ſich aus allen dem Blau und Weiß, dem Grün und Lichtſchimmer nichts, was mich erfreuen oder erquicken könnte. Wie in meinem Herzen mit dem Glauben an die Liebe auch die Begeiſterung erſtorben iſt, ſo iſt auch das Leben um mich her erſtarrt. Wohl hängt an den verdorrten Blumen der Erinnerung der Thau meiner Thränen; aber ach in den Thränen, die ich damals vor Entzücken weinte, brachen ſich alle Strahlen des Lebens und der Liebe zu wunderbaren Farben; und wo ich hinſah, wo ich hinhorchte, rief es mir Liebe! Liebe! entgegen. Ich hatte ein Paradies um ihn her aufgebaut, in welchem er wie in meinem Herzen gebot. Mir zu Liebe ſchmückten ſich die Blumen für ihn; ihm flötete die Nachtigall das

Lied meiner unendlichen Sehnſucht vor; das Murmeln der Bäche war der Wieder-klang der gebrochenen Accorde, die in der Tiefe meiner Bruſt für ihn erklangen; die Lüfte, die ſich in den Zweigen wiegten, waren die Seufzer, die ihm das Unaus-ſprechliche meiner Liebe zuflüſterten; und die Geſtirne, die den Himmel bekränz-ten, waren die zahlloſen Augen, mit denen ihn meine Seele beſchaute, um im-mer neues Entzücken aus ſeinem Anſchauen einzuſaugen. So war es damals in der Zeit des Glaubens. Und jetzt! — Mei-ne Lippen haben die bittre Frucht der Er-kenntniß berührt — der Schleyer iſt von meinen Augen gefallen — und eine ſtar-re, dornige, verwundende Wirklichkeit hat die Paradieſe meines Glücks ver-drängt. Es iſt nicht der Tod, was mich umringt; der hätte mir Ruhe gebracht; es iſt ein immer ſich erneuendes, lang-

ſam tödendes, mit Luſt quälendes Abſterben.

Ich frage mich oft, ob ich mich denn hätte bewahren können gegen ſo argen Betrug? Ob ich nicht hätte forſchen und prüfen ſollen? Aber wie ich mich auch fragen mag, ſo kann ich mich nicht verdammen. Lothar war nicht wie die Männer, die ich kannte; ſein Weſen zu ergründen, war die Erfahrung meiner Jugend allzu gering; ihn zu prüfen, meine Liebe zu groß. Ich hatte nichts als die einfache Wahrheit meiner Natur; die ſeinige hatte den Beyſtand einer durchgeübten Kunſt neben ſich. Oder vielmehr, die Natur war bey ihm in die Kunſt übergegangen, und die Eine hatte ſich ſo mit der Andern verſchlungen, daß er ſelbſt nicht mehr Wahrheit und Schein in ſich zu ſcheiden vermochte. Wie der Schauſpieler über die Bühne wandelt, ſo ging er durch die

Welt; nie Er ſelbſt, immer ein Andrer als Er, und immer der Abſicht voll, in der gewählten Rolle ſeine Kraft und Allmacht zu prüfen. Iſt ihm dieſes gelungen, hat der Zuruf des Parterrs ſeinem Talent und der wohl verborgenen Anſtrengung gehuldigt, ſo ſteigt er befriedigt von ſeinem Kothurn herab, und legt ſeine Heldenrolle mit ſammt der Maske bey Seite, in welcher er ſo gewaltig erſchien, ohne ſich weiter um die Natur der Gefühle zu kümmern, die er in dem Herzen ſeiner Zuſchauer erregt hatte. Denn nur Zuſchauer kennt er, nicht Genoſſen und Theilnehmer. So war Lothar unbeſchreiblich zufrieden und ſcheinbar glücklich, wenn ihm ſeine Rolle gelang; ſo wie auch ſeine Thätigkeit unbeſchreiblich war, bis er am Ziele den Kranz erlangt und auf ſeine Schläfe gedrückt hatte. Da aber die Liebe ſeinem Herzen nichts gab, da ſie nur

der unerſättlichſten Selbſtſucht zur Nahrung diente, ſo ſank die erkünſtelte Flamme ſeiner Bruſt von dem Augenblick an, wo das Herz, deſſen Beſitz er ſuchte, wie ein Altar der Huldigung ſeine Gluth gegen ihn hinneigte; und er wendete ſich von dem, was ſein geworden, ſchnell zu dem, was ihm noch fern ſtand. Iſt dieß etwa überhaupt der Männer ſchlimme Art? und kann ich mich mit Etwas tröſten, was mich mit dem ganzen Geſchlecht, vielleicht mit der Menſchheit, ja mit dem Himmel, der es ſo ſchuf, entzweyen müßte? Iſt aber dieſe harte, eiskalte Selbſtſucht nicht in den Männern überhaupt, warum iſt ſie denn gerade in ihm, der an Geiſt, wie an Geſtalt, über die Andern emporragt, und den Glauben an jede Tugend in ihm ſo gebieteriſch zu fordern ſcheint, daß man auch das Böſe in ihm für Tugend halten möchte? Woher dieſer unge-

heure Verein des Unerträglichſten? des Entſetzlichſten mit dem Herzlichſten; des Eiſes mit der Gluth? Und wenn es doch ſo iſt, wenn das unmöglich ſcheinende wirklich und unbezweifelt iſt, ſoll ich nicht jammern über das entſetzliche Loos, das mich, mich gerade, zum Opfer für ein ſo fantaſtiſches Gebild der launenhaften, oder kranken, oder zürnenden Natur erkohren hat? So droht mir, wo ich mich hinwenden mag, Entzweyung mit Gott und der Vorſehung, und ich verliehre mich in einem Abgrunde von Gedanken und Schmerzen, wo ich weder Troſt, noch Hofnung, noch Ausflucht finde.

Bisweilen hab' ich wohl gedacht, es möchte thörigt und wahnſinnig ſeyn, alle ſein Glück in Eines Menſchen Hände zu legen, und es der Willkühr ſeiner Laune anheim zu ſtellen, ob er es freundlich pflegen, auferziehen, wachſen laſſen, oder

mit unbekümmerter Hartherzigkeit in die Erde treten will. Aber hat nicht die Natur eben durch dieſen Sinn oder Wahnſinn alle Innigkeit eines wahrhaften Glückes bedingt? Zieht ſie nicht durch ihn die Menſchen groß — in welcher Bedeutung du willſt? — Sieh den Knaben hier, der ſo ſanft und arglos neben mir ſchlummert — er theilte meinen Schmerz, ohne ihn zu kennen; er lächelte zu meinem Lächeln, und mit den Thränen im Aug' ſchlief er unbeſorgt an meinem Herzen ein, weil er, ohne zu wiſſen, wie und warum, an mein Herz glaubt. Es ſtände ja auch bey mir — was wär' es denn? — meine Kraft an ihm zu prüfen — und wenn ich dieſe zwey Finger an der rechten Stelle zuſammendrückte, ſo wäre ſein Schlaf Tod. — Dir ſchaudert, Amande; auch mir ſchaudert — und doch war es ſo, daß Lothar meinem hingebenden Vertrauen lohn-

te! — Was möchte nun wohl aus der Menſchheit und aus dem Leben werden, wenn uns ſolcher Verrath immer vor Augen ſtände? wenn wir in jedem Roſenbuſch eine Natter, in jeder Mutter eine Medea, in jeder gewölbten Bruſt eine Hölle vermuthen müßten, die nur die Hingebung eines vertrauenden, glaubigen Herzens erwarte, um es mit tauſend glühenden Schwerdern zu umfaſſen und hinzumartern? Entſetzliche Klugheit, die mit Schlangenaugen umherſchleicht, um Scorpionen aufzuſpüren! die ihr Lager mit Giftbäumen umbaut, und ſelbſt den Sternen nicht traut, wenn ihre Strafen etwa Schlingen und Netze wären. — Wäre das auch ein Leben? — Nimm aus ihm das Vertrauen hinweg, das ſich froh und unbedingt hingibt, und eben darum Vertrauen iſt, weil es nichts bedingt und keine Bedingung nöthig achtet,

und das eben darum ſo ſelig macht, weil es den Fluch der Furcht überwunden hat, der den Menſchen aus dem Eden auf die Erde ſtieß — nimm es hinweg, und es bleibt dem Leben nichts übrig, als der armſelige Beſitz des toden, ſchmutzigen, mit grünem und buntem Moor überzogenen Klumpens, den wir die Erde nennen; ein ewiges, läſtiges Wiederkäuen von troſtloſem Wachen und bangem Schlaf; ein Auf- und Ab-Rollen des unermeßlichen Felſenſtücks unſrer Sorgen, oder ein unnützes Füllen bodenloſer Fäſſer, oder welche andre Verdammniß du willſt — kurz ein Leben, wie das Meinige, nachdem ihm der Glaube an den entwichen iſt, auf den mein Herz alle ſeine Liebe und allen ſeinen Glauben gebaut hatte.

Oft frag' ich mich auch, was wollte denn meine Liebe zu ihm? Wenn ſie

mich damals ſo glücklich machte, warum denn nicht auch noch jetzt? Ich dürfte mir ihn ja nur wieder ſo zuſammenbauen, wie er damals vor den Augen meiner Seele ſtand, und dieſes Götterbild ſo lange an⸗ſchauen und anbeten, bis es mich wieder als ſeinen Pygmalion lebendig begrüßte? Warum ſollte der Einbildungskraft und der Gluth des Weibes nicht gelingen, was dem Künſtler gelang? Und wär' es nicht am Ende gleich viel, ob ich ein Bild, den Schatten eines Bildes, oder ein wirkli⸗ches Weſen liebte, wenn ich nur eben das dabey fühlte? — Ich hab' es auch thö⸗rigter Weiſe verſucht — ich ſtand am Rande des Wahnſinns; der Verſuch ſelbſt war Wahnſinn. — Gütiger Gott! Kann ich denn ein ſolches Götzenbild meines Wahns glücklich machen? Und iſt denn die Seligkeit, die ich von der Liebe erwarte, etwas anderes, als der innige, ohne lau⸗

tes Zeugniß befeſtigte Glaube an das Glück, das ich gebe, indem ich es empfange? Nur dieſer Glaube iſt es, der die Liebe, ja die Welt zuſammenhält, und indem er, wie Funken unſers höher erregten Weſens, auf eine durchaus unbegreifliche und geheimnißvolle Weiſe von einem Herzen in das andre übergeht, ohne daß man ſagen kann, aus welchem zuerſt, webt ſich eben das myſtiſche Band, welches die Liebe an den Himmel knüpft und alle Seligkeiten des Himmels auf den Menſchen herableitet. Nimm dieſen Glauben von der Liebe weg, und es bleibt nur ein armſeliges Gerüſt von ihr übrig, das du mit dem Spinneweben ſchöner Worte wie einen Tempel aufputzen kannſt; aber einen Gott ſchaffſt du nimmer hinein. Zum Schauſpiel gehört freylich auch die Larve; aber ſchminke ſie, ſo ſchön du willſt, das hohle, gleichförmig lächelnde, mit

offenem Munde ſtumme Bild iſt doch nur zum Fürchten gut.

Ich ging als Kind einmal allein in den Wald. Ich rief meinen Nahmen, und die Nahmen meiner Geſpielinnen, und das Echo antwortete mir. Ich ſtellte allerhand Fragen, und erhielt immer die Frage wieder zur Antwort. Als ich das Spiel ein Weilchen getrieben hatte, machte mir das Wiederhallen meiner eigenen Stimme bang und immer bänger — endlich fing ich an mich zu fürchten und lief davon. Wie manchmal hab' ich hieran gedacht, als Lothars prunkende Liebe — nur für die künſtliche Beleuchtung der Scene berechnet — bey dem Tageslichte des häuslichen Lebens zu erblaſſen begann, und immer mehr und mehr zu einem toden Wiederhalle der Meinigen wurde. Freylich wurde ich nicht müde in die Felſenkluft ſeines Herzens hinein zu ru-

ſen — aber nichts erwachte darinn — nur meine eigene Stimme tönte zurück. Ich wollte das lange nicht glauben; aber jeder wiederholte Verſuch drang mir mehr und mehr die Ueberzeugung auf. Ich erwachte mit einem Schrecken, wie der, der im Traume die Hand nach einer Roſe ausſtreckte, und erwachend einen Scorpion hielt. Ich entdeckte mit einemmal, daß ich allein war. — Einem Menſchen, der im tiefen Schlummer von der treuloſen Rotte ſeiner Schiffsgefährten an eine wüſte Inſel ausgeſetzt wird, und beym Erwachen das Fahrzeug im fernen Meere fliegen ſieht, kann nicht entſetzlicher zu Muthe ſeyn. Iſt in dem Lande der Liebe Alleynſeyn nicht ſo viel als Vernichtung?

Es mochte wohl ſchon das nur der Wiederhall meines Willens, nicht ſein eigenes liebendes Verlangen ſeyn, daß er

leicht den Wunſch erfüllte, hier auf dem Lande, der Liebe, der Natur und einigen Freunden zu leben, die von Zeit zu Zeit kommen würden, um Zeugen unſers Glücks zu ſeyn. Wie wußte er gleichwohl dieſen Gedanken auszumalen! Auch mag es wohl ſeyn, daß ihm die Freude an ſeiner poetiſchen Malerei wie eine Freude an dem Gegenſtand erſchien, über den er ſo herrlich dichtete. Denn hell und hoch loderte die Flamme ſeiner poetiſchen Begeiſterung in den erſten Tagen auf. Seine Einbildungskraft ſchien mit der Kraft der blühenden Natur zu wetteifern; ſeine Sprache wurde Geſang, und ſeine Worte quollen ſo ſüß und duftend hervor, wie die Blüthen, mit denen der Mai die Zweige überſchüttet hatte. Wie mich das entzückte, berauſchte — wer könnt' es beſchreiben? Ich flog wie der Schmetterling von Blume zu Blume, wie er

mir ſie bot; ich ſah, ich hörte nichts als ihn; und es war mir ſeltſam und fremd, als Lothar zum Erſtenmal von unſrer Einſamkeit ſprach. Ich fühlte mich ja nur einſam, wenn mich die Welt von ihm trennte, wie es in Geſellſchaft geſchah. Das Wort ward ihm allmählig geläufiger; die Grenzen, in die er ſich ſelbſt gebannt hatte, ſchienen ihn zu drücken; und er unternahm es bisweilen mir darzuthun, daß das Glück des Zuſammenſeyns durch kleine Unterbrechungen erhöht und fühlbarer würde. Ich gab ihm nach; aber die Wirkung war anders, als er mich hatte erwarten laſſen. Ich ſah ihn glücklich und glänzend in der Geſellſchaft; im Hauſe abgeſpannt, ſtumm, oft in ſich gekehrt; und es dauerte nicht lange, ſo hatte er alles das Glück, das er in mir zu finden vorgab, in die Welt geſetzt. Er vermißte mich bald nicht mehr, und wenn ich ihn

ſuchte, entſchlüpfte er mir, ich weiß nicht wie. So verging ein Jahr, und es hätte nicht einmal ſo langer Zeit bedurft, damit wir recht zwanglos, recht bequem neben einander gelebt hätten — wenn ich nur gewollt hätte — ſo recht ohne uns weiter um einander zu kümmern, als etwa die Höflichkeit von Hausgenoſſen verlangt. Ach ich konnte es noch weniger, als ich es wollte. Mit unausſprechlichen Schmerzen fühlte ich, wie ſich von ſeinem Herzen, das ich mit dem Meinigen umklammert hielt, eine Fiber nach der andern lößte: ich ſah mit Angſt dem Augenblicke entgegen, wo ſich das letzte Band der Gewohnheit gelößt haben, und ich ganz frey ſeyn würde. Mein Herz ſchwamm in Blut und Thränen; aber ich verbarg meinen Jammer, und ſuchte nur den Reſt der Gewohnheit zu retten, an der ſich ja — ſo hoffte ich — die Liebe

wieder emporranken könnte. Der geräuſchvolle Winter nahte ſeinem Ende; der Frühling kündigte ſich an von fern, und ich ſah mit unausſprechlicher Sehnſucht der Wiederkehr jener Tage entgegen, die mich ſo glücklich gemacht hatten. Meine ganze Seele war dieſer Hofnung voll; und ſo bot ſich die Gelegenheit leicht dar, wo ich unſers Landlebens von Weitem gedenken konnte. Die Töne, die ich anſchlug, verhallten nicht umſonſt; es war mir, als wäre Lothars Beredſamkeit mir zugefallen; ich konnte mit aller der Fülle ſprechen, welche Sehnſucht und Liebe gibt. Das war ſeit langer Zeit ein recht ſeliger Abend. Wir ſaßen am Kamin; das Feuer loderte hell vor uns auf, und ich ſah auch wieder hellen Tagen entgegen, da Lothar nicht ohne Bewegung über das unruhvolle Treiben der Welt ſprach, und ihm das Bild einer heitern Genüg-

ſamkeit entgegenſetzte. Alles, was er an jenem Abend ſagte, erfreute mich unbeſchreiblich; ich bezog Alles auf mich; ich ſah meine Wünſche erfüllt, meine innere Trauer geendet; ich ſah ihn der Liebe und mir wieder gegeben. Unſeliger Irrthum! Jener Abend war der Anfang eines neuen und großen Betrugs. Mit Sehnſucht zählte ich die Tage, die uns auf unſer Land zurückführen ſollten; Lothar ſchien von gleicher Ungeduld beſeelt, und da, wie es oft geſchieht, ein nochmaliges Rückkehren des Winters die voreilige Rechnung täuſchte, war ſeines Unmuths kein Ende. Mir gefiel dieß wohl; aber die Sprache, die er in dieſer Zeit führte, befremdete mich oft. Es war etwas Leichtſinniges in ſein Weſen gekommen, das an Ruchloſigkeit grenzte; ſeine Urtheile über die ſtrafbarſten Dinge wurden immer milder und entſchuldigender, und oft, bey geringen Veran-

laſſungen, erzürnte er ſich über die Thor-
heit der Menſchen, ſich das kurze, arme,
ungewiſſe Leben durch erbärmliche Vor-
urtheile oder durch Launen und Eigenſinn
zu verbittern, den ſie mit dem Nahmen
von Grundſätzen beehrten. Bisweilen
ſchienen dieſe Betrachtungen ſehr vernünf-
tig, wenn ſie ſich auf Verhältniſſe des Ei-
gennutzes und Ehrgeizes bezogen; aber
oft ſprang er dann auf den Eheſtand über,
den er erſt, wie zum Scherz und aus Nek-
kerei, mit Witz und Laune, ſpäterhin oft
mit Bitterkeit angriff. Da mir dieſe
Scherze und Angriffe nicht gefallen konn-
ten, bemühte ich mich, das Geſpräch, oh-
ne eine Beziehung auf mich zu ſuchen —
die ich auch gar nicht ahnden konnte —
nur abzulenken; und wenn er bemerkte,
daß ich allzu ernſt und nachdenklich dabey
wurde, gab er der Rede ſchnell eine ſolche
Richtung, daß ich Alles für Muthwillen

nehmen mußte. Freylich war es auch nur Muthwillen, was er mit mir trieb; und das Räthſel löſte ſich in den erſten Tagen unſers erneuerten Landlebens, wovon ich mir ſo viel verſprochen hatte. Auch ihn hatte Liebe dahin gezogen; aber ach! — nicht die Liebe zu mir; und während ich die Spuren unſers alten Glückes hier mit unſchuldiger Freude aufſuchte, verfolgte er unter meinen Augen ein neues Glück, oder vielmehr eine neue Schuld.

Gewiß iſt es Dir auch bisweilen in Deinen Träumen begegnet, daß Du Dich mit einem wunderbaren Gefühle von Leichtigkeit über die Erde erhobſt, nach irgend einem lichten Punkte oder einer Höhe hinſtrebend, wo Du Dir eine reizende Ausſicht oder irgend ein anderes Glück verſprachſt, und daß Du ſo fliegend, ſchwebend, hoffend, mit einem mal, als würden Dir die Schwingen gebrochen, nie-

derſtürzteſt, in dumpfer Betäubung, und ohne Bewußtſeyn, auſſer dem einer verlohrnen Freude. So war mir da. Das freundliche Geſtirn der Hofnung, das mich hierher getäuſcht hatte, ging in einem grenzenloſen Meere von Jammer unter, in deſſen Tiefen alle Dämonen des bitterſten Unmuthes und der feindſeligſten Eiferſucht wühlten. Ich will und kann nicht leugnen, daß mich die Unwürdigkeit meiner Nebenbuhlerin nicht weniger empörte, als der Raub, den ſie an mir verübte, und daß der Stachel des Schmerzes über die Untreue Lothars noch dadurch geſchärft wurde, daß ich ihn ſo tief herabſteigen ſah. Könnteſt Du mich tadeln darum? Ich hatte mich ja erſt um ſeiner Liebe willen recht hoch geachtet; und mich nun jetzt einem zwar ſchönen, aber gefallſüchtigem und höchſt unzuverläſſigem Weibe nachzuſetzen, dazu reichte alle meine

Demuth nicht nicht hin. Wenn er in der Zeit ſeiner Bewerbung Alles, was Natur und Phantaſie Strahlendes hat, herbey rief und um mich ſtellte, was es ihm doch oft, als ob Erde und Himmel nicht Farben genug hätten, um mich nach Würden zu conterfeien; und er wurde dann nicht müde, ſein Glück zu preiſen, das ihm den Beſitz ſo unüberſchwenglicher Vollkommenheiten gegönnt habe. Und nun — o ich könnte lachen darüber! — nun wurde dieſer Juweel, der die dunkelſte Nacht zum Tage umſchuf, von einem ſchimmernden Glühwurm überſtrahlt; und die Aurora, die durch ihren Purpur alle Heiterkeit des Lebens verkündigte, mußte einer TheaterDecoration von Sonnenuntergang weichen, mit grobem Pinſel auf ſchlechte Leinwand gemahlt! — Und es iſt dieß nicht etwa das Urtheil meiner Eiferſucht; Lothar ſelbſt hatte nicht viel milder geur-

theilt, als er noch unbefangen war. Auch hatte er ſich nur ſcherzend und wie zum Spott dieſem unſeligen Weſen genähert, und ich war ganz unbekümmert, da ich an ihrem geringen Werth und an Lothars früherer Meinung von ihr ein hinreichendes Unterpfand zu haben vermeinte. Aber ſie trat zurück, und zog, ich weiß nicht, welche Zauberkreiſe um ſich her, nicht um ihn abzuwehren, ſondern zu locken. Ihr Beginnen gelang. Ich glaube nicht, daß er ſich über ihre Künſte verblendete, ſo wie auch ſie gewiß ſein Weſen wohl durchſchaute; ſie betrogen ſich gegenſeitig, und wahrſcheinlich mit dem Bewußtſeyn, daß ſie betrogen wurden. Jedes liebte nur ſich ſelbſt und ſeine Kunſt; aber jedes wußte in dem Andern dieſe ſelbſtſüchtige Kunſt ſo hoch zu treiben, daß ſie ihm wie eine Leidenſchaft vorkam. Die erſten Tage unſers ländlichen Aufenthaltes reichten

hin, dieſes zu entwickeln, wie es oft nur des Zutritts eines leiſen Lüftchens bedarf, um eine heimliche Gluth in lodernde Flammen zu bringen. Unſre Wohnungen waren ſich nah; auch ungeſucht begegnete man ſich oft; die Freyheit des Landes entfernte ſo Manches und begünſtigte Anderes; und ich ſah jetzt — ach mit welchen Gefühlen! — wie Lothar, mit wenigen Veränderungen, die Rolle, die er auf dieſem nemlichen Schauplatze mit mir durchgeſpielt hatte, jetzt mit einem Geſchöpf wiederholte, das ich verachtete, und er ſelbſt auf keine Weiſe ehren konnte.

Jetzt hätte ich wohl den Irrthum erkennen können, in welchem ich über Lothars ganzes Weſen ſchwebte; aber dieſer Irrthum war die Wurzel meiner Liebe, und die Liebe zu ihm war mit meinem eigenſten Seyn verwachſen. Ich ſuchte alſo die Hofnung in den verborgenſten Win-

keln und Tiefen, und nahm gern jedes freundliche Entgegenkommen meines Man=nes für ein frohes Zeichen reuiger Rück=kehr, während es meiſt nur ein berechne=tes Mittel zu dieſem oder jenem Zwecke war. Freylich flammte dann, wenn die Täuſchung offenbar wurde, der Unmuth in mir auf, und was lange zurückgedrängt war, brach in herbe Klagen über das har=te Loos liebender Weiber aus. Dieſen Klagen ſetzte Lothar andere entgegen über das Loos der Männer, auf welche die Frauen ein Alleinrecht haben wollten, nur um ſie mit ihrer Eiferſucht zu quälen, und die, wie gewiſſe lächerliche Raritäten=ſammler, wenn ſie alles daran geſetzt hät=ten, irgend ein Stück in ihren Beſitz zu bekommen, ſich ſelbſt wenig daran erfreu=ten, und auch andern die Freude des Be=ſchauens misgönnten. Die wahre Liebe, ſetzte er dann hinzu, würde ſeyn, ſtatt

das Band immer recht ſtraff und fühlbar anzuziehen, es vergeſſen zu machen, und nicht die Liebe gewaltſam zu erſticken, indem man ſie der Lebensluft der Freyheit beraube. Ich fing jetzt an dieſe Sprache beſſer zu verſtehen, und da es thörigt geweſen wäre, einer Rede, die nicht dem Verſtande, ſondern der Leidenſchaft und einer freywilligen Verblendung angehörte, Gründe entgegenzuſetzen, ſo begnügte ich mich, ihn auf das Urtheil der Welt hinzuweiſen, die über dieſes Verhältniß den Stab brechen müſſe. Das fand denn freylich auch keinen Eingang. „Was kümmert mich die Welt,“ ſagte er dann, „mit ihrem erbärmlichen Urtheile. Hab' ich ſie mir zur Richterin erkohren, oder kann ich ihr Richteramt anerkennen, ſo lange ich mir ſelbſt Genüge thue? Was weiß etwa die Welt von den Bedürfniſſen eines Mannes, der nicht mit dem Troſſe läuft?

oder iſt ſie im Stande, etwas zu beurtheilen, was ihr ewig fremd bleiben wird? Jene Frau, die der Gegenſtand Deiner unſeligen Eiferſucht iſt, und die Du zu Deinem und meinem Nachtheil verkennſt, bietet mir einen heitern Umgang dar. Sie iſt geiſtreich, gebildet, in vielen Dingen wohl unterrichtet, und ohne Vorurtheil. Sie hat den Schein vielleicht gegen ſich; aber dieſer Schein trügt; eigentlich aber iſt es auch nur das misgünſtige Urtheil der Welt, die ſie nicht verſteht, was gegen ſie iſt. Auf mich wirkt ſie unendlich wohlthätig, und es iſt nicht eben ſehr liebend von Dir, mir, aus Eigenſinn oder Vorurtheil, ein Verhältniß zu verleiden, das, unſchuldig wie es iſt, mich auf das Angenehmſte belebt und anregt, und die Armſeligkeit des alltäglichen Treibens, die mir Geiſt und Gemüth aufzehrt, vergeſſen läßt.“

So viel Herbes dieſe Aeuſſerungen enthielten, ſo überſah ich doch gern, was mich darin kränken konnte, um den Reſt der Hofnung zu retten, die mir daraus entgegenſchimmerte. Ich that, was ich konnte, um meiner Eiferſucht Meiſter zu werden; ich bekämpfte die Zweifel, die ſich mir aufdrängten; ja ich überwand ſogar die Abneigung, die ich gegen Lothars Freundin hegte, um ſeinen Umgang mit ihr, ſtatt ihm Schwierigkeiten entgegenzuſetzen, vielmehr zu erleichtern. Dieſe Aufopferung brachte mir wenig Dank. Der Zwang, den ihm meine Gegenwart dennoch auflegte, wirkte in Lothars Herzen gegen mich, und ich mußte ſehr bald erfahren, daß er hinter meinem Rücken Gelegenheit ſuchte, ſie allein zu ſehen. Ich ſchwieg. Aber mein Herz ſchwieg nicht; und je weiter ſich Lothar von mir entfernte, deſto heftiger griff die ver-

waiſte Liebe in mir nach der Seinigen, die ſie, wie ein tückiſches Luftzeichen, in die Klippen des endloſen Schmerzes verlockte, und dann verſchwand.

Darf ich Dir geſtehen, Amande, wie feindſelig in dieſer unglücklichen Zeit die Nähe der Schuld auf mich wirkte? Ich fragte mich: Biſt Du allein zum Dulden und Leiden geſchaffen? und wenn jene die Roſen der Freude brechen, warum ſoll ich meine Hand nur an den Dornen verwunden? — Und dann traten mir die Grundſätze der Ungebundenheit, die Lothar mit allem Schimmer einer trügeriſchen Sophiſtik zu bekleiden wußte, mit allen ihren Lockungen vor die Seele, und deuteten auf blumige Gefilde hin voll Rauſch und Luſt, und voll lachender Geſichter und flüchtiger tanzender Füſſe; alles ſo frey, ſo muthwillig wie Kinder,

wenn ſie das Geſetz der Schule vergeſſen haben. Auch manche Hand kam mir entgegen, um die Bedenkliche, Zweifelnde, die nur nicht wagte herabzuſteigen, an den blumigen Abhang zu leiten, wo ſie dann ſchon von ſelbſt, und wahrſcheinlich viel ſchneller, als ſie ſich zutraute, in jene tiefer liegenden, lockenden Zaubergärten hinabtaumeln würden. Schon hätte ich ſelbſt meine Hand nach ihnen ausſtrecken mögen; aber indem ich noch zauderte, war es mir, als ob all dieſe lachenden, fröhlichen, buntſcheckigen Geſtalten höhniſch grinzten, mit Fingern auf mich deuteten, und ſich meines nahen Falles erfreuten. — Da ſchlug mir das Herz. Ich ſchaute in mich hinein, und erblickte mit Schaudern in meiner Bruſt die Verwirrung einer beginnenden Schuld. Noch war es Zeit zu meinem einſamen, ſchuldloſen Schmerze zurück zu fliehen.

Lothars neues Glück dauerte eben nur ſo lange, um mich recht unglücklich zu machen. Die Frau, der er mich geopfert hatte, knüpfte, ihrer leichtſinnigen Art getreu, ein neues Verhältniß an, und ein ſo unwürdiges, daß Lothar, hätte ihn nicht die ſchlimmſte Art der Eitelkeit beſeſſen, oder hätte ſich nicht die verſchmähte Liebe an ihm rächen wollen, durch Verachtung hätte geheilt werden müſſen. Statt deſſen gab er ſich der Eiferſucht hin, und beging Thorheiten über Thorheiten, um die Ungetreue zu ſich zurück zu bringen. Sein ganzes Weſen wurde verwirrt, und ein feindſeliges Etwas, welches darinn herrſchend wurde, ſpaltete und trennte, was früher harmoniſch vereint ſchien. Wie in ſeinem Thun, ſo drängte ſich auch in ſeinen Reden eine gewiſſe Gewaltſamkeit hervor, die bisweilen an Roheit ſtreifte; und da er das Gefühl der Ueberlegenheit, das

ſeiner Eitelkeit ein Bedürfniß war, verlohren hatte, ſchien er mit einer Art von Verzweiflung auch die Herrſchaft über ſich ſelbſt aufzugeben. Sein Zuſtand ging mir nah; ich quälte mich mit ihm und um ſeinetwillen; da er aber allen offenen Erklärungen auszuweichen ſuchte, konnte ich nichts zu ſeinem Troſte thun. Was blieb mir da übrig, als mich in Geduld zu faſſen, auf eine Veränderung der Umſtände zu hoffen, und Lothars Unruhe den Schein einer Ruhe entgegenzuſetzen, die, ſo hoffte ich, beſänftigend auf ihn wirken ſollte. Meine Anſtrengung — denn das war mein Bemühen allerdings — war nicht ganz ohne Erfolg. Er ſuchte meine Geſellſchaft mehr; er ließ ſich auf vertrauliche Geſpräche ein; ja, er geſtand mir einmal, daß die Dämonen, die ihn verfolgten, nur meiner Gegenwart wichen. Dieſes Geſtändniß aber ſchien ihm in dem

Augenblicke zu gereuen, wo er es ausge-ſprochen hatte; und als ich mich an ſeine Bruſt warf, und ihn beſchwor, mir ſein Vertrauen zu ſchenken, und wenn er Hül-fe bedürfe, meine Hand nicht zu ver-ſchmähen, — machte er ſich aus meinen Armen los, und verſank wieder in ſeinen ſchweigenden Unmuth. Während ſich der Stolz in ihm gegen jede rechtmäßige Be-ſchränkung ſeiner Willkühr empörte, ſchleppte er ſich in den Feſſeln einer ſchimpflichen Liebe fort, die ihm nichts mehr gab, als den Verdruß der Zurück-ſetzung hinter einen unwürdigen Neben-buhler. So ſehr ihn dieſe Zurückſetzung empörte, oder vielleicht eben darum, griff er haſtig nach jedem Zeichen der frühern Gunſt, dergleichen er denn auch von Zeit zu Zeit empfing, wenn er etwa eben allzu heftig an der Angelſchnur riß, und gänzlich zu entſchlüpfen drohte. Eines Tages, wo

er heiterer als gewöhnlich nach Hauſe kam, fiel ihm beym Hinausgehen aus meinem Zimmer ein Streifchen Papier aus der Taſche. Ich hob es auf, und da ich beym erſten Blick die Hand ſeiner treuloſen Quälerin erkannte, bedachte ich mich noch, was ich damit thun ſollte, als er wieder hereintrat, und unruhig umherſehend das Verlohrene zu ſuchen ſchien. Ich reicht' es ihm ſtillſchweigend hin. Erröthend griff er zu, drückte das Papier zuſammen und ging weg. Dieſer kleine Vorfall trennte ihn noch weiter von mir. Sein Unrecht ſtellte ſich zwiſchen uns, und das Gefühl einer verdienten Demüthigung rief den hartherzigſten Stolz zu ſeinem Schutze auf. Meine Gegenwart ſchien ihm ein Vorwurf; und ſtatt die Schuld zu fliehen, floh er vor mir.

Dieſe Lage mußte ihm in Kurzem unerträglich werden. Eines Tages endlich,

da die Unvorſichtigkeit oder der Muthwil-
le ſeiner Geliebten den letzten Reſt der
Täuſchung zerſtört hatte, verließ er, nach
einer widrigen Scene mit ſeinem begün-
ſtigtem Rival, die Stadt, um auf einer
Reiſe Geneſung und Ruhe zu ſuchen. Ich
ſegnete dieſen Gedanken und glaubte ſchon
alle meine Wünſche erhört, da ich von
den nächſten Stationen recht freundliche
Briefe erhielt, und dieſe Briefe faſt in
dem Verhältniſſe der zunehmenden Ent-
fernung immer verbindlicher, ja zutrau-
licher und zärtlicher zu werden ſchienen.
Meine Hofnungen belebten ſich; ich fühl-
te den alten Glauben in mir geſtärkt, und
ſah mit eben ſo groſser Sehnſucht als Zu-
verſicht dem Zeitpunkte entgegen, wo die
nur verwirrte oder zurückgedrängte Liebe
wieder ihren Platz in Lothars Herzen ein-
nehmen und ihre Rechte geltend machen
würde; und dieſer frohe Glaube vertilgte

in mir, wenn auch nicht die Erinnerung an den vergangenen Schmerz, doch den Verdruß und die Bitterkeit ſo vollkommen, daß ich mich ſogar beredete, jene Ereigniſſe würden eben unſer Band noch feſter ziehen und es ganz unauflöslich machen. Da ich kein anderes Unglück kannte, als den Verluſt der Liebe Lothars, und mir ſchmeichelte, dieſe wieder gewonnen zu haben, ſo ſuchte ich mich zu überzeugen, daß ich ſie, troß dem widerſprechenden Scheine, niemals verlohren hätte, und ich war eben ſo unermüdlich als ſcharfſinnig, Alles herbeyzuſchaffen, was dieſen Glauben befeſtigen konnte. Der Zweifel wurde niedergedrückt, und ich wurde, wenn auch nicht gerad heiter, doch ſo zufrieden, als ein noch wundes und ſehnendes Herz nur ſeyn kann. Es wäre mir unmöglich geweſen, dieſe Stimmung vor dem entfernten Freunde geheim zu

halten; vielmehr ſprach ich mit Lebhaftigkeit von der Freude, der ich entgegenſähe. Ob ihm dieſe Lebhaftigkeit misfiel, weiß ich nicht; aber ſeine Antwort, ſo ſchön und geiſtreich ſie auch war, zeigte mir wenigſtens, daß er nicht davon ergriffen war. Gern maß ich mir die Schuld bey, und legte meiner Feder ſtrengere Geſetze auf. Auch mich ſelbſt nahm ich mehr unter Aufſicht. Ich glaubte einzuſehen, das, was Lothar, vernünftiger und erfahrner als ich, für das Glück der Liebe und des Lebens erkennen möge, ſey ja wohl eben die Mäßigung einer gleichen, ſtill und ruhig leuchtenden Flamme, die weder raſch und heftig emporlodere, noch tief zu dem Dochte herabſinke. Es war nun mein ganzes Streben, dieſe Ruhe zu gewinnen; und indem ich meine Liebe, wie ein heiliges Feuer, mit prieſterlicher Sorgfalt bewachte, fand ich zu meinem Vergnügen,

daß ſie an Tiefe, ſo wie mein Leben ſelbſt an innerm Gehalt dadurch gewann. So war es mir faſt erwünſcht, daß ſich Lothars Rückkehr noch etwas verzögerte, bis ich ganz mit mir fertig geworden, und das Gleichgewicht, dem er, wie es ſchien, den größten und verdienteſten Werth beylegte, feſt und unerſchütterlich in mir begründet hätte.

Während dieſer Zeit, wo ich, obgleich entfernt von ihm, doch nur mit und für ihn lebte, liefen ſeine Briefe immer pünktlich ein. Von unſerm perſönlichen gegenſeitigen Verhältniſſe war nicht oft die Rede darin, und ich beklagte mich nicht darüber. Es ſchien ſo natürlich, daß die Fremde, der Glanz der Höfe und die Merkwürdigkeiten groſer Städte, die ganze Gegenwart überhaupt, ſeine Theilnahme ſtärker erregten, und daß ſich dieſes Intereſſe mehr geltend machte, als das

Verlangen nach der Heimath und der Frau. Mir war die freundliche Art genug, mit der er mir ſeine Bemerkungen — einen reichen Schatz — mit ſo vieler Pünktlichkeit mittheilte; und ich glaubte keinen beſſern Beweis ſeiner Liebe erwarten zu können, als daß er Alles, was er Anziehendes ſah, mit mir und meinem Andenken in Verbindung ſetzte. Zog er mich doch gleichſam auf jedem Schritte nach ſich, und theilte jeden Genuß mit mir! Hätte ich nicht dankbar ſeyn ſollen? Und wahrhaftig ich war es — ich war es recht aus vollem Herzen.

So hatte ich mich länger als ein halbes Jahr wie ein Kind mit den ſüßeſten Hofnungen gewiegt. Meine Träume ſchienen mir volle und aufrichtige Wahrheit, und ich hatte ſie mir ſo tief in das Herz gedrückt, daß ich auch da noch dar-

an glauben wollte, als ich auf die grauſamſte Weiſe aus dem Schlafe geriſſen worden war. Ich genoß Alles in tiefer Stille, und das Geheimniß, womit ich wie früher meine Schmerzen, ſo jetzt meine Wünſche und Hofnungen, umhüllt hatte, machten ſie mir noch theurer und heiliger. Wie glücklich wäre ich geweſen, wenn ich in all dem Irrthum geſtorben wäre, und allen den frommen Wahn der Liebe im Herzen mit mir aus dieſem tückiſchen, trugvollen Leben genommen hätte! Warum ach! hat mir Gott nicht die Qualen der Enttäuſchung erlaſſen? Womit hatte ich verdient — wodurch verſchuldet — — ? Ich höre Dich ſagen: Der Menſch darf mit Gott nicht rechten; er muß die Hand küſſen, die ihm das Theuerſte entreißt und das Herz zerdrückt; er muß den Willen ſegnen, der ihn vernichtet. — Es ſey! Das Loos, das

mir vom Himmel fällt, wie hart es auch ſeyn mag, hab' ich zu tragen Muth; der, von welchem das Leiden kömmt, gibt auch die Kraft; aber wenn Menſchen über Dich hinweggehen, wenn ihr Fuß Dich achtlos und unbekümmert, ja wenn er Dich abſichtlich und mit kalter Beſonnenheit in den Staub tritt; wenn Deine Liebe Dir Haß gebiert, Dein Jammer für Empörung gilt, wenn Alles, was zu denken entſetzlich iſt, von Menſchen und von geliebten Menſchen Dir kömmt, willſt Du auch dann noch den unendlichen Schmerz ohne Murren empfangen, und mit demüthiger Ergebung vor den Thron der Vorſehung niederlegen? — Oder wenn Du auch dieſes forderſt, und wenn ich das harte Gebot nicht mit Worten bekämpfen kann, ſo lehre mich auch noch lebend dem Gefühl des Lebens zu entſagen, und wenn grauſamer Muthwille mit

meinen Qualen ſpielt, zu dieſem Spiele zu lächeln.

Schon öftrer hatte Lothar ſeiner Rückkehr gedacht; ich durfte die Zeit berechnen, wo ich ihn wieder an mein Herz drücken, wo ich ihn wieder von ganzer Seele mein nennen könnte. Alles ſchien zu meinem Glücke zuſammenzuſtimmen. Jene Frau, die ſeinen Stolz ſo verhöhnt hatte, war mit ihrem Manne in eine andre Gegend gezogen; auch ihr Liebhaber hatte ſich entfernt; die verhaßteſten Erinnerungen waren auf dieſe Weiſe bey Seite geſchoben. Dann war mir durch den Tod eines Onkels ganz unerwartet ein wohleingerichtetes Gut in einer eben ſo anmuthigen als fruchtbaren Gegend zugefallen, wo wir einen Theil des Jahres in reichlicher und angenehmer Beſchäftigung zubringen konnten. Lothar billigte die Vorſchläge, die ich ihm darüber machte, und

ging, wie es ſchien, mit Vergnügen darauf ein. Das war in den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes in Paris. Da konnte er mir nicht genug ſagen, wie ſehr ihm dieſer unermeßliche Steinhaufen mißfalle, wie ihn das Gewühl des eben ſo rührigen als müſſigen Volkes durch die hohen ſonnenleeren Gaſſen, wie der Ameiſen in ihren finſtern Gängen, verſtimme; wie es ihn peinige, daß man ſich hier Tage lang um einander herum drehe, ohne ſich geiſtig zu berühren; und wie er eilen werde, dieſem Getös zu entrinnen, das ohne alle Bedeutung, nur ſo recht um ſein ſelbſt willen ſey. Doch vergingen Tage und Wochen, ohne daß dem Vorſatze die Erfüllung folgte. Ich bemerkte, nicht ohne Unruhe, daß ſeine Briefe immer mehr die Geſtalt von Journalen annahmen, in die man das Geſchehene zu eigner Erinnerung nur flüchtig anmerkt — und darum moch-

te es auch wohl ſeyn, daß er mir ihre Auf-
bewahrung ſo nachdrücklich empfahl.
Dann wurden auch dieſe Verzeichniſſe ſel-
tener, lückenhafter; und ich konnte wohl
wahrnehmen, daß ihm jene Lücken ſelbſt
einige Verlegenheit machten, und daß er
mir nicht mehr, wie vormals, ſagen
mochte, wo und auf welche Weiſe er ſeine
Zeit zubrächte. Ich faßte einmal den
Muth, dieſe Bemerkung ſcherzend hinzu-
werfen, ohne ihr die mindeſte Bedeutung
zu geben; aber nicht anders, als ob er ſie
mit Begierde erwartet hätte, fiel ſein näch-
ſter Brief wieder in die alten Topiks von
Freyheit, thörigter Quälerey, und was
dergleichen mehr war. Auf dieſen Brief
folgte ſchnell ein andrer, und in dieſem
eine recht künſtlich gewendete, recht klug
eingewebte Geſchichte von einem berühm-
ten Manne, der die jüngere Schweſter
ſeiner Frau geliebt habe, und da ſie bald

durch gegenſeitige Leidenſchaft über alle Schranken geführt worden, ſey er doch von ſeiner Frau in dem, was nun einmal nicht zu ändern geweſen, auch nicht geſtört worden; ja ſie habe die Folgen dieſes leidenſchaftlichen Verhältniſſes mit der zarteſten Schonung und unbeſchreiblicher Klugheit den Augen der Welt zu entziehen gewußt. Ueber dieſen Heroismus weiblicher Liebe verbreitete er ſich mit einer Beredſamkeit, die ſchon ſeit geraumer Zeit aus ſeinen Briefen gewichen war, und es fehlte nicht viel, ſo hätt' er ihn zu einem Gebote der Haustafel und einer Pflicht des Eheſtandes gemacht. Ich antwortete darauf, ohne Mistrauen und Bitterkeit, aber mit dem Ernſte, den eine ſo heilige Sache gebot; erklärte jenen ſogenannten Heroismus für die ſündhafteſte Schwäche und beſchwor meinen Mann, doch ſo bald als möglich Paris zu verlaſſen, um ſich

den Einflüſſen der ſchlimmen Luft zu entziehen, die ihn dort zu vergiften drohe. In der Antwort nahm er meinen Ernſt ganz leicht, und ſtatt auf den beſſern Weg einzulenken, gab er mir in einer Anzahl luſtiger Tagesgeſchichten ein Bild des Eheſtandes der großen Welt, das mich weder ergötzte noch beruhigte. Von ſeiner Abreiſe ſchwieg er. Ich kam nun wieder auf meine Bitten zurück, indem ich ihn an die Hofnungen erinnerte, die er in mir erregt hatte, und noch viele andre Gründe zuſammenſtellte, die ihn zur Rückkehr bewegen konnten. Dieſe dringenden Bitten, noch mehr aber die Geſtalt, welche ſeine eigenen Verhältniſſe in dieſer Zeit angenommen hatten, führten endlich eine Entſcheidung herbey. Durch eigene und fremde Eitelkeit verſtrickt, in ſchwierigen Händeln verwirrt, von Buhlerei, Liſt und Macht überwäl-

tigt, ſah er ſich endlich, ganz gegen ſeine Abſicht, in die Nothwendigkeit verſetzt, ein lockres und leichtſinniges Verhältniß unauflöslich zu machen. Doch konnte er es nicht über ſich gewinnen, mir die Sache zu ſagen, wie ſie war. Er verſchwieg den Betrug, und ſprach von einer Leidenſchaft, die allzu mächtig in ihm geworden ſey, als daß er ſie je beſiegen könne; zeigte mir die Nothwendigkeit einer Trennung, und verlangte meine Beyſtimmung dazu. Was ich ihm hierüber geſchrieben, wie ich ihn beſchworen, mich zu ſchonen und ſich, will ich Dir nicht wiederholen. Es war umſonſt. Er ſchrieb mir: wenn ich ihn jemals geliebt hätte, ſo möchte ich dieſer Quälerei ein Ende machen, die zu nichts führte. Sein Entſchluß ſey unwiderruflich; er habe ſchon lange die Ueberzeugung bekommen, daß ſich unſre Neigungen nicht vertrügen; ich möchte mich alſo ſei-

nem Glücke nicht in den Weg ſtellen. — Jetzt ſtand ich nicht länger an. Ich lößte ſeine Schwüre mit zerriſſenem Herzen, und gab mich als Opfer für fremde Sünde hin. Doch war es nicht eigentlich ein Hingeben — ſo hoch kann ich meine Grosmuth nicht rühmen, ſondern ich ergab mich wie das Opferthier, das der Prieſter gebunden zum Altar ſchleppt. Du weißt das Uebrige. Ohne mir einer Schuld bewußt zu ſeyn, trage ich die Schmach der Schuld. Ich erröthe bey dem Nahmen meines Mannes, den ich als ein freyes Geſchenk von ihm erhielt und nun noch führen muß, nachdem die Einheit zerſtört iſt, deren Symbol er war. Alles, was mir vormals befreundet war, ſieht mich wie etwas Fremdes an, und es graußt mir vor dem, was mich ſonſt an ſich zog. Ich will der Gegenwart entfliehen, aber ich kann mich

nicht in die Zukunft retten, die mir nicht einmal Vergeſſenheit bietet; denn wie möchte ſo tiefe Kränkung vergeſſen werden? — und nicht in die Vergangenheit, die wie ein Leichnam alles Schönen vor mir liegt, oder als eine tückiſche Verführerin zu allen dem Jammer meines jetzigen Daſeyns. — Oder ſoll ich mich in ein fremdes Glück retten? Ach, ich ſchien ja auch glücklich, und doch war Alles nur eitler Betrug; ich wurde auch geprieſen um dieſe Lüge von Seligkeit, die faſt ſchon verſchwunden war, als man ſie prieß. Iſt es ein Wunder, wenn mir alles Rühmen menſchlichen Glücks wie ein Hohn — ihre ſogenannte Treue, Wahrhaftigkeit und Grosmuth wie ein leerer, ſchrillender Klang erſcheint, oder wie eine angemalte Larve, welche die häßlichſte Verzerrung bedecken ſoll? Und gäb es wohl einen ärmern Zuſtand, als den,

nicht nur um das eigene Glück, ſondern auch um den Glauben an fremdes Glück betrogen zu ſeyn?

* *
*

Es iſt Zeit, dieſe lange Geſchichte meines Elends zu ſchließen — aber nicht auf dieſe troſtloſe Weiſe. Ich leſe Deinen Brief wieder und immer wieder — er ruht an meiner Bruſt — und wie ein Talisman ſcheucht er das Böſe, und ſendet ſeine Kraft in mein innerſtes Herz. — Wenn Ein liebloſes Weſen uns mit der Welt zu entzweyen vermag, warum ſollte nicht ein Anderes Liebendes uns mit ihr ausſöhnen können? Bedarf es denn mehr als des Glaubens an Eine Wahrheit, und des Daſeyns der Wahrheit überhaupt gewiß zu werden? an Eine Tugend, um an Alle zu glauben? Haben wir nicht oft gehört, daß Ein ban-

nendes Wort den ganzen Spuk der Hölle, wenn er losgelaſſen war, zerſtreute? Warum ſoll das Wort der Liebe einer ſo ſchönen Seele, wie die Deinige iſt, weniger vermögen? oder warum ſoll ich weniger an Deine Liebe glauben, als an den Haß eines andern? oder warum ſoll endlich das Gute nicht mächtiger ſeyn als das Böſe, das ja doch wohl nur als Ausnahme gilt? Um dieſen Glauben kämpfe ich jetzt; und wenn ich ihn erkämpfe, ſo iſt es Dein Werk, und das Werk deſſen, an den Du mich gewieſen haſt. — Sieh, ich habe Dir mein Innerſtes enthüllt, um Dich hinein zu rufen; nach Deiner frommen, tröſtenden Erſcheinung ſehnt ſich mein Herz; und wenn ich nicht fürchtete, ſtörend in Deine Paradieſe zu treten, ich käme an Deine Bruſt, und ſuchte in Deiner Nähe, was mir auf immer verlohren ſchien. Sage mir, ob Du, ob Dein

Odo meine Gegenwart ertrüge. Vordem ſchien er ſich zu freuen, wenn er mir in der Welt begegnete; aber jetzt bin ich ſo ſcheu geworden wie ein Kind, nicht vor den Unbekannten, ſondern vor denen, die mich glücklich gekannt haben. Was auch Dein Wille ſey, ſchreibe mir nur. Es gibt nichts, wornach ich mich ſehne, als Deine Liebe.

Mathilde.

* *
*

Amelie an Victorinen.

Den 20. Febr. 1802.

Nein, liebſte Couſine, länger zu ſchweigen, wäre Verrath an der Freundſchaft. Hundertmal zwar, tauſendmal, millionenmal hab' ich in dieſen vierzehn Ereignißreichen Tagen an Dich, Herzens-Couſine, gedacht; aber die Feder in die Hand nehmen, ſchreiben, Dir erzäh-

len — nein, das war unmöglich! Und auch in dieſem Augenblick weiß ich eigentlich nicht, wie es möglich werden ſoll. Zwar hab' ich die frühſte Stunde dazu genommen; aber was heißt jetzt bey mir früh oder ſpät? Der Tag hat keine geordnete Zeit mehr. Das Drängen und Treiben iſt ſich in jeder Tageszeit gleich. Auf dem Markte kann es nicht lebendiger ſeyn. Kaufleute, Handwerker, Putzmacherinnen, Juden und Chriſten — da iſt ein Schicken, ein Fragen, ein Beſuchen, daß ich oft am Abend nicht weiß, ob ich noch einen Kopf habe. Und das Alles? — o Du haſt es ſchon errathen! — das Alles — weil Deine kleine, naſeweiſe, muthwillige Couſine ſeit vierzehn Tagen verliebt, und ſeit acht Tagen Braut iſt.

Ja, HerzensCouſinchen, ſeit vierzehn Tagen verliebt, ſeit acht Tagen Braut, und in acht oder neun oder zehn

Tagen Gräfin Ahlen! — Hab' ich nöthig, noch auf das Verzeichniß meiner Zerſtreuungen zu ſetzen, daß ich überſchwenglich glücklich bin? Ja, Victorine, recht ſelig bin ich. Denke mir da nicht etwa an die leichten, flatterhaften Neigungen, die uns wohl ſonſt bisweilen auf einem Balle, in einer Geſellſchaft anflogen, und wo auch wohl eine der andern in die Arme fiel mit einem, ah que je suis heureuse, chère Cousine! Das waren die erſten kindiſchen Anmeldungen des Herzens, das doch auch ſein unſchuldiges Daſeyn wiſſen laſſen wollte, und meiſt nur allzu voreilig bey dem erſten beſten Augenpaar, das ſich an das unſrige heftete, ſtärker zu ſchlagen anfing, und uns dann weiß machte, wir wären glücklich. Jetzt, jetzt erſt hat meine Stunde geſchlagen, und was wir je in Romanen von dem Glück und dem Rauſche der Lie-

be geleſen, oder was wir ſelbſt in müſſigen Stunden geſchwärmt haben, — ich fühl es jetzt verwirklicht, ja, wenn Du willſt, noch weit überboten. Hätt' ich nur Zeit, ich wollte ein Buch ſchreiben „die merkwürdigſte Woche meines Lebens“ intereſſanter als jeder Roman, und es Dir, ſüße Couſine, ehrfurchtsvoll zueignen, mit dem Bilde des Helden voran, und mit der Unterſchrift: Qui que tu sois réconnais ton maître — Du weißt das Uebrige.

Ja, Kind, ein Liebesgott iſt er, kein Mann; der Geſtalt und dem Alter nach zwiſchen dem Mann und dem beflügelten Genius ſchwebend. Nur die flatternden Schwingen fehlen ihm — hätt' er ſie aber auch, ſo hielt' ich ſie feſt, oder er legte ſie mir zu Liebe ab. Gewiß, Victorine, nie ſind zwey Herzen ſo für einander beſtimmt geweſen, als die unſrigen.

Immer gehen ſie in gleichem Tact, und wenn ſich ja das eine oder das andre einmal übereilt, gleich iſt das Andre hinterdrein, und bey der Fermate ſind ſie ſicher wieder beyſammen. Daß wir beyde alſo nur Einen Sinn und Willen haben, verſteht ſich gewiſſermaaßen von ſelbſt; auch daß, wenn etwa eine Diſſonanz vorkömmt, wir gleich eifrig ſind ſie aufzulößen, und dann nur etwa ein Streit der Grosmuth aufkommen kann. — Doch das iſt für Dich eine langweilige Materie. Du gähnſt und verlangſt Geſchichte. Ließt Du doch kaum die Ueberſchriften der Capitel eines Romans, geſchweige denn Vorreden, Einleitungen, Nutzanwendungen, belehrende Abſchweifungen und dergleichen, ja nicht einmal die ſentimentalen Ergießungen, auf denen, wie Du einmal ſagteſt, der Leſer wie in einer Wiege ſchwimmt, immer auf

einer Stelle bleibt, und endlich einſchläft. Wahrhaftig, mein ungeduldiges Victorinchen, ich fange an zu glauben, daß die ſentimentalen Schriftſteller immer nur ihre eigne Geſchichte ſchreiben, und eben darum nie zur Geſchichte kommen können. Wenigſtens geht es mir in dieſem Augenblick ſo, und ich habe mich eben im Spiegel beſehen, ob ich etwa unſrer guten, ſchmachtenden Hoheneck gleich geworden bin, die aufgezehrt von der Sehnſucht nach dem künftigen Geliebten, der nie erſcheinen will, nur noch ſeufzt und haucht, und bald, wie die unglückliche, unerhörte Echo, eine Stimme des Gebirgs ſeyn wird. —

Aber ſieh, da iſt mir dieſe Echo der zärtlichen Lieder gerade recht gekommen, um mich auf den hiſtoriſchen Weg zu bringen. — Es ſind heute gerad vierzehn Tage — o die herrliche Zeit! —

da trat die gute Hoheneck bey mir ein, um mich zur Oper abzuholen. Du hätteſt ſie ſehen ſollen. Ein hellgelber Roſenkranz hing leicht um ihr flachsgelbes Haar, und dieſes hing wieder leicht und dünn an ihrem gelben Nacken herab. Ein weißes KreppGewand mit gelber Unterlage ſchlang ſich um ihre zarten langen Glieder, und floß zu den hellgelben Schuhen herab, die den breiten Fuß jämmerlich preßten. So trat ſie ſchwankend und ſchmachtend bey mir ein, ſenkte ſich langſam auf den Divan nieder, und erwartete mit ſchmeichelhafter Ungeduld, daß die letzte Hand an meine Toilette gelegt wurde. Jetzt warf ich noch einen muſternden Blick in den Spiegel, kehrte mich dann mit einer Pirouette nach ihr um, und ſagte mit einer tiefen Verneigung: „Jetzt bin ich meiner geiſtreichen Emili ganz zu Befehl.“ Mit einem gehaltnen, unend-

lich gütigem Lächeln betrachtete ſie mich durch die doppelten Gläſer, und ſagte mit leiſer, ſchleppender Stimme: Sie ſind zum Beneiden ſchön, Melinde (denn ſo hat ſie mich nach ihrer arcadiſchen Weiſe umgetauft) — Dieſes niedliche Sammthütchen, dieſe bedeutungsvolle Schwungfeder, dieſe muntern Farben! Allerliebſt! Aber das kleidet auch nur Sie, weil es in ſo holdem Einklang mit Ihrem fröhlichen Sinne ſteht. Kommen Sie, Süße, fuhr ſie fort, indem ſie ein wenig auf die Seite rückte, und mit der Lorgnette auf den Platz neben ſich wieß — kommen Sie! Wir haben noch ein halbes Stündchen Zeit, und das möchte ich zu einer confidence anwenden. — Ich horchte hoch auf, und hüpfte nach dem Divan — zu einer poetiſchen confidence, fuhr ſie mit gezwungenem Lächeln fort, indem ſie mit der Hand in ihre Ba-

lantine fuhr und mit einem Papier kniſterte. Ich erſchrack; nahm mich aber zuſammen und ſagte: Wie glücklich, liebe Emili, machen Sie mich! Aber fürchten Sie nicht Ihre Güte an eine Unwürdige zu verſchwenden? Ich bin bis jetzt noch ſo ſehr mit der Wirklichkeit zufrieden geweſen, daß ich mich wenig oder nicht um die Poeſie bekümmert habe. — Und da ich fühlte, daß das wie Spott klingen könnte, ſetzte ich, wie von Reue ergriffen, hinzu: Sie wiſſen wohl nicht, Liebe, was ich für ein kindiſches Weſen bin. Aber ich fange wirklich an, mich nach etwas Ernſterem zu ſehnen. Es muß unendlich anziehend ſeyn, an Ihrer Hand die Zaubergärten der Poeſie zu betreten. — Emili lächelte mich huldreich an, ſchlug die himmelblauen ſilbergeränderten Blätter auf, und ſagte: Es iſt eine Elegie, der Erguß eines reinen, weichgeſtimmten Her=

zens, das in der rohen Gegenwart das hohe Ideal nicht findet, das es in ſich trägt, und deshalb, glücklich in ſich, aber von Sehnſucht verzehrt, in wehmüthigen Thränen ſchwimmt. Wehmuth, liebe Melinde, ſetzte ſie hinzu, Wehmuth iſt das Element, in welchem ſich die Elegie bewegt, und das ſüße Auf- und Nieder-Wogen des Gefühls ..... Aber ich kann wahrhaftig vor Lachen nicht weiter ſchreiben. Iſt es nicht toll, daß ich Dir und mir den Kopf mit allen dem pedantiſchen Kram warm mache, und darüber nicht zur Sache komme? — Aber Du hätteſt mich ſehen ſollen, wie ich auf dem Divan lehnend, mit in einander geſchlagenen Armen daſaß, und mit meinen Füſſen ſpielend zugleich über die zierlichſte Form der Schuhe und die beſte Einfaſſung des Lobes nachſann, womit ich die Vorleſerin am heiß erſehnten Schluſſe ihrer weinerlichen Rhapſo-

die zu beglücken gedachte. Da nun endlich dieſer Augenblick kam, machte mich die Freude beredt, und ich war ſo glücklich, daß die durch ihre eigene Poeſie tief gerührte Dichterin meine Freude an der Erlöſung für Freude an ihrem Werke nahm. Nachdem ſie alſo das Tuch an die Augen gedrückt und ihre Thränen getrocknet hatte, fiel ſie mir mit einer wahren Begeiſterung um den Hals und verſicherte mich — zu meinem eignen Erſtaunen — daß Niemand eine ſolche Tiefe des Gemüths, einen ſo feinen und ſichern Tact für wahre Poeſie habe als ich; und verſprach mir — zu meinem größten Schrecken — daß ſie mich künftig recht oft über ihre poetiſchen Verſuche — ſie lächelte bey dem Worte ſich ſelbſt an — zu Rathe ziehen werde.

Den 21. Febr.

So weit hatte ich geſtern geſchrie=ben, da wurde Graf Avensberg bey mir gemeldet, der eben in Geſchäften des H. Hofes hier iſt, um mir ſeine Huldi=gungen zu Füſſen zu legen. Wahrſchein=lich iſt der Mann vor dreyßig Jahren lie=benswürdig geweſen; denn ſeine hohlrük=kige Haltung, ſeine rechts und links zuge=zählten Verbeugungen, die runde Bewe=gung ſeiner Arme, vorzüglich die Bedeut=ſamkeit, mit der er den Spaniol aus der goldenen boîte nimmt, lange zwiſchen den Fingern zerdrückt, und langſam zur Naſe führt — Alles hat den Anſpruch auf eine alte dreyßig= oder funfzig=jährige Liebenswürdigkeit. Was mir noch am Beſten hätte gefallen können, waren die Lobſprüche, die er dem bienheureux fu-tur ertheilte. Er nannte ihn einen cava-lier accompli, le modèle des jeunes

gens de qualité, und verſicherte, que pendant le séjour quil avait fait à la cour de H., il en avait fait les délices. Ich nahm dieſe ſtark accentuirten Lobſprüche mit möglichſter Beſcheidenheit auf, ſo wie auch die unendlich ſchönen Sachen, die er aus ſeinem alten Dictionnaire du bon ton für mich zu ſpenden die Gnade hatte.

An Fortſetzung meines Briefes war nun nicht mehr zu denken. Beſuche reihten ſich an Beſuche bis zum Mittagseſſen; dann Toilette zur Cour. Nach der Abendtafel nahm mich Prinzeſſin Friederike mit auf ihr Zimmer; ich mußte ihr von Ahlen erzählen, und Mitternacht war vorbey, als ſie mich entließ. Nun bin ich kaum aus dem Bette gekrochen und habe den Shawl übergeworfen, ſo ſitze ich wieder hier, und mache mir die Finger mit Tinte ſchwarz, um weiter zu erzählen,

oder eigentlich — denn ich ſehe mit Schrecken, daß ich geſtern die Zeit recht thörigter Weiſe verplaudert habe — alſo um erſt anzufangen.

Nun denn alſo gleich zur Sache. Die Elegie war geleſen, die ſüßen Wehmuths Thränen abgetrocknet, das ſchuldige Lob gegeben und wiedergegeben, da wurde der Wagen gemeldet. Emili und ich waren allein in der Loge. Sie, unendlich zärtlich — die Dankbarkeit wirkte noch fort — drückte mir bey jeder emfindſamen Stelle die Hand, oder lispelte mir poetiſch geſchmückte Seufzer zu. Die benachbarten Logen waren leer; die Zeit wurde mir lang, und trotz „meines tiefen Gemüthes" ſehnte ich mich nach dem Ende der Oper, wie nach dem Ende der Elegie. Da ging endlich am Schluſſe des zweyten Acts die Thür der benachbarten Loge auf; die alte Baronin Moruſi und

ihre Tochter rauſchten herein, und nach ihnen ein fremder, junger, ſchöner Mann in rother Malteſer Uniform. Als ſich die Damen geſetzt hatten, blieb er hinter ihnen ſtehen, und ſchickte feurige Blicke im Theater umher, die endlich auch auf ſeine demüthigen Nachbarinnen fielen, die ſich ſchon lange leiſe angeſtoßen hatten, aber jetzt nicht thaten, als ob ſie ihn beachteten. Nicht lange, ſo ſagte ihm die Baronin etwas in's Ohr, worauf er die Loge verließ und in die unſrige eintrat, mit einem Anſtand, einer Anmuth, einer Sicherheit — o Victorine, es war unmöglich ihn zu ſehen, ohne in ihm den ſchönſten, den liebenswürdigſten, den gewandeſten Mann zu erkennen. Nachdem er uns beyde verbindlich gegrüßt und ſeine Unbeſcheidenheit entſchuldigt hatte, wendete er ſich an meine Nachbarin, ſagte ihr, er ſey vor wenigen Stunden hier ange-

kommen, und gedenke ſeine Reiſe morgen ganz früh fortzuſetzen; er ſey ſogleich zu ihr geeilt, um ihr dieſe Karte der Gräfin Louiſe zu überreichen. Ein glückliches Ohngefähr habe ihn — da er ſie nicht mehr zu Hauſe getroffen, in ihre Nähe gebracht, und um nicht des Glückes verluſtig zu werden, das ihm ſeine edle Freundin Louiſe habe gönnen wollen, habe er ſich entſchließen müſſen, unſer intereſſantes tête - à - tête für einen Augenblick zu ſtören. — Ich hatte während dieſer Anrede alle mögliche Muſſe den ſchönen Fremden ungeſtört zu betrachten, und ich geſtehe Dir, ich war in dieſem Augenblick ſo voll Misgunſt und Neid, daß mir die Hoheneck noch tauſendmal gelber und widriger vorkam. Sie ſchien auch recht einen Triumph zu feiern — denn wahrſcheinlich fand jetzt „ihr weichgeſtimmtes Herz das hohe Ideal in der

rohen Gegenwart" — und das Fragen nach der unendlich lieben Louiſe, all ihrem Thun und Laſſen, wollte kein Ende nehmen, bis der Malteſer eine kurze Pauſe benutzte, und ſie bat, ihn mir vorzuſtellen. Ich war etwas verſtimmt, und erwiederte ſein Begrüßen mit einer flüchtigen, ſtummen Verbeugung; aber ich weiß nicht, wie er es anfing, in Kurzem waren wir beyde im Geſpräch, recht lebhaft im Geſpräch. Jetzt rauſchte der Vorhang wieder auf; unſer Fremder beurlaubte ſich, nicht ohne die Bitte, wenn er ſeinen Aufenthalt verlängere, unſre intereſſanten Perſonen beſuchen zu dürfen.

Als er in ſeine Loge zurück kam, bemerkte ich, daß die alte Baronin ſcherzend mit dem Finger drohte; auch ihre Tochter flüſterte ihm etwas zu, worüber Alle lachten. Dieſe Unterhaltungen beunruhigten mich ſchon. Emili war voll ſeines Lobs

— auch das war mir nicht recht — und ich wendete das Geſpräch auf die unendlich liebe Louiſe, und bat mir die Karte aus, auf der ſie der Freundin einen poetiſchen Gruß, und was mir um Vieles lieber war, den Namen ihres Freundes geſendet hatte. Ach, hub die gute Hoheneck an, als ich ihr die Karte zurückgab, das iſt ein beklagenswürdiges Weſen. Ich weiß nicht, wer ihr in den Kopf geſetzt haben mag, ſie ſey eine poetiſche Natur, und im Vertrauen auf dieſes Creditiv thut ſie in ihrem Irrwahn die thörigtſten Dinge. Daß ſie ſehr mittelmäßige Verſe macht, wie Sie an dieſer Probe ſehen können — ſie hielt die Karte nach mir hin — wäre vielleicht noch ihre geringſte Thorheit, obgleich in der Kunſt die Mittelmäßigkeit durchaus unverzeihlich iſt — aber daß ſie mit dieſen pitoyabeln Arbeiten andern zur Laſt fällt, daß

ſie ſie in Morgen- und Abend-Blättern ausſtreut, und mit ihrem nichts ſagenden Nahmen unterzeichnet; ja, daß ſie ſich des- halb — als ob ſie auf dem Gebiete der Literatur, wo man keine Notiz von ihr nimmt, eine Stimme hätte, ſich ein Ur- theil über andere Talente anmaßt, das heißt doch in der That die Geduld vernünf- tiger Leute misbrauchen. Und iſt es nicht endlich der Gipfel des Lächerlichen, wenn man ſchon den Vierzigen zueilt, und nie hübſch, ja nicht einmal erträglich geweſen iſt, noch Minnelieder zu dichten, Liebe und Triebe, Wonne und Sonne zu reimen, und damit nach Männerherzen zu angeln? — Ich lieh dieſer unendlich beredten Lobrede auf die unendlich liebe Louiſe das Eine meiner Ohren; das An- dre war für das Geſpräch in der Neben- loge geſpitzt, deſſen einzelne Laute und Worte ſich durch das Recitativ vom Thea-

ter her ſchlangen. Ich hörte, oder glaubte zu hören: comment la nommez-vous? — Amélie, ſagte die junge Baronin. Ah la ravissante créature! — und dann wieder: j'avoue, je la trouve tout à fait délicieuse, cette Amélie. — So glaubte ich den Nahmen zu hören, und mein Herz klopfte hoch auf. — Dann aber, wie es in ſolchen Fällen geht, dachte ich wieder, ich hätte doch wohl nicht recht gehört, und er hätte Émilie geſagt. Und da klopfte mir das Herz noch heftiger, und ich ſchmollte faſt und ſah meine Nachbarin noch einmal recht an, obwohl die Beywörter ravissante, délicieuse auf ſie anwendbar wären. Da eine unbeſcheidene Bravour Arie des primo amoroso jetzt alles Horchen verbot, wurde meine Eiferſucht ganz toll, ſo daß ich ordentlich glaubte, darauf ſchwören zu können, er habe Émilie geſagt; und ich geſte-

he Dir, ſein Credit ſank in dieſem Augenblicke ſehr tief bey mir.

Aber ich hatte recht gehört; es war Deine glückliche Amélie, die er auf den erſten Blick ſo bezaubernd gefunden hatte. Am folgenden Morgen beſuchte er mich; von der Abreiſe war die Rede nicht mehr; und von dieſer Zeit an machte er mir, und auf eine andere Weiſe auch meiner Mutter die Cour mit ſolcher Anhaltſamkeit und ſo gutem Erfolg, daß ich ihm ſchon am achten Tag Herz und Hand überließ, und meine Mutter zwey Tage darauf die Gnade hatte, meine Wahl zu beſtätigen. Seit drey Tagen hat er mich verlaſſen, um ſich mit ſeinen Verwanden zu beſprechen, die Erlaubniß ſeines Hofes zu ſuchen, und einige Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Sobald er zurück kömmt, wird unſre Verbindung ſeyn. Dann ſtellt er mich in H. vor, reiſt mit mir nach Wien,

wohin auch jeƶt ſein Weg ging, und im Sommer führt er mich nach Ems oder Spaa ins Bad.

Sieh, Couſinchen, das iſt ſo ohngefähr das abbozzo — heißt es nicht ſo? — meines Liebeshandels bis zum entſcheidenden Moment. Wollte ich Dir das Detail ausmahlen, es würde ein Buch. Du würdeſt dann Deine Freude haben an der Raſtloſigkeit, mit der er die Angelegenheiten ſeines — unſrer Herzen betrieb, wie er jeden Augenblick zu ergreifen, wie er mich immer auf eine neue und überraſchende Weiſe an ſich zu erinnern, mit ſich zu beſchäftigen wußte. Als er mich zum zweytenmal beſuchte, kam die Rede auf ein fliegendes Blatt, das wegen perſönlicher Beziehungen Aufſehen machte; ich wünſchte es zu leſen; er gab vor, es nicht bey ſich zu haben; aber eine Stunde darauf kam es mit einem unendlich lie-

benswürdigen, geiſtreichen Briefchen an, dem man mit einer kleinen Wendung den Anſtrich einer Erklärung geben konnte. Am folgenden Abend war Ball am Hof. Ich hatte mit ihm getanzt. Am Ende der Colonne zog ich mein Tuch aus dem Beutel, um mich abzutrocknen; in dieſem Augenblick bückte er ſich, und überreichte mir ein kleines gefaltetes Papier, das er von der Erde aufgehoben zu haben ſchien, mit den Worten: voilà un papier qui paraît vous appartenir. Ich hatte Gegenwart des Geiſtes genug, um ihn zu verſtehen, nahm das Papier als etwas mir Bekanntes an, und ſteckte es bey. Wie unruhig war ich während des Reſtes der Nacht! und wie günſtig war ihm dieſe Unruhe! Als ich nach Hauſe kam und das Blättchen öffnete, waren es mit der Bleyfeder geſchriebene franzöſiſche Verschen, voll der artigſten Anſpielungen auf Einiges, was ſich

in derſelben Nacht zugetragen, und, was ſie mir noch theuer machte, mit einem Schluſſe voll glühender Liebe. Ich mußte freylich am andern Morgen, da er mich beſuchte, über die Art der Einhändigung ſchmollen; aber wie ſchön bat er mir ſeine Verwegenheit ab; wie nahm er mir jeden Vorwurf von den Lippen weg! Die poetiſche Erklärung wurde jetzt durch eine proſaiſche ergänzt und gerechtfertigt, die mir noch theurer war. Ich hatte zürnen wollen, und nach einer halben Stunde ließ ich ihm meine Hand als ſein Eigenthum. Mein Herz hatte er ja vom erſten Augenblick an gehabt.

Fragſt Du mich, wie es dabey der holden Emili erging? — Traurig genug. — Daß ſie auf den ſchönen Malteſer, der ihr von der poetiſchen Freundin empfohlen war, ein Recht zu haben glaubte, daß ſie einen Plan auf ſeine Bewun-

drung wenigſtens — die Anbetung wäre dann nachgekommen — gemacht hatte, verrieth der Neid, mit dem ſie ſchon am dritten und vierten Tag unſer Einverſtändniß belauerte, und als die Sache entſchieden war, die boshaften heimtückiſchen Bemerkungen, die ſie ſich über mich erlaubt hat. Aber ich habe mich gerächt, Victorine, und ſie iſt ſeitdem gelber, länger und häßlicher als je. Sie kam natürlich mir Glück zu wünſchen, und ich bemerkte mit großer Zufriedenheit die unendliche Mühe, die ſie hatte, ihr eckiges Geſicht in die rechten Falten zu legen, und ihre Worte mit freundſchaftlicher Theilnahme zu ſchminken. Ich beſchloß ſogleich ihre Qual zu verlängern, nahm ſie auf die Seite, umarmte ſie mit allen Zeichen zärtlicher Rührung, und dankte ihr, boshaft genug, für das Glück, das mir ihre Nähe, das wohlthätige Zuſammen-

ſeyn mit ihr an dem Opernabend gebracht habe; ich würde das nie, nie vergeſſen. Dann ſetzte ich ganz unſchuldig und treuherzig hinzu: Der Graf hat mich an jenem Abend geiſtreich gefunden. Ach wenn er wüßte — und dabey küßt' ich ſie — daß mich der Geiſt nur von dieſen Lippen angeweht hatte; daß das Bischen Glanz, worin er mich ſah, nur der Wiederſchein des hohen Genius war, der mir zur Seite ſtand. Aber verrathen wir ihm das nicht, bitte! — Er wird wohl nur zu bald ſeine Täuſchung inne werden, wenn er mich erſt allein hat, und ich nicht mehr von meiner geiſtreichen Emili borgen kann. — Dabey ſah ich ſie recht gerührt, recht dankbar an. Dann ſprang ich wieder an ihr in die Höh, warf meine Arme um ihren Nacken und ſagte ganz trunken: Aber geſtehen Sie mir, daß man vom Glück privilegirt ſeyn muß, um

einen Mann, wie der Graf iſt, zu feſſeln; und dabey eine Freundin zu haben, wie meine Emili, die durch ihre herzliche Theilnahme mein Glück ſo unendlich erhöht?

So eitel ſie iſt, und ſo kindiſch ich ihr vorkommen mag, ſo konnte ſie dieſe Proteſtationen doch nicht ſo aufrichtig annehmen, ohne die Schlange unter den Roſen zu ahnden; aber Du hätteſt ſie ſehen ſollen, wie ihr das Herz ſchwoll vor Verdruß, wie mühſam ſie von neuem die ſchönen falſchen Worte zuſammen ſuchte, wie ſie ſich quälte, um leicht und unbefangen zu ſcheinen. Dieſe Stunde war mein Triumph, und wenn ſie mich je wieder mit ihrer äſthetiſchen Pedanterei heimſucht, ſo weiß ich, wie ich mir die Zeit mit ihr vertreiben kann.

Den 15. Februar.

Du wirſt wohl an Schrift und Tinte ſehen, liebes Couſinchen, daß dieſer Brief nicht in Einem Zuge geſchrieben iſt. Wie wär' es auch möglich geweſen, ein ſolch langes Buch! Recht lieb aber iſt es mir jetzt, daß er noch nicht geſchloſſen iſt; ſo kann ich doch noch etwas von den Ereigniſſen der vergangenen Nacht anhängen. — Der Graf kam geſtern früh von ſeiner Reiſe zurück, ſchöner, liebenswürdiger, zärtlicher als je. Seine Geſchäfte hatten den beſten Erfolg gehabt. Unſerer Verbindung ſtand nichts mehr im Wege. Den Abend war Maskenball. Ich verſchwieg ihm, trotz ſeiner Bitten, meine Maske, um die Macht der Sympathie zu prüfen. Zur Strafe verſchwieg er mir auch die Seinige. Ich hatte mich mit den beyden Fräulein Teng verabredet, die ohngefähr von gleicher Größe mit mir ſind. Wir

erſchienen zuerſt als die Begleiterinnen der Königin der Nacht. Was der Maske im Ganzen an Glanze mangelte, war durch Schmuck von Juwelen erſetzt; und als wir uns vor dem Wegfahren noch einmal vor dem Spiegel muſterten, war es ſchwer uns von einander zu unterſcheiden, und ſelbſt meine Mutter ſah mich zuerſt für Annetten an. Wir hatten kaum einige Gänge durch den Saal gemacht, als wir in der Ferne von einem glänzenden Helm herab einen hohen bunten Federbuſch im dichteſten Gewühle der Masken wehen ſahen. Alles drängte ſich zu, den ſchönen Ritter zu betrachten, der ſein Haupt ſo ſtolz empor trug, und ſich durch die Begleitung eines zierlichen, über und über befiederten Papageno als Tamino bezeichnete. Wir ſtießen uns an, und jede ſagte der andern in's Ohr: Herrlich, herrlich! das iſt der Graf. Sobald ſeine Blicke

auf uns fielen, ſchritt er gleich auf uns zu, nicht anders, als ob er mich eben an dieſer Stelle erwartet hätte; wendete ſich auch ſogleich an mich, bat ſich meine Hand aus, und ſchrieb ein A hinein. Ich war in der That überraſcht, faſt beſtürzt. Aber der liebe Tamino wußte uns gleich mit ſo artigen Scherzen zu ergötzen, daß wir unſere Rollen faſt vergaßen, und was wir noch weiter für den Abend vorhatten. Er blieb an unſrer Seite, bis ein Maskenzug, der vom Theater her in den Saal trat, ein Gedräng veranlaßte, das ihn von uns trennte. Wir benutzten den Augenblick, ſchlüpften hinaus, und kleideten uns um. Die dunkeln Hüllen machten hellen und glänzenden Gewändern Platz; ich und Annette ſtellten die beyden Leonoren im Taſſo vor, und Ottilie ging als Taſſo neben uns. Alles, auch der Kopfputz, war in Eile geändert;

zärte Kränze ſchlangen ſich durch unſre Locken; unſer ganzer Anzug war frühlings=mäßig, ländlich und doch ſo ſchön und ſchimmernd, daß man die Schäferinnen eines HofArcadiens nicht verkennen konn=te. Wir ſahen recht niedlich aus, auch unſer poetiſcher Begleiter, der wohl ver=diente, ſeine Augen zu einer Prinzeſſin, wie ich war, zu erheben. Wir ſahen uns nach dem Helm des Prinzen Tamino um; er war nirgends zu finden. Aber nicht lange, ſo blitzte uns eine diamantne Agraffe von einem aufgekrempten ſpani=ſchen Hut in die Augen; und mit edelm Anſtand durchbrach eine Maske das Ge=wühl, in welcher wir ſogleich den Herzog von Ferrara erkannten. Mit derſelben Sicherheit, wie das erſtemal ſchritt er auf uns zu, begrüßte uns mit dem Anſtande eines Fürſten, und redete mich als ſeine Schweſter Eleonore an. Es fehlte wenig,

ſo hätten wir laut aufgeſchrien. Daß wir ihn entſetzlich quälten, um uns zu ſagen, wer an uns zum Verräther geworden, kannſt Du leicht glauben; auch daß er nichts geſtand, ſondern Alles für einen glücklichen Zufall, für ein Zauberſpiel der Sympathie gehalten wiſſen wollte. Ich für meine Perſon glaube an ſolche Wunder nicht — ich weiß auch ziemlich, wohin ich meine Muthmaßung zu richten habe — aber ſage ſelbſt, war dieſe doppelte Ueberraſchung nicht unendlich liebenswürdig? Indem wir aber ſo bey einander ſtanden, ſcherzten und lachten, bald in der angenommenen Rolle ſchwärmten, bald im Nahmen unſrer eignen liebenswürdigen Perſonen uns allerley Bemerkungen zuflüſterten, trat mit langem, weißem Barte, ſchleppender Kutte, eine hohe Tiare auf dem grauen Haupte ein Aſtrolog feierlich zu dem Grafen hin, der

ſich in ſeinen Mantel eingewickelt hatte, ſtreckte die Linke nach ihm aus, und mit dem Stabe nach dem Himmel zeigend, ſagte er in feyerlichem Ton: „Der Stern der Liebe im Gegenſchein mit dem Mars kündet Unbeſtand; mit dem Saturn, Kälte und Hader; mit dem Mercur Betrug und Hinterliſt. Dieſes, o bethörter Jüngling, iſt Deine Conſtellation.“ — „Und die Deinige, alter Narr,“ antwortete der Graf, „iſt die Conſtellation der Albernheit und der Bosheit.“ — Der Aſtrolog wendete ſich ſchnell ab, und verſchwand in der Menge — aber an dem ſchwankenden Gange erkannte ich — und Alle ſtimmten mit mir überein — meine gute Emili, die ſich ohne Zweifel in der freundlichen Abſicht eingefunden hatte, Unkraut unter den Waizen zu ſtreuen. Aber wäre ihre Abſicht geweſen, unſer Vergnü-

gen zu erhöhen, ſie hätte es nicht beſſer einrichten können.

Doch nun zum Schluß; es iſt Zeit, und ich erwarte den Grafen jeden Augenblick. Uebermorgen werden wir getraut. Seine Ungeduld hat uns einen Tag nach dem andern abgeſtritten, und meine Mutter mußte endlich, kopfſchüttelnd und lachend, das, was ſie durchaus nicht wollte, doch wollen. — O Victorine, wer kann dieſem Manne widerſtehen? — Und ſo geliebt, ſo beneidet zu ſeyn! — Wärſt Du nur hier! — Von meiner Trauung, meinem Putze ſchreib' ich Dir in der erſten freyen Stunde. Aber wenn wird die kommen? — Eine Verheirathung mitten im Carneval — das iſt wie ein Roman im Roman — Verwirrung über Verwirrung. — Adieu Herzensmühmchen. Grüſſe mir Dorinen und Adelaiden, und wer ſonſt an mich denkt.

Was macht die kleine, allwiſſende Minna? Wer hat mir denn geſagt, Euer Forſtmeiſter werbe um ihr bereitwilliges Herz? Iſt es ſo? — Noch einmal, lieber Engel, lebe wohl, und ſchreibe recht bald einen recht langen, langen Glückwunſch an

Deine
über allen Glauben glückliche
Amélie.

Amelie von Ahlen an Victorine von Villach.

Den 14. Jun. 1804.

Noch immer, meine gute Victorine, liegt mir der Verdruß über Deinen Mann wie eine Laſt auf dem Herzen. Iſt es nur denkbar, ſo ohne allen vernünftigen Grund, vielleicht auf einen leichten Verdacht hin — denn was wußte er etwa? —

ſo gleich zu dem Extrem zu ſchreiten, und Dich in ſein armſeliges Villach zu ſchleppen, ohne Zweifel, um Dir in der Einſamkeit die Augen über ſeine Liebenswürdigkeit zu öffnen, und die Erwiederung ſeiner Flammen abzuzwingen. Die ganze Stadt zuckt die Achſeln über ihn; und am Hofe meint man, ſo fein er auch ſey, ſo hätte er doch entweder nie, oder früher auf die Flucht denken ſollen. Was meinſt Du, Victorine? Hätten Sie recht, die Scharfſichtigen?

Verlaſſen aber ſollſt Du darum nicht ſeyn. Auf meinen Eifer Dir zu dienen, wo und wie ich kann, bauſt Du ohne dieß; und Franz, dieſes Schooßkind Deines unvergleichlichen Gemahls und ſeine rechte Hand, iſt Dir und mir auf eine Weiſe ergeben, die keinen Zweifel erlaubt. In ſeine Hände können wir ohne Beden-

ken Alles niederlegen, was Deinem Manne unnöthige Sorgen machen könnte. Iſt es nicht recht gutmüthig von Deinem Argus, daß er dieſe dem Zartgefühl ſeines Herrn zu erſparen ſucht? — So will ich Dir alſo auch gleich, um Dein gekränktes Herz zu erfreuen, von dem Prinzen ſprechen. Er war am Tage Deiner Abreiſe etwas ernſter als gewöhnlich, ſetzte ſich zum Spiel, ſpielte unaufmerkſam, gab die Karten dem Stallmeiſter und ſetzte ſich zu mir. Ich war ganz unbeſchäftigt; denn der alte Thierot ſaß neben mir, und wiederholte die alten Hofgeſchichten ſeiner Zeit, die jeder ſchon beſſer weiß als er ſelbſt. Als der Prinz ſich näherte, zog er ſich ehrerbietig zurück, und ſuchte irgend ein anderes müſſiges Ohr. Der Prinz zögerte nicht auf das zu kommen, was ihm am Herzen lag. „Ihre arme Couſine, fing er an; an einem ſo häßlichen ſtürmi-

ſchen Tage, tête à tête mit ihrem Herrn Gemahl, der noch häßlicher iſt als das Wetter, und das auf dem Wege nach Villach? Iſt das nicht zum Verzweifeln? — Wenn meine Couſine wüßte, gnädigſter Herr, erwiederte ich, daß Sie einen ſo lebhaften Antheil an ihrer — unbequemen Lage nehmen, ſie würde den nahen und den entfernten Sturm darüber vergeſſen. — Wenn ſie es wüßte! ſagte der Prinz mit größerer Lebhaftigkeit, glauben Sie denn (er wollte wohl ſagen, glauben Sie denn, daß Sie daran zweifelt? Aber er hielt noch zurück und ſagte) Glauben Sie wohl, liebe Ahlen, daß es die ſcharmante kleine Frau intereſſiren würde, meine Theilnahme zu wiſſen? Wenn Sie ihr ſchreiben — und gewiß Sie ſchreiben der armen Frau, ſo ſagen Sie ihr ja, wie unendlich es mich ſchmerzt, ſie uns, ſie dem Hofe entriſſen zu ſehen, und daß ich

untröſtlich darüber ſeyn würde, wenn ich nicht hoffe, daß der gute Präſident bald wieder zur Vernunft kommen und uns ſeinen Engel von Frau wieder bringen wird. Hören Sie, ſchreiben Sie ihr das. — Ich verſprach es. — Aber wiſſen Sie wohl, fuhr er etwas näher rückend fort, wiſſen Sie wohl, daß mir die üble Laune des Herrn Präſidenten faſt wie Eiferſucht vorkömmt? — Und glauben Ihr Durchlaucht auch, daß ihm Veranlaſſung dazu ſey gegeben worden? — Veranlaſſung oder nicht, war die Antwort. Vous savez, chère Amélie, que la jalousie se repaît de chimères. Und iſt nicht Victorine liebenswürdig, wie ſoll ich ſagen? appétissante genug, um einen Mann, wie den Präſidenten in Angſt zu ſetzen? Entre nous, Villach iſt ein guter Geſchäftsmann, wie man ſagt, ein treuer Diener des Hauſes — gut — aber das

ſind viele ſehr ſubordinirte Menſchen. Und ſagen Sie ſelbſt, liebe Ahlen, ob Sie einen Mann kennen, der weniger tournure hätte, und eine pedantiſchere, juriſtiſchere roideur? — Ich hatte nicht Luſt, dieſem Urtheile zu widerſprechen — Du wohl auch nicht? — Ich ſagte: Der Herr Präſident hätte ſtatt Victorinens den Canzler heirathen ſollen. — Dieſer Einfall ergötzte den Prinzen ungemein: oh c'est délicieux, c'est délicieux, rief er einmal über das andere; voilà un mariage bien assorti! le chancelier et le président! le président et le chancelier! — Uebrigens ſetzte ich hinzu, fürchte ich ſehr, daß Herrn von Villach ſein Entſchluß gereuen wird. Victorine iſt gefällig, anſchmiegend ſogar, wenn ſie will; aber ſie hat Character, und ſie wird ſich nicht von einem Manne unterdrücken laſſen, den ſie nicht liebt, nie geliebt hat,

und künftig ſchwerlich lieben wird. Wäre irgend ein Funke fremder Leidenſchaft in ihrem Herzen, was ich weder bejahen, noch verneinen kann, ſo wird er gewiß durch die Tyrannei ihres Mannes nicht ausgelöſcht. Eine Frau, wie Frau von Villach, hat vor allen Dingen das Recht Freyheit zu fordern, und niemand erträgt Willkühr und Druck weniger als Victorine. Leidenſchaftlich treu bey einem Gegenſtande eigner Wahl, wird ſie hingegen kein Geſetz eines Despoten fürchten, am wenigſten das eines ſo mauſſaden Despoten, wie ihr Herr Gemahl iſt. — Indem ich mit dieſer Beſtimmtheit ſprach, ſtrahlte das Geſicht des Prinzen vor freudiger Hofnung. Er legte die Hand auf die Lehne meines Stuhls, und ſchien im Begriff ſeine Vertraulichkeit zu vollenden, als der Fürſt mit ſeinem leeren Geſichte und den Worten zu uns trat, „eh bien,

de quoi s'agit-il?“ — „De la dernière revue, Monseigneur,“ antwortete der Prinz. — „Ah ça, ſagten Sr. Durchlaucht, ſich zu mir wendend, wie hat Ihnen das neue manoeuvre gefallen?“ — „Auſſerordentlich; ohne Zweifel war es nach Ihr Durchlaucht Angeben ausgeführt. — Précisement.“ „Ich hatte es angegeben, und es wurde nach meinem Sinn executirt. Bey der nächſten Revüe laſſe ich ein anderes ausführen, das Ihren Beyfall noch mehr haben ſoll. Denken Sie ſich hier ......“ Und nun fing er einen militäriſchen Jargon an, bey dem mir die Haare zu Berge ſtanden. Ich mußte indeß aushalten, und hatte dafür die Belohnung, daß der gnädigſte Herr ſehr zufrieden mit meinen Einſichten, oder mit meiner Geduld waren. Der Prinz hatte ſich weggeſchlichen. Erſt als ich das Zimmer verließ, ging er an mir vorüber,

und rief mir lachend zu: Ah la belle revue! ah la belle manoeuvre!

Ich zweifle keinen Augenblick, daß der Prinz bey der nächſten Gelegenheit ſeinem gepreßten Herzen gegen mich Luft machen wird. Gewiß will ich ihm den Weg erleichtern, und Du ſiehſt, daß ich ihm ſchon jetzt ziemlich entgegen gekommen bin. Schreibe mir doch Etwas, was ich ihm ſagen kann, und ihm Freude macht; und ſollte er vielleicht einen Briefwechſel wünſchen, ſo wirſt Du ja wohl keine thörichten Bedenklichkeiten haben. Die Haupturſache iſt, den Prinzen im Feuer zu erhalten, bis Mittel gefunden ſind, Dich wieder mit ihm zuſammen zu bringen. Dieſe Mittel müſſen ſich finden. Deine Freunde hier werden es an Betriebſamkeit nicht fehlen laſſen; die einen aus Liebe zu Dir, die andern aus — Unliebe gegen Deinen Herrn Gemahl,

manche auch wohl — vielleicht ich ſelbſt — aus beyden Gründen.

Uebrigens bin ich — um doch auch von meiner kleinen Perſon etwas zu ſagen, — in dieſem Augenblick deſto beſſer im Stande mich Deiner Sache anzunehmen, da ich faſt müſſig bin; in einigen Tagen wahrſcheinlich ganz müſſig. Den Flügeln des Liebesgottes in meinem Herzen fällt eine Feder nach der Andern aus; il ne bat que d'une aile, oder eigentlich regt er ſich nur noch par bon procédé, und das iſt denn immer das Zeichen zum nahen Aufbruch. In der That wird mir die Zeit mit dem guten Oberſten zum Sterben lang. Ich hatte es ſchon ſeit einigen Wochen gefühlt, aber mir immer nicht geſtehen wollen. Neulich aber, ich weiß ſelbſt nicht wie, als er mir gegenüber ſaß, und in einer wohl geſetzten Rede ſeine Gefühle für mich analyſirte, über-

fiel mich ein gewaltiges Gähnen; während dem Gähnen ſah ich ihn an; und in dieſem Augenblicke war es mir, als ob ein Zauber gelößt ſey. Ich fragte mich ganz ernſtlich, wie ich dieſen Adonis in Uniform je habe erträglich genug finden können, um einen cavaliere servente aus ihm zu machen; und ich würde mir die Antwort auf dieſe Frage ſchuldig bleiben müſſen, wenn ich nicht an meinen dépit gegen ſeine übermüthige Frau dächte. Aber nun iſt es auch genug. Ich werde dieſen langweiligen Amor ganz ſanft bey den Schuldern zur Thür hinausſchieben, und dann mag er zu den Füſſen ſeiner theuern Gattin zurückkehren, und Buße thun und Vergebung ſuchen.

Ahlen iſt noch in Spaa. Er hat mir neulich durch einen Reiſenden ſagen laſſen, daß er ſich ſehr wohl befinde. Ich weiß, was das heißt. Aber der Himmel

ſoll mich bewahren vor Eiferſucht. Mein guter Ahlen hat mich nach den erſten ſechs Monaten unſrer glücklichen Ehe von dieſem Laſter ſo vollkommen entwöhnt, daß ich wahrhaftig nicht wüßte, in welchem Winkel meines Herzens ich Eiferſucht gegen ihn aufſpüren könnte. Erzeige doch, liebes Couſinchen, Deinem Herrn Gemahl dieſelbe Wohlthat. Die heroiſchen Mittel, die dazu führen, ſind ſo ſüß für den Arzt; und wie bitter dem Kranken .. — Nun das wird Dich nicht abſchrecken. — Adieu, liebes armes Kind. Wahrhaftig, ich würde Dich noch mehr bedauern, wenn ich nicht wüßte, wie fruchtbar Dein kleines Köpfchen iſt, und wie Dich Widerſtand in Thätigkeit ſetzt. Laß mich bald etwas hören. Noch einmal Adieu.

Amélie.

N. S. So eben geht Lamberti von mir weg. Er kam, mir eine Geſchichte von geſtern Abend mitzutheilen, die jetzt eben der Stadt ein Geſpräch, und Dir eine ergötzliche Nachſchrift verſchafft. Es war der gewöhnliche Cirkel bey der Oberhofmeiſterin. Die Berend hatte ſich auch eingefunden, und nicht lange nach ihr der jüngere Haddik. Die beyden Leute ſind in der erſten Seligkeit einer neuen Flamme; aber jetzt konnten ſie ſich bloß mit den Augen ſprechen, und die dicke Wargau, die zwiſchen ihnen ſaß, hemmte jeden nähern Verkehr. Der arme Seladon, der auf ſo etwas ſchon gefaßt war, ſpielte lange verlegen und unentſchloſſen mit einem zuſammengedrückten Papier, das er jetzt aus der Taſche nahm, jetzt wieder einſteckte. Der Cammerjunker von Schädel ſtand auf der Lauer, und wenn ſich die Hände der Liebenden hinter dem

Rücken der Wargau begegnen wollten, ſcheuchte er ſie durch irgend ein Geräuſch von einander. Endlich iſt der Moment doch günſtig; das zerdrückte Billet iſt im Begriff in die Hand der kleinen Frau zu gleiten, da tritt — kann man ſich ein unglücklicheres Schickſal denken — ihr Mann nach ſeiner Weiſe, lachend und polternd, zur Thür herein. Die nerven-ſchwache Frau erbebt, das Billet ent-ſchlüpft ihren Fingern, fällt, hüpft und rollt eine Strecke weg. Der Cammer-junker, dem nichts entgangen war, ſetzt ganz unbefangen den Fuß darauf, und erobert ſo, ohne daß es weiter jemand be-merkt, den unglücklichen flüchtigen Liebes-boten. Noch an demſelben Abend war es in hundert Händen. Unglücklicherweiſe iſt Haddik einer von den Männern, die man avant la lettre nehmen muß. Die pikanten Geheimniſſe, die das Briefchen

ahnden läßt, werden durch den Stil noch pikanter, und dieſe Geheimniſſe gehen jetzt von Mund zu Mund. Sollten Sie bis zu den Ohren des Mannes kommen, was wohl möglich wäre, wie groß würde ſein Erſtaunen ſeyn, den Ruf ſeiner zarten unvergleichlichen Fanny wie Schnee im März zerrinnen zu ſehen! Freylich hätte man ihm ſchon früher mancherley ſagen können; aber ſo iſt es beſſer — luſtiger wenigſtens. Die Verlegenheit des liebenden Paars bey dem Verſchwinden des Billets, das ſie lange mit verſtohlnen Blicken ſuchten, ſoll unendlich ergötzlich geweſen ſeyn. —

Den 20. Jun.

Noch Ein Blatt muß ich beylegen, leider Eines von anderer Farbe als die vorhergehenden. Eben war ich im Begriff meinen Brief zu falten und zu ſiegeln, da

kömmt ein reitender Bote von Tiefenbach mit der Nachricht, meine Mutter ſey ſehr krank, und wünſche mich noch einmal zu ſehen. Ich möchte ohne Aufſchub kommen. Du kannſt glauben, daß mich dieſe Nachricht erſchreckte; doch gab mir die bekannte Aengſtlichkeit meiner Mutter Hofnung. Ich ließ ſogleich die Pferde beſtellen, und war, als der Abend dämmerte, an ihrem Bette. Lange hat mich nichts ſo erſchüttert, als dieſe traurige Scene. Sie war in der That krank, tödlich krank. Kaum kannte ſie mich noch. Sie ſchlug die Augen auf, nannte meinen Nahmen, und nachdem ſie vergeblich zu ſprechen verſucht hatte, verſank ſie wieder in einen Zuſtand von Bewußtloſigkeit, in welchem ſie oft phantaſirte und Vieles, aber unverſtändlich, ſprach. Dieſes dauerte bis zum Mittewoch Abend. Da wurde ſie ängſtlicher, heftiger, nannte oft meinen

Nahmen mit lauter Stimme, als ob ſie mich riefe; ſagte aber nichts weiter, und ſtarb endlich gegen Mitternacht. Noch nie hatte ich den Tod ſo nah geſehen! Dieſe offenen ſtarren Augen, dieſer weitgeöffnete, lechzende Mund — ſteht immer noch vor mir. Am andern Morgen war ihre Geſtalt ruhig; aber es war doch die Geſtalt einer Toden! Das Herz ſtand ſtill, das kaum noch unter meinen Händen geſchlagen hatte; die Lippen, die ich ſo oft geküßt hatte, waren erblaßt und verſchloſſen. Wie war dieſes Leben ſo ſchnell verflattert! und wohin? wohin? — Ich bin ganz tiefſinnig geworden. Es gibt Augenblicke; wo mir das fröhliche Leben recht leer und öde erſcheint. In Tiefenthal war es noch ſchlimmer, wo ſich die traurigen Erinnerungen von allen Seiten zudrängten. Ich fürchtete mich bey Tag und bey Nacht. Ich hörte Stimmen und

Töne, die mich ängſtigten. Am Tag nach der Beerdigung ließ ich anſpannen, und kehrte hierher zurück, wo ich nun in tiefer Trauer ſitze, um endlich dieſen langen Brief zu ſchließen, ehe die Schaar der läſtigen Theilnehmer und Theilnehmerinnen heranzieht, und mich wieder, aus lauter Theilnahme, in die düſtern Scenen hineinſtößt, denen ich eben entfliehen möchte. —

Aber wirſt Du es glauben, Victorine, daß — doch dieſes im ſtrengſten Vertrauen — wirſt Du es glauben, daß meine Mutter — kaum kann ich es ſchreiben — die ſo ſtreng in ihren Grundſätzen ſchien, und uns ſo ſchöne Moral predigte, als junge Frau nichts weniger als ſtreng geweſen iſt? Als ich in Tiefenthal ihre Papiere durchſuchte, kam ich auf ein geheimes Fach, das ſie ſelbſt vergeſſen ha-

ben mochte, und das einige Pakte Briefe und Briefchen enthielt, die einen ganzen Roman gäben; und dieſe Briefchen waren nicht von ihrem Manne, und auch nicht von Einem Liebhaber. Noch hab' ich nicht Zeit gehabt, Alles durchzugehen; aber drey verſchiedene Nahmen ſind mir ſchon unter die Hände gekommen. Wie hätten wir das muthmaßen können? — Es iſt alſo immer nur das Alter, was tugendhaft macht; und wir können ja wohl auch noch recht ehrenfeſte Matronen werden, wenn uns erſt jener unerbittliche Lehrer dazu zwingt. Bis dahin dürfen wir uns ja wohl ohne Bedenken unſre Mütter zu Vorbildern nehmen.

Noch Eins. Der Prinz hat mich bey meiner Rückkunft begrüſſen laſſen. Er iſt im Begriff nach Carlsbad zu gehen. Ich erwarte ſeinen Beſuch vor der Abreiſe,

und von wem er dann mit mir ſprechen wird, weiß ich.

Victorine an Amelien.

Carlsbad d. 12. Julius.

Wie ich Dich beklagt habe, theure Amalie — denn ich muß mit dem letzten Theile Deines Briefes anfangen — wie ich meine Blicke wider Willen auf die düſtern Scenen gerichtet habe, die Dich zur Theilnehmerin hatten! Wie kömmt es nur, daß bey ſolchen Dingen auch der entſchiedenſte Wille nicht genügt; daß ſich die häßlichen Geſpenſter durch alle die Zauberzeichen drängen, mit denen man ſich umgeben mag? — Das Leben iſt wohl ergötzlich und ſchön — aber warum ſteht in ſeinem Hintergrunde — — Ich mag das verhaßte Wort gar nicht ſchreiben. Und doch iſt dieſer traurige ſchwarze Hinter=

grund mit ſeinem hohläugigen Phantom in der hinterſten unbeleuchteten Blende noch nicht das Schlimmſte in dieſem tückiſchen Leben — denn iſt es nicht tückiſch, erſt ſo lockend und frühlingshold auszuſehen, und dann — ? Die Blüthe der Jugend mit allen den Hofnungen, die ſie in ſich trägt, iſt reizend, bezaubernd, entzückend; aber wenn Du nun ſiehſt, daß ihr ein Blatt nach dem andern ausfällt, und zuletzt nichts mehr übrig bleibt, als der vertrocknete Strunk — das dünne graue Haar, der zahnloſe Mund, die gefaltete entfärbte Haut, und die Herzzerſchneidende Erinnerung an einen Beſitz, der nie wiederkehrt, iſt das nicht ein tauſendfacher, ein ſich jeden Augenblick neu erzeugender Tod? — Da ſteht nun der häßliche Nahme doch, ſo grinzend und hohnlächlend! Und nun mag ich mich ſtellen, wie ich will, und den Kopf nach dieſer

oder jener Seite drehen, immer ſchaut mir das hohläugige Geſpenſt mit einem alten runzlichen Weiberkopf in die Augen, ja, aus dem Spiegel kömmt es mir neben meinem Geſichte entgegen, daß ich zuſammenfahre, und mir die Augen zuhalten muß.

Iſt Dir das auch ſo, Amelie? Kennſt Du dieſen Schauder auch, der mich oft mitten in der Entzückung der Luſt überfällt, und den Rauſch ſo augenblicklich zerſtört, daß mir die Glieder wie im Fieberfroſte zuſammenſchlagen? Und wenn Du dieſen Zuſtand kennſt, dieſen ſchrecklichen, unmotivirten Uebergang von der Gluth eines flammenden, ſprühenden Vulcans zu der ſtarren Kälte des Eispols, wie erträgſt Du ihn? oder wie entgehſt Du ihm? wieretteſt Du Dich daraus? — —

Doch weg, weg mit dieſen Erinnerungen! Hört man doch ſo hier genug von hypochondriſchen Fratzen und den wüſten Einbildungen verrückter Gehirne! — Du bedarfſt der Zerſtreuung, und ich bin wohl recht albern, Dich mit der Schilderung krankhafter Augenblicke zu quälen, die in der kleinen Welt des Menſchen wohl eben ſo zufällig und eben ſo plötzlich gehen und kommen, wie in der großen Sonnenſchein und Regen, Hagel und Wind! — Jetzt alſo vor allen Dingen eine Erklärung der Ueberſchrift dieſes Briefs, und wie ich hierhergekommen, und was ich hier ſchon erlebt habe, und noch weiter zu erleben hoffe. —

Nicht wahr, Couſinchen, als Dir dieſer Brief gebracht wurde, und Du Siegel und Ueberſchrift beſchaut hatteſt, nicht wahr, da ſeufzteſt Du aus tiefem Herzen und dachteſt: Die Arme! welche Klagelieder

wird ſie mir zu leſen geben! Wie wird ſie das abſcheuliche Villach, und den Herrn und Gebieter von Villach verwünſchen! Welche Seufzer der Sehnſucht wird ſie ausſtoßen, die Unglückliche, aus den Zauberkreiſen des Hofes hinweggeriſſen, in die Einſamkeit geſtoßen — — !! Dann legteſt Du vielleicht den traurigen Boten uneröfnet bey Seite, um Dich erſt beſſer zuſammen zu nehmen — nahmſt ihn dann wieder auf — öfneteſt ihn zögernd, und ſahſt, zu Deinem Erſtaunen, nicht Villach, ſondern Carlsbad!

O Du ſchlaueſte und feinſinnigſte aller Couſinen, wie wenig errathſt Du doch! Freylich kann ich auch trotzig, widerwärtig, recht unauflöslich ſeyn, ſo gut wie Eine; und ich glaube, Villach hat es zu ſeiner Zeit und mehr als Einmal erfahren — aber Alles zu ſeiner Zeit. Wie es am Tag vor der Abreiſe in meinem Her-

zen ausſah, weißt Du ohngefähr; und doch haſt Du nur einen Theil des Unmuths geſehen, den ich wirklich fühlte. Es gibt nichts ſo gewaltſames, wozu ich mich nicht aufgefordert fühlte, und wer weiß, welche Thorheiten ich noch begangen hätte, hätte nicht mein Herr Gemahl den glücklichen Gedanken gehabt, ſich den ganzen Abend meinen Augen zu entziehen und erſt um Mitternacht nach Hauſe zu kommen. Ich hatte mich früh niedergelegt, und da ich nicht ſchlafen konnte, ſtellte ich Betrachtungen an, und das Reſultat dieſer Betrachtungen war, daß eine kluge Frau nie unterjocht werden kann, ein jähzorniger Mann aber, in dem Augenblicke, wo er ſeinen Triumph zu feyern meint, ſich ſelbſt die Ketten der Knechtſchaft anlegt. Ich beſchloß, augenblicklich von dieſer Bemerkung Gebrauch zu machen; ließ mir von Betty mein Schreib-

zeug bringen, und fing einen Brief an die Tante Ramlo an, worin ich ihr erzählte, daß wir im Begriff ſind nach Villach zu gehen, daß ich zwar einen großen Widerwillen dagegen fühle, aber doch dem Befehle meines Mannes folge, und mich jetzt auch wirklich freue, Einmal wieder mir ſelbſt und dem häuslichen Glücke zu leben, wozu ſich in dem Geräuſch der Stadt und des Hofes die Zeit gar nicht finden wolle. In dieſe ſchöne Idylle flocht ich das noch ſchönere Bild meines Damon ein, und ſetzte die Farben von Biederkeit und gediegenem Verſtand ſo dick auf, daß man es allenfalls mit den Fingern hätte beſehen können. Dieſes wohl componirte, aber in der Mitte abgebrochene Werk ließ ich auf mein Arbeitstiſchen vor dem Sopha legen, und als Villach nach Hauſe kam, mußte ihm Betty ſagen, ich hätte ihn erwarten wollen,

wäre aber über dem Schreiben eingeſchla=
fen, und hätte mich eben jetzt niedergelegt.
Das Stratagem gelang vollkommen.
Villach kam, fragte mit Theilnahme nach
mir — ſeine Lebhaftigkeit vom Mittag
hatte ihn gereut; ich wußte es wohl —
las den unvollendeten Brief (Betty hat=
te durch die Thüre gelauſcht) und trat auf
den Zehen in meine Schlafkammer. Ich
ſchlief feſt, feſt! Da ſtellte ſich der gute
Mann vor das Bett, die Arme gekreuzt,
ſeine Augen auf mich geheftet, ſah mich
lange an, ließ ſich dann auf Ein Knie nie=
der, und küßte leiſe meine Hand, die
ſchlaff an der Seite herab hing; und wenn
ich jetzt die Gefälligkeit gehabt hätte zu
erwachen — welche romantiſche Scene
häuslicher Glückſeligkeit! Wahrhaftig,
es hätte mich ein Wort gekoſtet, und
die ganze ſo nothwendige, ſo drin=
gende Reiſe wäre in Rauch aufgegan=

gen! Aber jetzt gingen meine Plane weiter. Ich wollte mich rächen; und er ſollte wider ſeinen Willen ſeinen Willen haben.

Es war wahrhaftig Zeit, daß er ging. So ergrimmt ich auf ihn war, ſo mußte ich doch im Herzen über ihn lachen, und es fehlte wenig, ſo wär' ich laut ausgebrochen. Es lebe die Liſt! — Laß mich Dir immer dieſe Ketzerei unter vier Augen geſtehen, Amelie — ſelbſt die Liebe wäre ohne etwas Liſt nur eine langweilige Ergötzung. Ja, wenn uns nicht im ledigen Stande die Mütter, im Eheſtande die Männer zu mancherley Ränken nöthigten, das Lieben würde ganz auſſer Gebrauch kommen, und nur etwa noch bey dem Volke Mode bleiben. Das liebt, wie es ißt und trinkt, und wir misgönnen ihm ſeine unſchuldige arcadiſche Milch ſo wenig, als ſeine Concerte auf der Strohfiddel und dem Dudelſack.

Aber da fallen mir die équipées Deiner guten Mama ein. Leiſer Anſpielungen darauf von der Meinigen erinnere ich mich nun wohl — aber dieſe verſtand ich damals nicht. Und auch jetzt wundert es mich. Die gute Tante hatte gar nicht die tournure einer galanten Frau. Freylich mag man das auch zu ihrer Zeit auf eine etwas andre Art geweſen ſeyn. — Daß Du mir aber ja dieſe Correſpondenzen aufhebſt! Sie ſollen uns ein herrliches Feſt geben.

Nun wieder zu meiner Geſchichte. Ich war auf meinen Lorbeern eingeſchlafen und ruhte vortreflich. Gegen acht Uhr ſchickte Villach, und ließ fragen, wie ich geruht hätte; und ohne die Antwort abzuwarten, kam er ſelbſt, that mit gutmüthiger Verlegenheit — ich hätte faſt Mitleiden mit ihm gehabt — dieſelbe Frage, küßte mir die Hand, die ich ihm nur eben

ließ, und ſagte endlich — die Worte woll- ten gar nicht kommen — die Pferde wä- ren um zehn Uhr beſtellt, wenn es mir aber zu früh wäre, oder wenn ich — da das Wetter ſich ſchlecht anließe — die Reiſe bis Morgen oder Uebermorgen auf- ſchieben wollte, ſo erwarte er nur meinen Befehl. Ich antwortete ziemlich trocken: er hätte mich gewöhnt, ſeine Einrichtun- gen ohne Widerſpruch zu befolgen, auch wenn ſie meinen Neigungen nicht zuſag- ten. Ich wollte nicht, daß die Abreiſe um Meinetwillen auch nur um Eine Stunde aufgeſchoben würde. Uebrigens ſey Alles gepackt, und die dringenden Ge- ſchäfte, die ihn nach Villach riefen (ich legte Nachdruck auf dieſe Worte) möch- ten wohl ſchwerlich einen Aufſchub leiden. — Neue Anerbietungen von Villachs Seite; neue Proteſtationen von der Mei- nigen; es war ein Wettſtreit der Groß-

muth, der Dich beluſtigt hätte. Ich ſiegte ob. Um zehn Uhr ſaßen wir im Wagen, und aller mein Verdruß und Unmuth hatte ſich in Muthwillen umgewandelt. Ich dachte nur an die Reparationen, die er mir für alle die Opfer machen müßte, an die Rache, die ich nehmen wollte. Es war unmöglich verbindlicher und zärtlich-verlegner zu ſeyn, als Villach war. Es fehlte wenig, er hätte den Regen entſchuldigt, der vom Himmel herabſtrömte, den Sturm, der uns entgegenbließ, und den ſchlechten Weg, in dem ſich die Pferde abarbeiteten. Seine Bemühungen halfen ihm nichts. In dem Grade, wie ſeine Vertraulichkeit ſtieg, wurde ich zurückhaltender, höflicher, kälter. Ich hatte mir vorgenommen, auf dem ganzen Wege kein deutſches Wort zu ſprechen; und Du weißt, wie er die franzöſiſche Unterhaltung liebt, wie ſie ihm zuſagt! Schon

dadurch hielt ich ihn in einer Ferne, in einer Spannung —, die ſelbſt der Erinnerung an den Brief nicht weichen konnte. Ich ſah wohl, wie ungemein der Brief wirkte, und beſchloß, ihm dieſe Freude nicht unvergällt zu laſſen. Ich veranlaßte ihn, ich weiß ſelbſt nicht wie, an die Tante Romla zu denken; und ſchneller, als ich es erwartet hatte, kamen Anſpielungen auf den Brief, ſo deutliche, ſo dankbare Anſpielungen. O ich hätte ihn für dieſe bonhommie küſſen mögen, ſo erwünſcht kam ſie mir. Ich ſpielte die Erſtaunte, die Zweifelnde (ſeine Verlegenheit war köſtlich!), und brach endlich mit dem pikirteſten Tone in Ausrufungen über ſeine Indiscretion aus. Ich hatte die Kühnheit ihm zu ſagen: Dieſesmal hat der Zufall gewollt, daß Sie Ihr Lob geleſen haben; denn wie ſehr Sie mich auch bisweilen reizen mögen, ungerecht

werde ich niemals ſeyn; aber ich rathe Ihnen nicht den Verſuch noch einmal zu machen. Sie könnten Dinge zu leſen bekommen, die wunderbar in Ihrem Kopfe ſpukten. Wiſſen Sie nicht, daß auch die beſte Frau ihre Geheimniſſe haben kann — und ich habe nicht die Eitelkeit mich zu den Beſten zu rechnen — daß ein unſchuldiges Wort von der Laune oder dem augenblicklichen Muthwillen eingegeben, und nur der verſtändlich, an die es gerichtet iſt, die allertollſten Grillen in einem Männerkopfe erzeugen kann? und daß eben deshalb die Briefe der Frau dem Manne ein Heiligthum ſeyn müſſen, an das er nicht rührt, von dem er die Augen abwendet? In der That, Herr von Villach, ſo ſchloß ich meine Strafrede, ich hätte Ihnen mehr Zartgefühl zugetraut; und wenn ich mich in Ihren Willen reſignire, auch da, wo ich nicht ſo glücklich

bin, die Gründe deſſelben zu kennen, ſo darf ich hoffen, daß auch Sie die Achtung nicht aus den Augen ſetzen, die Sie einer gebildeten Frau, die Sie Ihrer Gemahlin ſchuldig ſind. — Mein Ton und meine Minen waren ſehr ernſt geworden. Der arme Mann war beſchämt, verwirrt, niedergeſchlagen, und die Apologie, die er verſuchte, gerieth ihm nicht beſſer, als die Schmeicheleyen, mit denen er mich beſtechen wollte. Und da mußte ich wieder in meinem Herzen lachen, daß ein ſo großer Rechtsgelehrter und Präſident eines Collegii einer klugen Frau gegenüber eine ſo armſelige Rolle ſpielen mußte.

So ging der Reſt dieſes Tages hin, und ich verſichere Dich, daß ich mich recht gut amüſirte. Das trefliche Gelingen aller meiner Abſichten, die ſichere Ausſicht auf die vollſtändigſte Genugthuung für das erlittene Unrecht, ja das widrige Wetter

ſelbſt — in meinem Kopfe war das beſte — ſteigerte meine Laune bis zum Muthwillen, bis zur Ausgelaſſenheit. Mein guter Villach athmete allmählig wieder auf und glaubte mich ausgeſöhnt, weil ich luſtig war; aber ich erwarte nur die Zeichen dieſes Glaubens, um ihn wieder, wer weiß wie weit, zurück zu werfen. Und mit dieſen manoeuvres, die etwas Anderes ſind als die Deines geiſtreichen Fürſten, kamen wir recht gut und ergötzlich nicht nur nach Villach, ſondern *hierher*. *Eine unglaubliche Erſchöpfung* am Tage nach der Ankunft in unſerm ländlichen Arcadien — meine geſtrige Ausgelaſſenheit war ja offenbar ſchon Ueberreizung und der Anfang einer Krankheit geweſen — heftige Anfälle von allen möglichen Uebeln, die mit der ängſtlichen Schnelligkeit wechſelten; die Orakel des gefälligen Hausarztes, der, als ob er be-

ſtellt wäre, ſich auf den erſten Wink ein-gefunden hatte — Alles das ſetzte meinen guten Villach in eine ſolche Angſt, daß er mich ſchon am vierten Tage beſchwor, um ſeinetwillen, aus Liebe zu ihm, meine Abneigung gegen Carlsbad zu überwinden — ich hatte erklärt, ich wollte lieber in Villach ſterben, als in Carlsbad geſund werden. Wie hätte ich ſolchen Bitten widerſtehen können? Aus Gehorſam, aus Liebe beſiegt' ich mich ſelbſt; und ſieh, die herrlichen Tage, die ich hier gehabt habe, ich verdanke ſie der Liebe, der glühendſten, ſüßeſten Liebe! — Ah mon pauvre Villach!

Ich muß abbrechen. Da reitet über die Brücke her — o wenn Du ihn ſähſt! o wenn Du wüßteſt! — Er ſagt ſeinem Diener Etwas; der Diener reitet voraus. — Mein Zelter ſtampft an der Thür. Bet-

ty, Handſchuh, Peitſche. — Auf Wiederſehen.

Den 16. Julius.

Drey Tage ſind vergangen — nein, das iſt ein zu ſchlechtes Wort — verflogen ſind ſie, verſchwebt, verſchwommen, ſeit ich dieſen Brief angefangen habe; und Du brennſt vor Neugierde, und weißt noch immer nichts, und erfährſt auch jetzt vielleicht noch nichts, wenn nicht der Regen in Strömen vom Himmel fiele. Ich fahre alſo fort, oder eigentlich, ich fange an, Dich in das Heiligthum meiner Geheimniſſe einzuweihen. Wie doch Dein liebes Geſichtchen ſo neugierig hereinſchaut! Wie Du umſiehſt nach dem Verborgenen! Nur getroſt herein! Ich ſchiebe nun den Nachtriegel vor, und ziehe die Stores zu, und wir ſitzen vertraulich zuſammen, Du ganz Ohr, ich, ganz

Mund (Pfuy, was für ein häßliches Bild! Aber ſo geht es, wenn man Stil haben, Anthitheſen machen will.) — Genug, Du hörſt aufmerkſam dem zu, was ich Dir aus vollem Herzen erzähle.

Aber eh' ich ein Wort weiter ſchreibe, daß Du ja nicht erwarteſt, Deinen Prinzen hinter dem Vorhange und in dem Allerheiligſten des Tempels der Liebe zu finden. Der iſt freylich auch hier, und dreht ſich mit ſeiner zuckenden, unruhigen Beweglichkeit um mich — mais quel plat personage! Nein, wenn ich einen Augenblick das Anſehen hatte, ſein ſüßes Liebäugeln zu verſtehen, ſo war es nur ein Verſuch, ob ſich aus dieſem verkalkten, erſtorbenen Herzen nicht ein lebendiger Funke ziehen ließe. Wenn aber auch der Verſuch gelänge — er gelänge ſicher nicht — warlich, es wäre Schade um Zeit und Mühe. Und Du, mein ſchlaues Couſin=

chen, haſt die Sache ſo ernſthaft nehmen können! — Zu Etwas indeß iſt mir dieſe langweilige Durchlaucht doch gut. Mein guter Villach, den jemand in H... aufmerkſam gemacht haben mochte, hielt auch hier noch an dem Wahne, und ich ſah ihn erblaſſen, als die Ankunft des Prinzen gemeldet wurde. Indem er nun dieſe Spur verfolgt, und doch gar nichts entdecken kann, als des Prinzen eitles Beſtreben mir zu gefallen, und das Meinige, mich der höchſten und allerhöchſten Zudringlichkeiten auf das Beſte zu erwehren, ſo ſind meine Actien — um in ſeinem Stile zu ſprechen — dadurch außerordentlich bey ihm geſtiegen, und er iſt jetzt mehr als je überzeugt, eine Frau zu haben, wie es keine mehr gibt.

Die Beſchreibung der erſten Tage meines hieſigen Aufenthaltes erläßt Du mir wohl. Sie waren weder recht langwei-

lig, noch recht ergötzlich; ob ich gleich in der Geſellſchaft meines theuern Gemahls das vollkommenſte Recht auf die ausgezeichneteſte und unverfälſchteſte Langeweile hatte. Auch hatte ich auf unſerer Reiſe hierher aus dieſem unverſieglichen Quell reichlich getrunken, ſo daß ich mit einem großen Seufzer ausſtieg, wie jemand, der eine ſchwere Bürde niederlegt. Eine Badeliſte lag auf dem Tiſche, eine Menge gleichgültiger Nahmen, bekannte und unbekannte — unter jenen, die kleine Valerie, jetzt Baronin Effner, und dieſe auch in den drey Staffeln wie wir. Das war nun recht artig. Unglücklicher Weiſe iſt die niedliche Frau ſo unendlich mit ihrem kränkelnden Manne beſchäftigt, daß man ihrer kaum einen Augenblick froh werden kann. Mitten in einem anziehenden Geſpräch, ſpringt ſie auf: Ich muß Sie verlaſſen. Ich bin ſchon allzu lange

von meinem guten Manne weg! Mein guter Mann erwartet mich gewiß! Ich muß meinem guten Manne eingeben, u. ſ. w. Und ſo iſt die allerliebſte, geiſtreiche, lebendige Frau über den guten Mann für die übrige Welt ſo gut als verlohren.

Einige alte Bekannte, die ich in dem Bienenſchwarm am Neubrunn entdeckte, oder die mich entdeckten, halfen mir über die nächſten Tage hin. Ich ſtand früh auf, ging früh zu Bett, gähnte mehr, als ich lachte, und lachte mehr, als es mir um's Herz war. Mein Geſtirn war noch nicht aufgegangen, und ich ſah ziemlich gleichgültig in die bunte Welt, die ſich früh und ſpät vor meinen Fenſtern auf den Wieſen umhertrieb, um in einem geſchäftigen Müſſiggange der Langenweile zu entfliehen, die ſich wie ein tückiſcher

Kobold immer hinter ihnen her zu wälzen ſchien.

So waren beynah ſechs Tage vergangen, als ich zu einem Ball auf dem Poſthofe eingeladen wurde. Ich kam zufällig etwas ſpät, und fand die Geſellſchaft verſtört. Es hatte Streit beym Tanze gegeben. Ein polniſcher Officier, der ſchon vorher nicht in gutem Kredit war, hatte ſeine Dame beleidigt, und die jungen Leute hatten ihm den Weg gezeigt. Während des Wortwechſels tritt ein ſchöner Mann in franzöſiſcher Uniform herein, und hat kaum den Polen in's Aug gefaßt, als er auf ihn zugeht, ihm einige Worte in's Ohr flüſtert und mit ihm verſchwindet. Der Tanz hatte nun zwar wieder angefangen, aber es war kein Leben dabey. Alle Gedanken waren auf den Fremden gerichtet, den niemand von der Geſellſchaft zu nennen wußte; und ſo fand

ich die meiſten in dem liebenswürdigen Zuſtande von Leuten, die das Wort zu einem Räthſel ſuchen, das ſie vor Augen haben und doch nicht finden können.

So ging es einige Zeit langweilig genug, und ich hätte faſt ſchon zu dem letzten Hülfsmittel der gähnenden Geſelligkeit, zum Spiel, meine Zuflucht genommen — zum Tanz war ich nicht wohl genug — als endlich die Officiere zurück kamen, die den Fremden und ſeinen Gegner begleitet hatten. Alles drängte ſich ihnen entgegen; der Tanz hörte auf; Jedermann wollte Etwas wiſſen. Der Zweykampf war in dem benachbarten Wäldchen vor ſich gegangen; der Pole hatte einen Hieb über die Stirne, der Andre eine unbedeutende Wunde am Arm bekommen. Beyde wären von den Secundanten auf ihren Droſchken nach Hauſe gebracht worden. Der Fremde war nun auch bekannt. Von

ſeiner Kaltblütigkeit, von der Gewand-
heit, mit welcher er den Säbel geführt,
ſprachen jene mit Entzücken. Schon
mehrmals hatte der Pole ſie zu ſeinem
Nachtheil erfahren.

Ich könnte Dir nun den lieben Nah-
men nennen, meine neugierige Freundin,
und wahrhaftig, ich brenne vor Begierde
es zu thun, wie ich den Reſt jenes Abends
vor Verlangen brannte, den intereſſan-
ten Fremden mit dem berühmten Nahmen
zu ſehen. Zauberhaft wirkte der Nah-
me. Jedermann kannte ihn; Jeder
wußte Etwas von dem Manne zu erzäh-
len, der ihn trug, und Jeder hoffte ihn
bald wieder erſcheinen zu ſehen. Auch ich
war unter dieſen. Wie oft hatte ich den
Nahmen gehört! wie oft im Stillen ge-
wünſcht, dieſen hochgeprieſenen, oft lei-
denſchaftlich getadelten, aber auch dann
noch gefeierten Alcibiades auf die Probe

zu ſtellen. Aber die Hofnung lag fern von dem Wunſche. Und nun war er mit Einemmale ſo ganz unerwartet in meine Nähe gebracht. Wie mir dabey zu Muthe war! wie mich Unruhe, Ahndung, Neubegier, Wünſche aller Art hin und her zogen! wie ich die Stunden bis zum andern Morgen zählte, nicht ohne geheime Beſorgniſſe, ſeine Wunde möchte ihn zu Hauſe halten! — Was ich in dieſem exaltirten Zuſtande geſprochen, ich weiß es nicht; aber ganz anziehend mag ich geweſen ſeyn. Mehr als einer der treflichſten Tänzer forderte mich auf — es wäre mir jetzt noch weniger als vorher möglich geweſen an dem Tanze Theil zu nehmen — aber wenn ich mich bey den dringend Bittenden entſchuldigte, blieben ſie bey mir und vergaßen den Tanz. Bald hatte ich einen ganzen Kreis dieſer Planeten um mich, die ſich, ſtatt nach der Tanzmuſik,

nach der Harmonie meiner Rede drehten, und in meinem Glanze ſich ſonnten. Ich war wirklich in einer Art von Verklärung, in mich hineingekehrt und doch außer mir, und mein inneres Leben hing an einem andern entfernten — etwa wie das einer Somnambule. Mein Rapport mit dem Herrlichen, Einzigen fing in dieſer Abendſtunde an. Ich kam überreizt nach Hauſe. Villach lag ſchon in tiefem Schlaf. Ich ließ mich ſchnell auskleiden. Betty fand mich erhitzt, als ob ich getanzt hätte; meine Hände glühten, wie im Fieber. „Aber was Ihr Gnaden heut wunderſchön ausſehen,“ ſagte ſie nach ihrer albernen Art; und doch hatte ich lange keine Schmeichelen mit ſo großem Vergnügen gehört. Ja, lache nur, ich beſah mich noch Einmal im Spiegel, und fand, daß Betty gar nicht Unrecht hatte.

Wie ich die Nacht zubrachte! Sonderbar genug. Ich ſchlief nicht und wachte nicht; nur ein dünner Nebel von Schlummer hielt mich umſponnen, und durch den Nebel zogen die bunteſten, groteskeſten Geſtalten, zerſtört und wieder ergänzt, und ſich umſchaffend, bis endlich Alles in einem tiefen, dunkeln Azur zuſammenfloß, und ich in Bewußtloſigkeit verſank. Auch das war kein Schlaf. Nach wenigen Augenblicken war ich wieder bey mir, und ſo matt und abgeſpannt, als ob ich in Ohnmacht gelegen hätte. Ich ließ endlich Betty kommen und mir vorleſen. Was ſie geleſen, weiß ich nicht; aber der ſummende Ton der ſchläfrigen Vorleſerin beruhigte endlich meine zuckenden, ſpringenden Nerven, und als die Sonne herauf war, war ich eine der erſten am Brunnen.

Unnütze Eile! Die geſtrige Ballgeſellſchaft fand ſich bald wieder zuſammen; aber der Fremde war nicht unter ihnen; auch ſprach niemand von ihm. Ich hatte große Luſt zu ſchmollen. Die jungen Herren, die geſtern wie Mücken in meinen Strahlen getanzt hatten, drängten ſich wieder herzu. Sie mochten glauben, ihre Nähe hätte mir alle die Funken und Blitze entlockt; und nun wollte Jeder der Begünſtigte vor Allen, der Glückliche par excellence ſeyn. Die Zuverſichtlichkeit der Gecken beleidigte mich. Ich wikkelte mich ſiebenfach in meinen Shawl, ſchickte ſie mit kurzen Worten fort, oder ließ ſie ſtehen, höchlich erſtaunt, ihre Verdienſte ſo plötzlich verkannt, und ſich mit allen ihren Treflichkeiten mit Einemmale in eine ſolche Sonnenferne geworfen zu ſehen.

Nie war mir die Zeit ſo lang gewor- den. Ich ſehnte mich weg, und zankte ſchon beym fünften Becher mit dem Be- dienten; er mußte und ſollte ſich um eini- ge verzählt haben. Ich ſtürzte die Uebri- gen ſchnell hinab, kehrte verdrüßlich nach Hauſe zurück und frühſtückte mit meinem Herrn Gemahl, der die Gefälligkeit hat- te, mein Maulen auf ſeine Rechnung zu nehmen. Dann ging ich, um die Lan- geweile zu variiren, mit der kleinen Va- lerie, die es einmal wagte ihren guten Mann zu verlaſſen, zu Avanzo, um Neuigkeiten zu beſehen.

Während wir hier im Magazin an der Thür ſaßen, mit den Herrlichkeiten von Wien und Prag auf dem Schooße und um uns her, ließ ſich vom ſächſiſchen Saa- le her ein Getös von Pferden hören; drey, vier bairiſche Officiere ſprengten im ver-

haltenen Gallop vorüber — mein Herz klopfte — und indem ich den Zug muſterte, und meine Blicke bey einem Reiter ſtill hielten, der einen ſchnaubenden, ſchäumenden, ſteigenden Rappen bändigtet, rief Valerie, die erſt jetzt die Augen aufſchlug, mit freudiger Ueberraſchung: Ach Lothar!

Lothar! Nun ja, da ſteht der Nahme des Herrlichen, Unvergleichlichen. Klopft Dir das Herz nicht auch? Haſt Du nicht auch ihn oft genug nennen, von ſeinen Siegen, ſeinen Abentheuern ſprechen hören? Gutes und Böſes freylich — je nachdem Liebe oder Misgunſt, Eiferſucht oder Bewunderung ſprach. Aber immer klang durch alle die verſchiedenen Töne der Eine Grundton der unwiderſtehlichſten Liebenswürdigkeit. — Dieſem nun ſo nah, ſo nah! Und mit allen dieſen Ahndungen, mit dieſem Bedürf-

niſſe eines müſſigen, ſehnenden Herzens. O Amelie! Ich war ſchon in dieſem Augenblicke meines Glückes gewiß.

* * *

Ich mußte hier abbrechen. Die Haſt, mit der ich unter beſtändigem Herzklopfen geſchrieben hatte, und alle die Erinnerungen von erfüllten, über alle Hofnung hinaus erfüllten Wünſchen hatten mich erſchöpft. Funken flogen mir vor den Augen, und alle Töne der Aeolsharfe und Harmonika klangen vor meinem Ohr. So warf ich denn die ſtumpfe Feder hin, und lief, da der Regen aufgehört hat, einigemal unter den Linden auf und ab. Ich fand da einige recht langweilige Geſichter von Brunnenfreundinnen, die die chronique scandaleuse von Carlsbad abhaſpelten, und noch einige andre Chroniken nebenbey; auch den dicken Oberſchen-

ken des Fürſten von D., der ſich keuchend hinter mir drein rollte, und mir mit ſchwe=rer Zunge die ſchönſten Dinge über die Wirkungen des Brunnens ſagte, die er — an ſich ſpüre; und als ich auch dieſen los war, und gern noch einige Gänge allein gemacht hätte, ſieh, da kam eben den Weg herein der Prinz mit ſeinem Pylades — das heißt die Langeweile mit der Träg=heit. Meine guten Augen ſahen ihn glücklicher Weiſe von fern, und da es mir jetzt ganz unmöglich war ſeine Fadaiſen anzuhören, zog ich mich ſchnell in mein Haus, wie in eine Feſtung, zurück, und ſitze nun wieder hier, um in der Geſchich=te meines hieſigen Lebens und Liebens — iſt nicht beydes Eins? — fortzu=fahren.

Wo war ich ſtehen geblieben? — Ach bey Valeriens Ausruf. Ich ſah mich ſchnell nach ihr um; ihre blaſſen Wangen

waren mit einem flüchtigen Roth der Freu=de überzogen, und da ich ſie anſah, war es mir, als ob ſie noch röther würde. Wirſt Du glauben, daß mir hier die Ei=ferſucht wie ein Pfeil durch das Herz fuhr? — Lothar hatte die Ausrufung gehört. Er ſah ſchnell nach uns herüber und grüß=te Valerien mit der Miene und dem Wohl=wollen eines alten Bekannten. In die=ſem Augenblick ſtieg ſein Pferd. Es war fürchterlich! Noch eine Linie und es ſchlug über. Valerie erblaßte; ich ſtieß einen Schrey aus und hielt mir die Augen zu. Lothar aber lächelte vor ſich hin; ſetzte dem ſtolzen Thiere die Sporn in die Sei=ten, und flog mit ſiegreicher Sicherheit davon.

Jetzt hatte ich ihn geſehen, er hatte mich geſehen; die Bekanntſchaft war ſo gut als eingeleitet. Kennen Sie den ſchö=nen muthigen Reuter? fragte Valerie. —

Ich ſah' ihn zum erſtenmal. Aber Sie nennten ihn Lothar, denk' ich? — Ja wohl; hätten Sie noch nicht von ihm gehört? — Gehört wohl. Aber Sie ſcheinen ihn genauer zu kennen.

Ich mochte dieſer Frage etwas zu viel Ton gegeben haben. Valerie lächelte, und ein leiſes Roth kehrte auf ihre Stirn zurück; und ich dachte ſchon wieder Arges. Ich hatte ihr Unrecht gethan. Das, was ihr das Blut in die Wangen trieb, war nur die Freude, ihrem Manne ſagen zu können, daß Lothar hier ſey. Sie hatten ſich in Paris kennen lernen. — Das gute Weib! Ich mußte ſie für ihre Unſchuld an mich drücken. — Und nun erzählte ſie mir ſo Vieles von ihm; manches freylich mit Achſelzucken. Er hat verdrießliche Geſchichten in Paris gehabt; aber ſein guter Genius — —

Nun da haben wir's! Der Prinz läßt mir herauf ſagen, er halte unten mit dem Wagen, und da er geſehen, daß ich vor ihm gelaufen, lade er mich zur Strafe zu einer Spazierfahrt ein. Ich ſollte nur nicht glauben, ihm wieder zu entgehen. — Was iſt zu thun? — au revoir, chère cousine.

Den 24. Julius.

Soll ich dieſen Brief — dieſes lange Bruchſtück meiner Bekenntniſſe — noch Einmal fortſetzen, oder ſoll ich ihn unvollendet abgehen laſſen, oder ihn ganz vernichten? Wahrhaftig, ich weiß es nicht. Ich habe zu dem Einen ſo wenig Luſt, als zu dem Andern.

Acht Tage ſind vergangen ſeitdem. Acht Tage! Welche lange, und welche kurze Zeit! Und wie ganz anders geſtimmt ſitze ich heute hier als das letztemal —

heute an dem hellſten, ſonnenreichſten Tage, der je die Erde beſchienen hat, düſter in mich gekehrt, mit zuſammengezogenem, ſchwer und mühſam klopfendem Herzen. Und damals bey ſtrömenden Regengüſſen, heiter, in meinem Innerſten ſelig, ſiegreich, trunken, und ohne Schwere, wie die ſchillernde Libelle, von einer Blume der Freude zur andern wippend.

Ich kann nicht fortfahren. — Stößt mir nicht jede Erinnerung an die glücklichen Tage den Pfeil tiefer in die Bruſt? und hab' ich nöthig den bittern, herben Unmuth noch bittrer noch herber zu machen durch das Andenken an das genoſſene und verlohrne Glück? — Ich will ihn ja haſſen, und wenn ich forterzählte, wie ich angefangen habe, behielte doch am Ende die Liebe den Sieg.

Da ſitz ich nun und ſinne und ſinne, was ihn nur von hier weggetrieben haben

kann. Warum nur ſo haſtig, ſo ohne Abſchied, ſo unbegreiflich räthſelhaft? — Geſchäfte? Lächerlich. Laune? Vielleicht. Aber was war denn ſeine Liebe, wenn ein Hauch der Laune darüber gebieten konnte?

O wankelmüthiges, falſches, treuloſes Geſchlecht! Was prahlt ihr mit Selbſtſtändigkeit? Eure Selbſtſtändigkeit iſt der Eigenſinn ungezügelter Willkühr; ein knabenhafter Trotz, den ein Nichts erzeugt, die Nachſicht vermehrt, und nur eine harte Züchtigung bändigt. Und eure Liebe? O ich mag nicht davon ſprechen. Unbändig greift ihr nach dem, was eines Andern iſt; haltet ihr aber die Beute in euern rohen Händen, dann rupft ihr ſie, Feder um Feder — und ſie mag ſich zu euern Füſſen im Staube zerflattern, ihr ſeht vornehm und mit aufgeworfenen Lippen darauf herab. Wenn ihr begehrt, ſo

iſt das dünnſte, ſeidenſte Haar ſtark genug euch zu halten; habt ihr das Ziel erreicht, da mögen euch die Arme der Liebe noch ſo feſt umſtricken, ihr reißt euch durch, und ob ein Herz mit zeriſſen wird, was fragt ihr darnach?

Ich ſchwärme — der Kopf thut mir weh — meine Augen brennen wie Feuer.

Und da iſt nun mein Mann, der mich mit ſeiner Theilnahme quält, und gar nicht begreifen kann, daß die Wirkungen des Waſſers mit Einemmal ſo umgeſchlagen ſind. Ich hätte zu heiß getrunken, meint er; zu haſtig, und mich dann nicht genug geſchont. Wie ſcharfſichtig! Und doch iſt es, wenn man es nur eben recht verſteht, nicht ſo unwahr.

Valerie, die etwas beſſere Augen hat, erwähnt den treuloſen Freund gar nicht gegen mich; aus Schonung? aus Bosheit? ich weiß es nicht. Auch hat ſie ſeit

einiger Zeit wieder ſo viel mit ihrem Manne zu thun, daß ich ſie faſt gar nicht ſehe. Oder vermeidet ſie mich etwa, und hält ſich für zu tugendhaft, wie einige andre Begueulen? — Aber geh' ich nicht auch in die Kirche, wie ſie, und knie bey allen Heiligen herum, und bete um Lothars Rückkehr? Lache nur nicht. Ließ nicht ein Duc d'Albe Meſſen über Meſſen leſen, um eine Maitreſſe, die ihm entlaufen war, zurückzuzaubern? und ſteckt nicht die Fürſtin D. ihrem Heiligen immer einige Kerzen mehr auf, wenn ſie mit ihren Liebhabern zufrieden iſt? Il faut tout mettre à profit.

Ich laſſe dieſen Brief endlich abgehen. Drey Tage ſind nun zu Ende, und noch immer kein Wort von ihm. Jedermann wundert ſich über das ſchnelle Verſchwinden, und fragt mich, und kann nicht begreifen und nicht glauben, daß ich auch

nichts weiß. Und noch ſoll ich vierzehn Tage hier harren; und der Prinz iſt auch zudringlicher und läſtiger als je! — Lebe wohl und beklage

Deine
gequälte Victorine.

Lothar an den Grafen von Ahlen.

Hof den 25. Julius.

Dein Brief iſt mir über Prag nach Carlsbad nachgekommen. Er fand mich im Rauſche der Liebe, kochend, ſprudelnd, wie Du mich kennſt. Wie ein Waſſerſtrom fiel er in die flammende Lohe herab, daß ſie erſchrocken niederſtürzte, noch Einmal aufſchlug, und ſich dann demüthig in die Aſche verkroch. Und nun ſitz' ich hier, und ſtöre in den Kohlen meines Herzens nach einzelnen Körnern gediegenen Gol-

des, um mir nur nicht gar zu arm, gar zu bettelhaft vorzukommen.

Entſetzlich hat mich die ſtarre Kälte ergriffen, mit der Du ſchreibſt „Mathilde iſt tod.“ Ach wie viele Stimmen erwachten da in meiner Bruſt, die ich längſt verſtummt glaubte, und riefen mir immer von neuem und immer lauter und ſchrillender zu: Mathilde iſt tod! Du haſt ſie ermordet! ſie ſtarb an gebrochenem Herzen durch Dich! — Und wie tückiſch kam mir dieſe Botſchaft! Ich kehrte ſpät vom Ball zurück, ſo berauſcht von Liebe, ſo glücklich, wie faſt noch nie. Ich fühlte die Erde nicht unter mir; das ſchönſte Weib war mein; Victorine war mein. Ich war nicht von ihrer Seite gewichen. Dem Neide zum Hohn hatten wir beyde unſre Siege gefeyert, und den Becher der Freude mit deſto größerer Luſt getrunken, da ihn die Eiferſucht unſerer

Umgebungen würzte. Sie war anmuthiger als je; anziehend durch das, was ſie gab, bezaubernd durch das, was ſie gegeben hatte und noch verhieß. Unſere Gedanken begegneten ſich in tauſend Anſpielungen; und die Funken des Witzes ſprühten dem geiſtreichen Engel, wie flüchtige Küſſe, von ihren ſüßen Lippen. So verließ ich ſie, und noch zuckte der Druck ihrer Hand in meinen Nerven — da fand ich Deinen Brief auf dem Tiſche. Ich nahm ihn begierig, aber eine ſichere Ahndung ließ mich ihn wieder niederlegen. Doch nahm ich ihn wieder, beſah das Gorgonenhaupt des Siegels, und dachte „was kann es denn bergen, das furchtbarer wäre als es ſelbſt? Alberne Furcht.“ — Und nun brach ich es haſtig auf, und das Erſte, was ich ſah, war Mathildens Nahme. — Da ſaß ich nun mit dem Kopfe zwiſchen beyden

Händen, und ein Leichenzug ging vor mir hin, und immer kehrte Mathildens blaſſe Geſtalt in dem offnen Sarge zurück, der Mund lächelnd, wie ſie im Leben that, wenn auch der Schmerz im Herzen wühlte; die Rechte deutend auf die blutende Bruſt; und da ich immer von neuem hineinſah, quoll das Blut heftiger aus der offnen Wunde, und ſtrömte auf mich. Es war umſonſt, daß ich aufſprang, im Zimmer umherlief, die Erinnerung dieſer Nacht und aller vorigen glücklichen Tage zu Hülfe rief; es war umſonſt. Immer drängte ſich der Leichenzug herein in die üppigſten Bilder der Freude, und immer rief es in mir „Mord, Mord“ — und Victorine ſelbſt ſtand wie ein Geſpenſt von fern, und zeigte mir einen Dolch mit blutgefärbter Spitze.

Wie man kindiſch ſeyn kann! Die Furcht übermannte mich, und was dieſe

kindiſche Furcht in mir ſprach, kam mir, dem Aufgereizten, in jenem Augenblicke wie ein untrügliches Orakel vor. Ich müßte fort, rief es in mir; ich müßte das neue Glück von mir ſtoßen; durch dieſes Opfer werde der zürnende Schatten verſöhnt werden. „Fort, fort, rief es immer von neuem und ſo laut in mir, daß ich es auſſer mir hörte, und erſchrocken umher ſah. Dominique ſtand ſchon lang, um mich auszuziehen. Ich befahl ihm auf der Stelle einzupacken; ich müßte fort. Er zögerte; er glaubte unrecht verſtanden zu haben. Ich wiederholte den Befehl noch Einmal und ſo beſtimmt, daß er keine Einwendung erlaubte. Und eh der Tag anbrach, ſaß ich zu Pferd, und ritt und ritt, immer von ſchwarzen Gedanken verfolgt, bis ich erſchöpft an Kräften hier ankam. Nun bin ich ruhiger und habe meinen Verſtand wieder beyſammen,

und ſinne auf einen geſcheiten Vorwand, um wieder in Armidens Gärten zurück zu kehren, aus denen mich ein abentheuerli-cher Spuk mit häßlichen Larven, ich weiß ſelbſt nicht wie, vertrieben hat.

Aber ein tiefer Unmuth iſt doch in mir zurückgeblieben. Ich habe das Gefühl ei-ner erlittenen Niederlage mitten im Sieg; einer Demüthigung in aller Befriedigung des Stolzes, und dieſes Gefühl iſt mir unerträglich. Warum mußte mir das, was vorbey war, wieder ſo zur Unzeit vor die Augen gerückt werden? Warum mußte ſich das alte Vergehen in die neuen Siege drängen, als ob es mich höhnen wollte? War es nicht genug, Einmal Feſſeln getragen zu haben? mußte mich ihr Klirren noch aus dem Grabe herauf erſchrecken, und wie einen Knaben aus ſeinem Paradieſe jagen? — Noch iſt es nicht zum Tiefſinn Zeit. Ich habe Zer-

ſtreuung nöthig. Soll ich zurück? ſoll ich vorwärts? Victorinens blutiger Dolch kömmt mir doch noch immer vor, und züngelt gegen meine Bruſt.

Ach daß Du bey mir wärſt! Nie hab' ich Deinen friſchen Sinn mehr vermißt. Du hätteſt in einer Viertelſtunde alle dieſe Geſpenſter weggelacht.

Den 26ſten.

Ich habe mich heute in der Gegend umhergetrieben, um zu einem Entſchluſſe zu kommen. Da ſteht jetzt feſt in mir, zu Victorinen kehre ich nicht zurück. Das begonnene Opfer ſoll vollbracht werden; und wenn es kindiſch war zu fliehen, ſo wäre es weibiſch auf der Flucht umzuwenden und um Gnade zu flehen. — Ich habe Alles überlegt. Ueber lang oder kurz geſchähe doch durch Abſicht, was jetzt durch Zufall geſchehen iſt; und wenn dann gar die Trennung von ihr käme, wär' ich

beſſer daran? Es iſt wahr, Victorinens Gegenwart bezauberte mich; ihre launenhaften Reize berauſchten mich; nichts iſt ſüßer als ihr Geſchwätz; nichts bethörender als ihre étourderie. Aber wie viel von dem Zauber iſt ſchon in dieſen wenigen Tagen entflohen? Kenn' ich etwa die Liebe dieſer coquetten Weiber nicht? Iſt es nicht immer ihr eigenes Ich, und nur ihr Ich, was ſie feyern, wenn ſie einen neuen Nahmen auf die lange Liſt geſetzt haben? vorzüglich wenn dieſer Nahme einige Berühmtheit hat. — Und wie raſch ging ſie nicht! War es doch, als ob ſie niemanden erwartet hätte als mich; und wenige Tage reichten hin, ſo war kein liebendes Paar in engerm Verſtändniß als wir. Ein Ehrenkampf, den ich gleich beym Eintritt in Carlsbad ausfocht, mochte mir allerdings zu Statten gekommen seyn. So ein Bischen Tapferkeit ver=

dreht den Weibern die Köpfe ganz unfehlbar; und es war mir darum ſchon recht, dem widerwärtigen Rudawski gerade in dem rechten Augenblicke zu begegnen, und ihn für allen den Verdruß, den er mir gemacht hat, mit noch einer Schmarre über die Stirn zu zeichnen. Alle Frauen ſahen mich darauf an, als ich zum Erſtenmal erſchien; aber Victorine lief Allen den Rang ab. Wie viel Artiges wußte ſie mir über den Vorfall zu ſagen! wie viel Witziges über meine Kühnheit zu Pferd! und in all das leichte, zierliche, ſchmeichelnde Geſchwätz flocht ſie ſo viel Theilnahme, ſo einen Schein von Gutmüthigkeit und zartem Wohlwollen. Es war ein anziehendes, ein berauſchendes Spiel!

Aber denn doch nur ein Spiel! Wohl mag ſie jetzt noch über mein räthſelhaftes Verſchwinden pikirt ſeyn; wohl mag ſie

auch den Unmuth für ein Gefühl unglück-
licher Liebe halten; ſich ſelbſt bereden, es
ſey ſo. Aber was gilt's? Wenn ſie mich
nicht zurückkehren ſieht, ſucht ſie Troſt.
Fehlen kann es ihr nicht. Und ſo darf
ich ſie denn ganz ruhig ihrem Schickſale
und ihren Sternen überlaſſen, und habe
nicht nöthig weiter zu ſorgen, oder mir ei-
ne Laune vorzurücken, in der ich ihr nur
zuvorgekommen bin. Ich kenne dieſe lie-
benswürdigen Weiber auf ein Haar.
Sie ſind ſo beſtändig wie ein Apriltag,
und ihre Farbe ſo unveränderlich, wie die
Farbe des Chamäleons. Du kannſt ſicher
darauf rechnen, daß der Tag, wo ihre
Liebe culminirt, der unheilige Abend
ihrer Untreue iſt. Bey Mathilden war
es nicht ſo. Ich möchte ſagen leider
nicht. Sie liebte — ſie liebte ohne
Kunſt, einfach, und recht mit vollem
Herzen. Aber eben das entfernte mich

von ihr. Solche Liebe zu erwiedern, war ich nicht neu genug; in ſolcher Gluth mich aufzuzehren, lag die Welt und das Leben noch zu weit und zu lockend vor meinen Wünſchen. Und doch waren die erſten Monate eine glückliche Zeit. Ach in dieſen Sommermonaten ehelicher Zärtlichkeit — denn das war eben mein Unſinn dieſes Band feſt zu ſchlingen — in dieſer Probezeit der Leidenſchaft glühte die Flamme ihrer jugendlichen und treuen Liebe mein Herz aus; nur eine tode Aſche blieb zurück; und war es da ein Wunder, daß der erſte friſche Athemzug der Luft die ganze beſchwerliche Laſt von einander trieb? — Daß ſie ſo feſt an der erſten Liebe hängen ſollte, wer hätte es gedacht? Ich nahm ſie wie andere Frauen — nur etwas ſtolzer, etwas blöder mochte ſie ſeyn. — Aber es war nicht ſo. — Doch das iſt vorbey, und ich will nicht weiter

daran denken, und mich nicht peinigen; daß das ſeltenſte Geſchöpf der Zeit, daß ein treues, ſchuldloſes, ſelbſt bey des Mannes erkannter Schuld noch treues Weib mir, gerade mir in die Arme gefallen. Ich beklage ſie, ohne mich ſelbſt härter anzuklagen, als ich verdiene. Jeder Menſch, jedes Weſen iſt an ſeine eigenthümliche Natur gebunden; hätte ich aus der Meinigen herausgehen und eine Mummerey mit mir treiben ſollen, die doch am Ende ſich ſelbſt Lügen geſtraft hätte? Tückiſch war es allerdings von dem Verhängniſſe, uns zuſammenzuführen; aber wahnſinnig wäre es geweſen von mir, das Unverträgliche unſrer Naturen zu erkennen, und aus einer Grille von Beſtändigkeit und Treue, ſo recht wider den Willen der Natur, wie der Schmetterling an der Nadel, ſich zu Tode zu flattern? Warlich, ich habe hart gebüßt, und meinem

ſtolzen Herzen mehr als Ein Joch auferlegt, eh' ich endlich die Ketten ſprengte, die mich ſchon allzu lang von mir ſelbſt, von der Freyheit und der Freude des Lebens getrennt hatten. Mit dieſem Gewaltſtreich ſchien meine Natur wieder in ihre Rechte zurückzukehren. Die unſelige Verwirrung der Verhältniſſe in Paris hat ſich beſſer gelößt, als ich hatte hoffen können; das Schickſal ſcheint ausgeſöhnt; und meine Erfolge in Carlsbad haben mir die Ueberzeugung gegeben, daß ich mit der Rückkehr zu mir ſelbſt auch die Fülle meiner Kraft wieder gewonnen habe. Auch mein jetziger Entſchluß überzeugt mich davon. Du kennſt Victorinen, und gewiß würdeſt Du es verzeihlich gefunden haben, wäre ich nach dem Erwachen aus der erſten Bethörung in ihre Arme zurückgeeilt. Ich ſchwankte lang. Aber der beſſere Genius hat obgeſiegt, meine Freyheit

iſt geſichert, und ich darf nach dieſem Sie-ge nicht mehr fürchten, das Spielwerk eines Weibes zu ſeyn, wenn es auch mit allen Grazien oder mit allen Geiſtern der Hölle im Bunde wäre.

Seit jener Zeit, wo ich zuerſt in mir ſelbſt erwachte, und mit einem Riß — es war die erſte kühne Handlung meiner Jünglings-Kraft — die Gängelbänder der Kindheit von mir warf, und den Leh-rern entlief, die, ohne es zu wiſſen, mich ſelbſt gelehrt hatten, ihre hohlen Worte zu verachten, ſeit jener Zeit ſteht der Zweck des Lebens klar vor mir, ich weiß be-ſtimmt, ohne Schwanken und Halbheit, was ich will. Zwang, Unterdrückung, Gehorſam ſtößt mein freyer Sinn von ſich. Frey will ich ſeyn, in jedem Ver-hältniſſe frey, auch mitten im Rauſche des Genuſſes beſonnen und frey. Das will ich, und wenn ich es nicht immer

konnte — die Zeit der Erfahrung iſt nicht verlohren. In meinen Niederlagen ſelbſt habe ich ſiegen gelernt, und ich bin ſtärker und kräftiger aufgeſtanden von jedem Fall.

Alſo vorwärts, mein Freund, vorwärts auf der Bahn der Freyheit und des Sieges. Ich habe Erholung nöthig. Zu lange ſchon habe ich hier für eine Schuld gebüßt, die das Schickſal gewirkt hat. Ich gehe jetzt über Dresden nach Prag zurück, und gegen Ende des Herbſtes vielleicht nach Wien. Schreibe mir bald, wo Du Deine Siegesfahnen aufgeſteckt haſt, und vergiß die thörigte Schwachheit Deines Freundes, über die er jetzt erröthet, und die er den Augen eines jeden Andern entziehen würde.

Lothar.

* *
*

Lothars Vorausſagung, auf die Kenntniß verderbter Frauen gegründet, ging bald in Erfüllung. Victorine ſuchte ihres Verdruſſes zu vergeſſen, und ihn bey Andern durch eine neue Verbindung in Vergeſſenheit zu bringen. An Gelegenheit fehlte es nicht. In dem zahlreichen Flore ſchöner Frauen, die ſich in jenem Jahre um die Heilquellen verſammelt hatten, waren nur wenige, die ihr den Rang der Schönheit ſtreitig machen konnten; an Geiſt, feiner Bildung und ſchlauer Kunſt kam ihr nicht Eine gleich. An einer Auswahl reicher und vornehmer Jünglinge fehlte es auch nicht. Das Verhältniß, in welchem Victorine mit Lothar geſtanden, hatte einen noch größern Glanz auf ſie geworfen, und indem ſie die Eiferſucht andrer Frauen dadurch erregte, zog ſie die Wünſche der müſſigen, anſpruchsvollen Jugend nur noch ſtärker an. Un-

ter dieſer glänzenden Jugend zeichnete ſich der Fürſt Panin durch den Glanz ſeines Aufzugs, die Menge ſeiner Diener und Pferde, und eine gewiſſe Zuverſicht und Dreiſtigkeit des Betragens aus, die den Mangel an Bildung und Geiſt, wenn auch nicht erſetzte, doch auf den erſten Anblick verbarg. Victorine ſchien ihm eine ſeiner würdige Eroberung, und Lothar hatte kaum den Platz geräumt, als er ſich zu ihr drängte und zum Erſatz für den Verlohrnen anbot. Seine Bewerbungen fanden Beyfall, und nach wenigen Tagen war er eben ſo Victorinens Begleiter auf Spaziergängen und Bällen, bey Cavalcaden und Luſtfahrten, wie es bisher Lothar geſen war.

Der Prinz, welcher eigentlich nur um Victorinens willen im Bade blieb, ſah jetzt die Hofnung von neuem erſchüttert, mit der er ſich bey der Abreiſe des allzu-

gefährlichen Nebenbuhlers geſchmeichelt hatte. Victorine zwar, ſo ſehr er ihr auch im Herzen zuwider war, hatte den Faden, an welchem ſie ihn hielt, nie ganz fahren laſſen, und Erwartungen in ihm erregt, die ſie ganz und gar nicht Willens war zu erfüllen; und ſie wollte auch jetzt noch dieſes hinterliſtige Spiel fortſetzen, mit dem ſie bis dahin die Eiferſucht ihres Mannes ſo glücklich getäuſcht hatte. Auf dieſen Betrug war Lothar, deſſen Lieben nur ein immer fortgeſetztes Betrügen war, mit aller ihm eigenthümlichen Feinheit eingegangen, und hatte es ſo geſchickt einzurichten gewußt, daß Herr von Villach ihn für den Vertrauten des Prinzen halten mußte; und da er ſich vollkommen überzeugt glaubte, daß der Prinz nie einen Platz in dem Herzen ſeiner Frau haben würde, ſo war er über dieſes Verhältniß vollkommen beruhigt, und ließ Victo-

rinen um deſto mehr Freyheit, je öfter ihn ſein Jähzorn, der faſt immer nur bey Kleinigkeiten ausbrach, in den Fall ſetzte, ihre Nachſicht zu ſuchen. Auch war er in der That ein ſo biederer und rechtlicher Mann, daß er von den Ränken und der tiefen Verdorbenheit ſeiner Frau ſchlechterdings keine Ahndung hatte. Er hielt ſie für launiſch und leichtſinnig; aber von dieſen Fehlern glaubte er, daß ſie ihrem ganzen Geſchlechte gemein wären. Gegen ihre Sitten hegte er keinen Verdacht, nur hätte er gewünſcht, daß ſie den Schein mehr ſchonte.

Dieſes feine Spiel der Täuſchung zu unterſtützen hatte der Fürſt weder Geſchick noch Neigung. Auch der Schein eines Mitbewerbers beleidigte ſeinen Stolz, und da ſich der Prinz oft die Mine eines begünſtigten Liebhabers bey Victorinen gab, ſo entſtand zwiſchen beyden eine Span-

nung, die jeden Augenblick die verdrieß=
lichſten Folgen befürchten ließ. Victorine
mußte jetzt alle ihre Künſte aufbieten, um
beyde Nebenbuhler von einander zu hal=
ten, und das Betragen des Fürſten nö=
thigte ſie bisweilen, ſich unter vier Augen
gefälliger gegen den Prinzen zu zeigen, als
ihr Wunſch und ihre Abſicht war. Aber
dieſer, deſſen immer gereizte Eiferſucht
mit den wachſenden Anſprüchen, die ihm
ſeine Geliebte gab, ſtieg, mißtraute ihr,
und verführte, um ſeiner Sache gewiß zu
ſeyn, ein Dienſtmädchen durch Geſchenke
und Verſprechungen, ihm Victorinens
Papiere und Briefe auszuliefern. Dieſe
Briefe, unter denen ſich viele von Lothar
fanden, enthielten eine Menge der bos=
hafteſten Bemerkungen über den Prinzen
und Herrn von Villach, deren Leichtgläu=
bigkeit und Gutmüthigkeit ein unerſchöpf=
licher Gegenſtand des Hohnes zwiſchen

den beyden Liebenden war. Denn daß auch Victorine ihrer Seits auf allen Muthwillen und Spott eingegangen war, ja Vieles zuerſt veranlaßt hatte, war unverkennbar. So wie der Uebermuth der beglückten oder bethörten Liebenden kein Maaß gehabt hatte, ſo kannte auch die Wuth und Rache des Prinzen keine Grenzen. Nachdem er alſo diejenigen Papiere vernichtet hatte, die ihn betrafen, machte er aus den übrigen ein Paket für Herrn von Villach, reißte unter einem ſcheinbaren Vorwande plötzlich ab, und ließ von der erſten Station das unglücksſchwangere Paket an den betrognen Mann zurückgehen.

Victorine befand ſich, ohne alle Ahndung einer Gefahr bey einer von dem Fürſten veranſtalteten Luſtpartie in dem Felſenthale, während ihr Gemahl, ſeiner Gewohnheit nach, mit einigen Freunden

beym Spiele ſaß. Hier erhielt er das tückiſche Paket; da er es aber für einen Geſchäftsbrief hielt, öffnete er es erſt, als das Spiel geendigt und die Freunde entfernt waren. Seine Beſtürzung brauchen wir nicht zu ſchildern. Er ſah hier eine Tiefe der Ruchloſigkeit, die ſein argloſes Gemüth nie geahndet hatte, Tugend und Sitte verſpottet, und ſich ſelbſt auf die unverdienteſte und grauſamſte Weiſe gemishandelt. Sein Entſchluß war ſchnell gefaßt. Er rief die Kammerfrau, befragte ſie, und nachdem er ihr durch Drohungen Bekenntniſſe abgezwungen hatte, die den Inhalt der Briefe auf das Vollkommenſte beſtätigten, befahl er ihr das Nothwendigſte für ſeine Frau zuſammenzupakken, und ließ Poſtpferde beſtellen, die, wenn Victorine mit ihrer Geſellſchaft zurückkehrte, bereit ſtehen ſollten. Ein Bediente erhielt Befehl ſich fertig zu halten,

um ſie zu begleiten und auf der Reiſe zu bewachen. Seine Abſicht war, ſie in ein Kloſter in Böhmen zu ſchicken, deſſen Vorſteherin eben die Frau von Romla war, deren oben Erwähnung geſchehen iſt. Einige Zeilen an dieſe baten, ohne beſtimmte Bezeichnung von Victorinens Schuld, um Aufnahme für ſie, und verſprachen beſtimmtere Erklärungen in einer ruhigern Stunde.

Alles war jetzt bereit und Villach ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab, als er noch vor Untergang der Sonne die Geſellſchaft zurückkehren hörte. Schon von weitem tönte der Hufſchlag ihrer Roſſe, und in der Nähe ſchallte ihr lautes fröhliches Geſpräch herauf. Der Fürſt ritt neben Victorinen, die in dunkelblauem Reitkleide, mit ſchwankenden Federn auf dem zierlichen Hute, wie ein Stern durch die Abenddämmerung ſchien,

ſo daß alle Luſtwandelnden ſtehen blieben und ſie lange mit ihren Blicken verfolgten. So kamen ſie bis an die Thüre des Hauſes, wo ſie beym Abſteigen dem Fürſten die Hand reichte, ihm dankte, und mit einem Adieu, Prince; bon repos! von ihm Abſchied nahm. Dann ſtieg ſie ab, klopfte mit ihrer weißen Hand den Hals des ſchönen Pferdes, das die ihm erwieſene Gunſt mit Stolz zu erkennen ſchien; dann noch einmal Adieu, und mit drey Sprüngen die Treppe hinauf. Herr von Villach ſtand in der geöffneten Thür ihres Zimmers; mit einem leichten bon soir ſchlüpfte ſie an ihm hin, und war im Begriff, ſich auf den Sopha zu werfen, als ſie eine Unordnung im Zimmer gewahr wurde, die auf eine Abreiſe zu deuten ſchien. Was iſt das? ſagte ſie, indem ihr eine ſchlimme Ahndung durch den Sinn fuhr; um Gottes Willen Herr von

Villach, was bedeutet das? — Nichts weiter, antwortete dieſer mit verbiſſenem Zorn, als daß Sie ſich ſogleich in den Wagen ſetzen, der drüben unter den Linden hält, und heut Nacht noch eine Reiſe machen, die Sie vor weitern Thorheiten und mich vor neuen Beleidigungen ſchüzzen wird. Es ſtört dieſe Einrichtung vielleicht manchen angenehmen Plan; aber Sie werden mir verſtatten, mich wenigſtens Einmal meiner Rechte zu bedienen, und Ihnen Gelegenheit zu verſchaffen, über ſich ſelbſt und Ihr bisheriges Leben nachzudenken. Leben Sie wohl. — Mit dieſen Worten kehrte er ihr den Rücken. Sie wollte antworten. Sparen Sie die Worte, ſagte er. Der Zauber ihrer Künſte iſt gelößt; ich bin von Allem unterrichtet. — Und dabey zeigte er ihr das Paket, das er zu ſich geſteckt hatte. Sie ſtürzte ihm weinend zu Füſſen; er ſtieß ſie

zurück. Sie warf ſich verzweifelnd zu Boden; er befahl ſie in den Wagen zu tragen. Auſſer ſich ſtürmte ſie die Treppe hinab, und eilte dem Fluſſe zu; aber ein Diener faßte ſie um den Leib, und hob ſie in den Wagen. Betty ſetzte ſich zu ihr. Ein treuer Diener nahm auf dem Kutſcherſitze Platz.

Nicht ſo treu war der Kammerdiener des Präſidenten, jener Franz, welcher in Ameliens Briefen erwähnt wird. Ob er gleich das Vertrauen ſeines Herrn im vorzüglichen Grade genoß, unterſtützte er doch, im Einverſtändniſſe mit Betty, deren Liebhaber er war, die Ränke Victorinens, und trug durch ſein treuherzig-liſtiges Geſchwätz nicht wenig dazu bey, ihn über die Geſinnungen ſeiner Gemahlin zu täuſchen, und bey allen ihren Unordnungen ſicher zu machen. Auch jetzt ſuchte er zu ihrer Gunſt die Maasregeln ſeines Herrn zu vereiteln, indem er einem der

Diener des Fürſten von den Vorfällen im Hauſe einen Wink gab. Zufälliger Weiſe war der Fürſt nicht ſo bald vom Pferde geſtiegen, als er ſich in einen Spielwinkel begeben hatte, den niemand wußte, als ſein Kammerdiener, und dieſer war nirgends anzutreffen. So geſchah es, daß der Fürſt die räthſelhafte Entführung ſeiner Geliebten erſt am Morgen erfuhr, als er berauſcht nach Hauſe kam, und noch einiger Stunden Erholung bedurfte, ehe er ſich zu Pferde ſetzen und der flüchtigen nachjagen konnte.

Victorine war die ganze Nacht gefahren, und die Sonne war ſchon hoch herauf, als der Wagen die Straße nach Prag verließ, und ſich nördlich gegen Saaz wendete, in deſſen Nähe das Kloſter lag. Victorine ſaß in tiefes Schweigen verſunken, und ſah auf ihren Schooß; der Diener war eingeſchlafen, nur Betty ſchaute

munter umher und hoffte auf Rettung. Auf Einmal ſtieß ſie einen Schrey der Freude aus, bey welchem Victorine auffuhr, in die Höhe ſah, und freudig ausrief: Er iſt es! — Es war Lothar, der von Einem Diener begleitet, die Straße herab ritt, um nach Prag zu gehen, da er in Dresden ſeine Rechnung nicht gefunden hatte.

Lothar war nicht weniger überraſcht, Victorinen zu begegnen. Er ſah ein Abentheuer vor ſich, das er ſich nicht erklären konnte; und einige flüchtige Worte, die ſie ihm ſagte, verwirrten ihn noch mehr. Er mußte Erklärung haben; auch Erklärungen geben mußte er; und da die Straße eben ſteil und gefährlich hinauf ſtieg, gab er ſein Pferd dem Diener zu halten, hob Victorinen aus dem Wagen und geleitete ſie zu Fuß längs dem Walde die beſchwerliche Straße hinauf.

Die Erklärung war von beyden Seiten ſchwierig. Keines war vorbereitet; keines konnte aufrichtig und vom Herzen ſprechen; doch war Victorine im Vortheil, da ſie ihr Unglück auf Lothars Rechnung ſchreiben konnte. Ihm zu grollen hätte ſie in ihrer jetzigen Lage nicht vermocht; er aber fühlte, daß er ihrer Nachſicht bedurfte. So kamen ſich beyde wieder ſchnell entgegen, und die vorige Liebe trat als Vermittlerin zwiſchen ſie. Während der Wagen zurückblieb, hatten ſie ſich auf einen bemooßten Stein, wo ſich der Weg wendete, im Schatten der Bäume niedergeſetzt, und pflogen Rath. Weinend und flehend warf ſich hier Victorine an ſeine Bruſt. Er hielt ſie in ſeinen Armen, und indem ſie an ihm hinauf ſah, küßten ſeine Lippen die Thränen von ihren Augen, und fingen die Seufzer von ihrem Munde auf.

In dieſem Augenblicke tönte der Huf- ſchlag eilender Roſſe neben ihnen in dem Wald, und der Fürſt Panin, von ſeinem Stallmeiſter und einigen Dienern beglei- tet, hielt plötzlich vor dem liebenden Paar. Lothar ſprang auf, Victorine verbarg ihr Geſicht und rang ängſtlich die Hände. Al- ſo dazu, rief der Fürſt, haben Sie mich hierher beſchieden, um Zeuge ihrer Zärt- lichkeit gegen dieſen Herrn zu ſeyn? Hier iſt Einer von uns zu viel, und Sie wer- den wohl thun, Herr irrender Ritter, ſich von hier weg zu packen, eh' ich Ihnen, ſammt Ihrer Dulcine, den Weg in die Hölle zeige. — Lothar riß mit der einen Hand den Säbel aus der Scheide, und mit der andern den Fürſten vom Pferde, und ein wüthendes Gefecht zwiſchen bey- den begann. Umſonſt warf ſich Victorine zwiſchen die Kämpfenden; ihre Gegen- wart entflammte ihre Wuth noch mehr.

Der Fürſt ſank von mehrern Wunden getroffen. Seine Diener, die ihn für tod hielten, griffen zu den Waffen; es entſtand ein neues Gefecht, in welchem Lothars Diener verwundet, Lothar ſelbſt aber durch einen Stich in den Rücken zu Boden geſtreckt wurde. Verzweifelnd warf ſich Victorine über ihn her; aber ihr Klaggeſchrey verhallte umſonſt; ſeine brechenden Augen erkannten ſie nicht mehr; und ihr Jammer und ihre Thränen rieſen ihn nicht aus dem endloſen Schlummer zurück.

Der Wagen war unterdeſſen heran gekommen. Die Diener des Fürſten bemächtigten ſich ſeiner mit Gewalt, um ihren Herrn darin nach dem nächſten Orte zu bringen; und nachdem ſie, trotz alles Widerſtandes, das Gepäck abgeriſſen und in den Weg geworfen hatten, verließen ſie Victorinen und ihre Begleiter mit

Schelten und Fluchen auf der einſamen Straße.

Es war eine Scene der Verwüſtung und des Grauſens, Victorine kniete neben der Leiche Lothars in grenzenloſer Verzweiflung. Mehr als Einmal ſank ſie ohnmächtig auf ihn, und wenn ihre Kammerfrau ſie wieder ins Leben zurück rief, ſchalt ſie und verwünſchte eine ſo grauſame Hülfe. Es war umſonſt ſie von dem Toden entfernen zu wollen. Immer kehrte ſie mit lautem Geſchrey zu ihm zurück, rief ſeinen Nahmen, klagte ſich als ſeine Mörderin an; warf ſich auf ihn, und miſchte ihre Thränen mit ſeinem Blute.

So waren einige Stunden vergangen, als der Diener aus einem benachbarten Orte ein anderes Fuhrwerk herbey brachte. Mehr tod als lebendig wurde Victorine hineingetragen. Vor ihr her trugen ſie Lothars Leichnam weg. Um

Mitternacht kam ſie zu dem Kloſter, das ihr zum Aufenthalte beſtimmt war.

Nachdem ſie hier ohngefähr drey Monate zugebracht hatte, ſchrieb ſie an die Gräfin Ahlen folgenden Brief:

„Mit zerknirſchtem und zerriſſenem Herzen ſchreibe ich Dir dieſe Zeilen, die letzten, die von mir in eine Welt gehen, die ich jetzt eben ſo verabſcheue, als ich ſie geliebt habe, und als ſie mich ohne Zweifel verabſcheut. Doch nein, der Sinn der Welt billigt meine Verbrechen, und entſchuldigt ſie vielleicht; und die, welche auf meinen Wegen wandeln, beklagen mich wohl in ihren ſündhaften Herzen, wenn mich auch ihre Lippen zum Schein verurtheilen und zerreiſſen. Aber auch ihre Stunde wird kommen, und vielleicht zu ſpät wird ſie die unerbittliche Hand der Strafe erreichen, wie ſie mich erreicht hat,

um für wenige Jahre irdiſcher Luſt eine lange, endloſe Buſſe zu dulden.“

„Eine Reihe von Tagen bin ich hier, ausgeſtoßen aus der Welt; aber dieſe Wohnung der Frommen iſt keine Freyſtatt für mich. Ich ſuche Troſt und Beruhigung — Viele fanden ihn hier — mich flieht er. Denn ach in mir ſelbſt finde ich nur den Wuſt der Sünde und immer unauflöslicher Verworrenheit; ja oft drängt ſich — wie ich auch immer kämpfen mag — die Erinnerung ſträflicher Genüſſe grauſenhaft durch die Bilder von Wunden und Blut, und quält mein Herz bis zur Verzweiflung. Die heiligen Frauen, die dieſes Haus bewohnen, unbekannt mit der Welt und ihren Lockungen, können die Tiefe und Schwärze meiner Sünden nicht begreifen; und der milde Troſt, den ſie ſich in mein Herz zu ſchütten beeifern, ſtürzt in die bodenloſe

Tiefe hinab, ohne ſie auszufüllen, ja, ohne auch nur eine Spur ſeines Daſeyns zurück zu laſſen. Ich höre Worte des Heils; aber ſie haben keinen Sinn für mich; ich ſehe die gottesfürchtige Abſicht mitleidiger Seelen; aber ihr Mitleiden legt ſich nicht kühlend und wohlthuend an mein glühendes, wundes Herz; ich verſuche zu beten; aber meine Gebete ſind ein leerer Schall, der in die Luft zerſtiebt, und von dem ehernen Himmel zurückgewieſen wird. Und wenn ich vor dem Altar knie, und meine ſtarren, trocknen Augen auf den Heiland der Welt gerichtet ſind, wandelt ſich ſeine blaſſe Geſtalt in die des Unglücklichen, deſſen Tod ich verſchuldet habe, und der aus meinen Armen, in ſeinen Sünden dahin gegangen iſt, wo keine Rettung erſcheint. Dann fliehe ich von dem heiligen Orte, wo Andre ſich Troſt erflehen, in verzweifelnder Angſt hinweg,

mit neuer und ſchwerer Sünde auf meinem Haupte, daß ich das Bild des Heilandes entweihe, und vor dem fliehen muß, der doch allein meine Rechnung zu tilgen und den Zorn der ewigen Gerechtigkeit zu verſöhnen vermöchte.“

„In dieſer Troſtloſigkeit wüthe ich mit verzweifelndem Grimme gegen mein eigenes Fleiſch, und nur dieſes Wüthen kühlt die Flammen, die mein Innres verzehren. Jene weichen und üppigen Gewänder, welche meine Eitelkeit nährten, haben einem Sacke Platz gemacht; mein Leib ruht auf Aſche, mein Haupt auf einem Stein. Cilicien gürten meine Lenden, und die ſchonungsloſe Geiſſel reißt täglich die alten Wunden von neuem auf. Aber die Regel dieſes Hauſes reicht für die Tilgung meiner Sünden nicht aus; dieſer milde Geiſt der Frömmigkeit iſt zu

ſchonend für mich. Ein Grab muß meine Wohnung ſeyn, und ein ewiges Schweigen muß die Lippen verſchließen, die ſo ſträfliche Worte geſprochen haben. Uebermorgen verlaſſe ich dieſes Haus und ſeine allzu nachſichtigen Bewohnerinnen, um mich in die Mauern der Karthauſe zu vergraben, die mitten im Gebirge, von ſchroffen Felſen umſtarrt, ein düſteres, grauſenvolles Grab der Lebendigen iſt. Dort will ich täglich mein Grab wühlen, bis ich von Reue und Wunden aufgezehrt, wühlend hineinfalle. Dorthin, nach dieſem Winkel der Erde, iſt mein Sinn gerichtet; dort nur ſehe ich Ruhe, wenn es irgend für mich Ruhe und Rettung gibt. Mit Ungeduld erwarte ich den Augenblick, wo meine Prüfungen anfangen werden, um mir den Schleyer zu verdienen, der zwiſchen mich und die Welt gebreitet, vielleicht — ach vielleicht nur! — meine

Sünden zudeckt und mich mit dem Himmel und mir verſöhnt.“

„Du aber, Amelie, die Du mit mir den Weg des Verderbens gingſt, Du, deren liſtige und glatte Worte ſo oft den ſündhaften Neigungen meines eiteln Herzens Nahrung gegeben, Du, die mir ſo oft die Hand geboten, um mich dem Abgrunde zuzuführen, in welchem ich jetzt ſchaudernd hinabſehe — richte Deine Blicke auf mich, die in der Welt Deine Freundin hieß, und auf den endloſen Jammer meines Daſeyns, ehe auch Dich ein unheilbares Unglück ergreift und an die Pforten des Todes ſtellt. Indem die Welt mit ihren ſündhaften Freuden hinter mir verſinkt, ruf' ich Dir noch Einmal zu, und deute auf die Leichen, die mich umringen, auf die Dornen, die meine Füſſe verwunden, auf alle die Peinigungen, durch die ich die Gluth meines

Innern zu löſchen ſuche. Siehe, die Thore des Grabes thun ſich mir auf und laden mich zu ſich ein; aber ehe ſie ſich ewig über mir ſchließen, beſchwör' ich Dich, Buße zu thun, und wenn Dir dieß die Welt nicht verſtattet, ihre Ketten in der Zeit zu brechen, und ſie freywillig zu fliehen. Lebe denn wohl, für immer lebe wohl; und wenn Du beten kannſt, ſo bete für Dich und mich. Noch Einmal, lebe wohl, das heißt, töde Dich ſelbſt ab, ehe der ewige Tod Dich ergreift. Nur aus Schmerzen können uns Freuden blühen, nur aus dem Tode das Leben."

Dieſer Brief fand Amelien nicht mehr. Wenige Tage vor ſeiner Ankunft war ſie das Opfer ihrer Ränke geworden. Auch ihr hatte Eitelkeit und Gefallſucht kein Stillſtehen geſtattet; und da ſie immer kühner und zuverſichtlicher jeder Rückſicht ſpottete, war ſie in verworrene Verhält-

niſſe gerathen, die ſelbſt an einem ver⸗derbten Hofe ihrem Rufe nachtheilig wa⸗ren. Der Graf kehrte aus den Bädern zurück, in denen er ſich den Sommer über nach ſeiner Weiſe umhergetrieben hatte; und ſo viel er ſich auch ſelbſt vorwerfen mußte, ſo ertrug er doch das Betragen ſeiner Frau nicht mit Gleichgültigkeit. Es kam zu den heftigſten Vorwürfen, und da ſich dieſe, bey der Strafbarkeit beyder Theile, immer von neuem, und mit im⸗mer größerer Bitterkeit wiederholten, ent⸗wickelte ſich bald zwiſchen beyden ein un⸗auslöſchlicher Haß, dem der Unmuth des Grafen über die Zerrüttung ſeines Ver⸗mögens immer neue Nahrung gab.

Amelie, die auf den Fuß einer reichen Frau zu leben gewohnt war, und den Ge⸗danken an eine Beſchränkung nicht ertrug, knüpfte damals ein Verhältniß mit einem

Engländer an, welcher großen Aufwand machte, und wußte ihn ſo gut zu umſtricken, daß ſie auf eine Verbindung mit ihm hoffen durfte, wenn ſie nur frey geweſen wäre. An eine Auflöſung der Ehe war nach den Grundſätzen ihrer Kirche nicht zu denken; ihr Mann ſtand dem, was ſie für ihr Glück hielt, im Wege, und dieſer Mann wurde ihr täglich verhaßter und verächtlicher. Sie beſchloß alſo ſich ſeiner zu entledigen; und dieſer Plan ſchien ſich deſto leichter auszuführen, da er oft berauſcht nach Hauſe kam, und dann, ehe er ſchlafen ging, in ihrem Zimmer einige Gläſer Limonade zu trinken pflegte. Dennoch mislang die Ausführung. Der Graf, welcher an dem verhängnißvollen Abend, der ihm den Tod bringen ſollte, zufälligerweiſe nüchterner war, als ſeine Frau glaubte, bemerkte bey den erſten

Tropfen, die ſeine Zunge berührten, den fremdartigen Geſchmack; die Ahndung der Wahrheit fuhr ihm durch den Kopf, und da er ſeine Frau, mit dem Glaſe am Munde, forſchend anblickte, und dieſe zu erblaſſen ſchien, zwang er ſie, den für ihn bereiteten Becher auszuleeren. Seinen Drohungen war kein Widerſtand entgegenzuſetzen. Sie leerte das Glas unter den heftigſten Vorwürfen, und ſtarb mit Haß im Herzen und Verwünſchungen auf ihren Lippen. Der Graf aber entfernte ſich, noch eh ſie ſtarb, und fand ſeinen Tod in der Schlacht bey Auſterlitz, wo er unter Napoleons Fahnen focht.

Was Victorinen betrifft, ſo war ihr Loos nicht weniger ſchrecklich. Ihre Flucht vor der Welt half ihr nichts, und

die Mauern ihres Kloſters konnten ſich nicht zwiſchen ſie und ihr Gewiſſen ſtellen, das, nachdem es Einmal aus ſeinem langen Schlummer erwacht war, ihr ein raſtloſer unerbittlicher Quäler wurde. Die Religion gab ihr keinen Troſt; ſie kannte nur ihr äuſſeres, ſtarres Gerüſt; wahre Gottesfurcht war ihr fremd. Die grauſamen Büßungen, mit denen ſie den Himmel erſtürmen wollte, — Büßungen, welche der Wahnſinn erfunden und Heucheley als verdienſtlich empfohlen hat — konnten ihr keine dauernde Linderung geben; und da ſie Alles vergeblich erſchöpft hatte, was ſie für Religion hielt, blieb ihr nichts als der Wahnſinn übrig. Sie ſtarb nach einigen qualvollen Jahren ohne Hofnung und Troſt. Allein ihre Mitſchweſtern, die nur ihren gewaltthätigen Eifer ſahen, ihren innern Zuſtand

aber nicht begriffen, ſtaunten über ſo ſel-
tene Beyſpiele von Bußfertigkeit, und
nach dem Tode der Unglücklichen ging die
Sage von Wundern, die an ihrem Gra-
be geſchehen ſeyn ſollten.

Der Nahmenstag.

In den geſegneten Fluren Campaniens wohnte Antonio Barbutolo, ein ſchöner und rüſtiger Mann von mittelmäßigem Vermögen, wovon ein Weinberg das Vornehmſte war. Dieſen zu bearbeiten hatte er von ſeinem Vater gelernt; aber auch auſſerdem war er in mancher Kunſt erfahren. In Schnitzarbeit that es ihm keiner zuvor; auch Gefäße verſtand er zierlich aus Thon zu drehen und nach alter Weiſe mit Farben zu mahlen. Wenn er aber von der Arbeit raſtete, und im Schatten der Weinlaube ſaß, die er vor ſeinem Hauſe gezogen hatte, dann ſang er zur Cither Lieder ab, die er oft ſelber verfertigte, ſo wie die Weiſen, nach de-

nen er ſie ſang. Dabey war er voll Kurzweil und neckte gern; aber ſein Scherzen war unſchuldig und forderte andre zur Fröhlichkeit heraus. Deshalb war er auch von Allen geliebt und geſucht, und die Nachbarn verſammelten ſich gern um ihn, wenn er den Abendſtern mit ſeinen Liedern begrüßte, oder kurzweilige Geſchichten erzählte; und auch die Weiber lauſchten von fern, und ergötzten ſich noch mehr an ihm ſelbſt, als an dem, was er ſprach. Gar oft, wenn er früh aus der Thür trat, fand er die Pfoſten mit Kränzen von Epheu und Blumen umhangen, und auch im Getümmel des Tanzes flog oft von fern ihm ein Straus zu, ohne daß er wußte woher; und wenn er dann ſtill ſtand und in dem Kreiſe der Weiber umher ſah und rief: Wer iſt die Neckende? daß ich ſie ſtrafe! — Da kicherten Alle, und er drohte ſie Alle zu küſſen, daß

ſie von einander ſtoben und ſich hinter den Büſchen und Zäunen verſteckten.

Weil nun Antonio immer ſo frohen Muthes war und mit Allen auf gleiche Weiſe ſcherzte, meinten Viele, es läge ihm nichts an der Liebe. Aber ſie irrten. Seine Fröhlichkeit verhüllte nur die Liebe, die er im Verborgenen zu einem Mädchen eines benachbarten Dorfes fühlte, das, mit der Pflege einer kranken Mutter beſchäftigt, von den Verſammlungen der Landleute und ihrem muntern Feſt fern blieb. Antonio, lang ſchon ihres Hauſes Freund, hatte ſie in der Verborgenheit aufwachſen ſehen, und ihre jungfräuliche Schüchternheit, und ein herber Stolz, der auf den Augenbraunen des Kindes und ſeiner Lippen ſaß, hatte ihn faſt noch mehr gereizt, als die zierliche Anmuth ihrer Geſtalt. Irene hatte daher kaum das funfzehnte Jahr zurückgelegt, der auf-

brechenden Roſenknoſpe gleich, aber über ihr Alter groß und ſchlank, als er im Stillen um die jetzt Verwaißte warb, und ſie den Nachbarn unerwartet als ſein Weib zuführte. Da waren nun wohl Viele, die ihr den ſchönen Barbutolo misgönnten; aber wer hätte ſeine Wahl tadeln mögen, wenn ſie mit geſenkten Blicken neben ihm ging, die braunen Locken um ihren weißen Nacken ſpielten, oder den zarten Purpur ihrer Wangen beſchatteten? oder wenn ſie ſich ſchüchtern und liebend an ſeine Seite ſchmiegte, und mit großen hellen Augen unter den ſeidenen Wimpern hervor, wie um Schutz und Liebe bittend, zu ihm hinauf ſah? Er ſelbſt ſchien noch ſchöner in ihrer Nähe als zuvor; die Lieder, die er an ihrer Seite ſang, klangen begeiſterter, und ſeine Töne ſchienen ſich gefälliger und weicher an die Worte anzuſchmiegen. Dem Scherz aber

blieb er auch jeẞt noch hold wie zuvor, und da geſchah es wohl zuweilen, daß er Irenens noch kindiſchen Sinn neckend verleẞte, oder ſie durch Muthwillen erzürnte. Aber dieſe Zwiſte flogen ſchnell vorüber, wie im Mai zartes Gewölk über die Sonne fliegt, oder ein flüchtiger Regenſchauer, der den Glanz des Tages erhöht und das Azur des Himmels reinigt.

Als Irenens Nahmenstag zum Erſtenmal nach ihrer Verehelichung nahte, wollte ihr Antonio eine Freude bereiten. In dem Weinberge ragte ein kahler Felſen über die Hügel empor; wenn man ihn mit Mühe erklimmt hatte, ſah man tief in das Meer hinaus, und das grüne, von Weinbergen ſchwellende, mit Dörfern und Villen durchwebte Land breitete ſich wie ein bunter Teppich rund umher aus. Irene hatte ihn einmal mit ihm er-

ſtiegen, und er hatte ſich ihres Entzückens gefreut. Nun ſollt' es ihr leichter werden. Er verſuchte es, Stufen in den Felſen zu hauen, die von Abſatz zu Abſatz bis auf den Gipfel führen ſollten; und als er einiges lockere Geſtein ausgebrochen, kam er auf Stiegen, die ſchon bereitet, aber mit dickem Erdreich und Schutte verborgen lagen. Freudig reinigte er ſie, und grub ſie auf; und eines Tages, da er ſchon bis zur dritten Terraſſe empor gedrungen war, klang es ihm hohl unter dem Eiſen und hallte wieder wie ein gemauertes Gewölb. Da grub er noch emſiger, aber vorſichtig; und als er einigen Schutt bey Seite geworfen, trat ein zierlicher Knauf einer Säule hervor, und dann ihr Schaft mit hohlen Rinnen umgeben; dann Stufen und rechts eine zweyte Säule. Hoch erfreut ſetzt' er die Arbeit in den folgenden Tagen mit Emſig-

keit fort, und bald ſtand der vordere Theil eines kleinen Tempels aufgedeckt, oben mit einem zierlichen Gebälke und Dreyſchlitzen; unten drey Stufen, breit und bequem, und in dem Schooße der Erde wohl erhalten. Nun befreyte er auch die Thür von dem Schutte, der ſich hineingedrängt hatte; und als er im Innern den Boden entblößte, glänzte ihn ein buntes Geſtein an; erſt zierliche Mäander und Blumengewinde; dann Lauben von Geißblatt und reißende Thiere darin; auch ein Schiff, das im Meere ruderte, und, als ob ihm das Schönſte ſeine Freude zu krönen aufgeſpart wäre, ein Jüngling von göttlicher Geſtalt mit dem Thyrſus in der Hand, vor einer Jungfrau ſtehend, die auf dem Boden ſaß, und die er zu tröſten ſchien. Da dachte Antonio bey ſich: „Sieh, wie mir das zu ſtatten kömmt! Ich wollte für Irenen einen bequemen Aufgang bauen

und einen Sitz zur Ausſicht in die Ferne, und da haben ihr die alten Heiden einen Tempel gebaut, recht wie ein Putzzimmer. Oder gleicht nicht dieſes Weib hier Irenen? Ihr weih ich dieſes Gemach, das auch für eine Fürſtin nicht verächtlich wäre.“ — Geſagt hatte er ihr von ſeiner Entdeckung nichts; erſt an ihrem Nahmenstage, wenn er Alles aufgeſchmückt und geſäubert hätte, wollte er ſie hierherführen, und ſie ſollte ſich gleich des vollendeten Werkes freuen. Daher ging er auf Umwegen zur Arbeit, und kam bisweilen erſt ſpät nach Hauſe; denn die Arbeit wuchs ihm unter den Händen, weil ihm immer neuer Schmuck und neue Verzierungen einfielen. Und wenn ihn dann Irene fragte, wo er ſo lange weile, gab er bald dieſes, bald jenes vor, oder umging auch wohl die Antwort mit Scherz; ſo daß ſie bisweilen zweifelnd den Kopf

ſchüttelte und nicht wußte, was ſie denken ſollte.

So war endlich der Vorabend des Feſtes gekommen, und Antonio wollte noch einmal nach dem Weinberge gehen, um das Letzte zu ordnen. Da ſagte Irene zu ihm: „Bleibe mir nur nicht wieder ſo lange aus, wie neulich; denn mir wird bang ſo allein. Auch ſagteſt Du ja, Du gingeſt nach Gragnano; und doch, da ich dorthin nach Dir ausſah, kamſt Du nicht auf dem Wege von Gragnano her. Neulich ſagteſt Du auch, Du gingeſt zum Schmid nach St. Nicolo, um das Geräth umſchmieden zu laſſen; und doch hab ich heut das Geräth unangerührt unter dem Dache gefunden. Was ſoll ich dazu ſagen, Antonio? Warum berichteſt Du mich mit Unwahrheit, und gibſt dieſes und jenes vor; was nachher nicht ſo iſt? Biſt Du etwa auch, wie andere Männer,

die dem Spiele nachgehen oder gar frem⸗
den Weibern und die ihrigen betrügen?
Ich möchte das nicht von Dir glauben;
aber Deine heimlichen Gänge machen mir
das Herz ſchwer.“ — Indem ſie ſo
ſprach und ihre Wangen ſich höher färb⸗
ten, glich ſie der Ariadne in dem Tempel⸗
bilde noch mehr; und Antonio, der ein
gutes Gewiſſen hatte, und nur an ſein
Feſt dachte, lachte und ſagte: „Haſt Du
gemeint, Irene, ich ſey der einzige Mann
auf der Welt, der nur Ein Weib liebt,
und Du hätteſt dieſen Phönix im Käfich?“
und dabey wollt’ er ſie küſſen; aber Ire⸗
ne ſchmollte, wand ſich ſchnell und unmu⸗
thig los, und ſetzte ſich mit untergeſchla⸗
genen Armen und vor ſich hinſehend in
den entfernteſten Winkel. Da nahm An⸗
tonio den Hut und ging. Unter der Lau⸗
be vor der Hausthür blieb er ſtehen und
dachte: „Sagſt du’s ihr wohl?“ Sie

aber öffnete in dem Augenblicke das Fen=
ſter, um ihm nachzuſehen, und da ſie ihn
weilen ſah, ſchlug ſie es ſchnell wieder zu.
Da ging er ſeines Wegs weiter und dach=
te: Morgen ſag ich ihr Alles; und wenn
ſie auch heut noch ſchmollt, ſo iſt morgen
die Freude deſto größer.

Und nun ging er wie gewöhnlich um
das Dorf herum nach dem Weinberg. Al=
les war jetzt aufgeräumt, der Boden ge=
waſchen, das wenige Schadhafte noth=
dürftig ausgebeſſert. Beſeelt und leben=
dig ſtand das Bacchanal vor Augen; und
an den Wänden umher waren auch zierli=
che Geſtalten ſichtbar geworden, die mit
Frucht= und Blumen=Körben auf den
Häuptern einherſchritten, oder tanzend das
Tamburin ſchlugen, während andere an
Altären flöteten. In der Tiefe der Celle
aber hatte Antonio einen wirklichen Altar
aufgebaut und mit bunten Gefäßen ge=

ſchmückt, aus denen Blumen hervorquollen, und ſechzehn dichte Kränze waren rund umher aufgehangen nach der Zahl von Irenens Jahren. Auch eben ſo viele Kerzen ſtanden auf zierlichen Geſtellen dazwiſchen. Vor der Thüre hatte er eine Laub-Pforte erbaut, und eine unten beym Anfange der Stiegen, und auf jedem Abſatze eine. Durch dieſe ſollte Irene in das Heiligthum eingehen. Mit Zufriedenheit beſchaute er jetzt ſein Werk bald näher, bald ferner; und nachdem er noch dieſes und jenes gebeſſert hatte, ſtellte er ſich unter die Thür, und ſah in die Gegend hinaus, die ſich in die Strahlen der untergehenden Sonne kleidete, und dann wieder in den Tempel zurück, und genoß ſchon zum Voraus das Entzücken ſeines Weibes, wenn ſie hinaus in das Meer ſchaue, wie das holde Weib hier auf dem muſiviſchen Boden.

Aber indem er ſo zum Voraus den morgenden Feſttag in ſeinem Herzen feyerte, hatte ſich etwas zugetragen, das nicht blos ſeine nächſte Freude, ſondern das Glück ſeines Lebens bedrohte. So bald er nemlich das Haus verlaſſen hatte, hatte ſich Irene wieder in ihren Winkel geworfen. Antonios Scherz hatte ſie verwundet; ſie zürnte auf ihn und die Eiferſucht ſchlug in ihrem Herzen Wurzel. Je mehr ſie ſelbſt ihn liebte, und je ſchöner und liebenswerther er ihr ſchien, deſto mehr glaubte ſie an die Lockungen andrer Weiber, die ihr wohl einen ſolchen Beſitz nicht gönnen möchten. Je mehr ſie aber ſann und ſann, und je weniger rechten Grund ſie zum Verdacht fand, deſto peinlicher ward ihre Unruhe. Sie wünſchte Gewißheit, von welcher Art ſie auch ſeyn möchte. „Bonaviſo iſt Antonios beſter Freund, dachte ſie; ich will zu ſeiner

Frau gehen; gewiß weiß dieſe etwas. Und wenn ſie nichts weiß, und auch andre nichts wiſſen — nun, ſo hab' ich den Troſt mich geirrt zu haben.“ Mit dieſen Gedanken ſtand ſie auf, trocknete ihre Thränen, ſchlug ein Tuch um Kopf und Nacken, und ging zu Bonaviſos Frau, die ihre Wohnung nah am Ufer hatte. Sie fand ſie bey der Arbeit und befragte ſie zum Vorwand nach irgend einem häuslichen Geſchäft; von dem aber zu ſprechen, weshalb ſie eigentlich gekommen war, ſcheute ſie ſich. Endlich ſagte ſie: „Iſt Dein Mann nicht zu Haus?“ und jene erwiederte: „Er iſt nach Salerno gegangen, um buntes Garn einzuhandeln für die Weberey; und auch für Antonio bringt er etwas mit; aber ich darf es nicht verrathen; es iſt, denk' ich, für Dich. Aber weißt Du wohl, ſetzte ſie hinzu, daß Du die Perle aller Männer haſt?“ Und nun ergoß ſich

das geſprächige Weib in Antonios Lob, und prieß Irenens ſeltenes Glück, einen ſolchen Mann zu beſitzen. „Und glaubſt Du auch, daß ich ihn ganz allein beſitze?“ fragte Irene erröthend. — „Maria und Joſeph, rief die Andere, wie Du fragen kannſt? Das iſt eben das Auſſerordentlichſte an ihm, daß er auf keine Lockung achtet; und ob er gleich mit allen Frauen ſcherzt, doch für keine Augen hat, als für Dich.“ — Gottlob, dachte Irene, und erröthete noch mehr vor innerer Freude; und dann dachte ſie doch wieder: wo er aber nur hingehen mag? Aber Unruhe machte ihr dieſer Gedanke nicht mehr. Argwohn und Groll waren verſchwunden, und ſie ſehnte ſich nach Antonios Rückkehr, um Alles wieder gut zu machen.

Indem ſie nun nach Hauſe eilte und Floriane — ſo hieß Bonaviſos Frau — ihr das Geleit gab, und ſie ſich da trennen

wollten, wo der Pfad um einen mit Aloen und wildem Gebüſch bewachſenen Hügel bog, ward ihnen plötzlich von drey fremd gekleideten Männern der Weg vertreten. Irene ging ihnen zunächſt; dieſe ergriffen ſie; Floriane aber entſchlüpfte, und lief, von Furcht beflügelt, nach der Gegend zu, wo Barbutolo wohnte. Umſonſt ſchrie Irene um Hülfe; niemand hörte ſie; umſonſt fiel ſie auf ihre Knie und flehte die bärtigen Räuber um Barmherzigkeit an; ſie wurde von ihnen aufgerafft, und, trotz ihres Geſchreys und Widerſtrebens, im vollen Laufe nach einem Kahne getragen, der in der nächſten Bucht hinter einer Klippe befeſtigt war. Zwey der Räuber ruderten; der dritte hielt die Gefangene in ſeinen Armen feſt, die immer nach Antonio rief und ſich loszuwinden bemüht war, um ſich in das Meer zu ſtürzen. Schnell kamen ſie ſo zu einem Vor-

gebirge, hinter dem eine leichte Schebecke verborgen lag, die mit tuneſiſchen Corſaren bemannt war. Sie hatten nur die Rückkehr der drey Männer erwartet, die nach Lebensmitteln ausgeſendet waren, um nach einer der benachbarten Inſeln überzuſetzen, wo ſie ihren Raub in Sicherheit brachten. Jene waren daher kaum eingeſtiegen und hatten Irenen, mehr tod als lebendig, an den Bord des Schiffes gehoben, als jeder ſeinen Platz am Ruder nahm, und ſo viel an ihm lag, die gemachte Beute zu ſichern eilte.

Antonio war unterdeß nach vollendeter Arbeit frohen Herzens zurückgekehrt, und hatte ſich nach der Straße von Salerno gewendet, um Bonaviſo zu begegnen, der ein beſtelltes Feſtgewand für Irenen mitbringen ſollte. Nicht weit von dem Orte traf er den rückkehrenden Freund, und nahm das wohlverwahrte Kleid un-

ter den Mantel; und indem ſie eine Strecke zuſammengingen, erzählt er ihm von ſeinen feſtlichen Anſtalten und von Irenens Eiferſucht, und wie er ſie dieſen Abend noch zur Strafe dafür mit allerley kleiner Schalkheit zu necken gedenke. Indem ſie nun ſo unter Scherz und Lachen an der Ecke weilten, wo ſich die Wege trennten, kömmt von der andern Seite Floriane athemlos herbey, und mit dem blaſſen Schrecken auf ihrem Angeſicht, warf ſie ihre Arme um den Nacken ihres Mannes, ängſtlich umſchauend, als ob ſie noch die Verfolgenden fürchtete. Zu ſprechen vermochte ſie nicht, und da beyde Männer, über dieſe Erſcheinung beſtürzt und irgend ein großes Unglück ahndend, ſie mit Fragen beſtürmten, deutete ſie mit der Hand nach dem Meere, und ſtieß aus keuchender Bruſt die Worte heraus — „Deine Frau — Räuber“ — ! An-

tonio bedurfte nicht mehr. Sogleich warf er ſeinen Mantel von den Schultern weg, und was er ſonſt bey ſich hatte, und flog dem Ufer zu, wohin Floriane ihm deutete, und da er in der Ferne ein Schiff rudern ſah, das er der Bauart nach für ein Raubſchiff erkannte, warf er ſich, von keiner Bedenklichkeit zurückgehalten, in das Meer, und ſchwamm auf das Fahrzeug zu, das ſchnell rudernd vor ihm zu fliehen ſchien. Mehr als einmal fing ihm die Kraft an zu ſchwinden; aber immer ſpornte ihn die Verzweiflung von neuem, und er kam endlich nah genug, daß ihn die Räuber erblickten. „Laßt uns anhalten, ſagten ſie, hier ſchwimmt uns ein Fang in's Netz.“ Und ſo ließen ſie die Ruder ruhen und warfen ein Tau hinaus, das der Entkräftete kaum noch zu faſſen im Stande war, und zogen ihn an Bord. Wie aber ſeine zitternden Füſſe das Ver-

deck berührten, brachen ihm die Knie zu⸗ ſammen; er ſank zu Boden; ſeine Augen verfinſterten ſich. Doch ermannte er ſich wieder, und noch auf den Knien liegend, rief er ſo laut, als er es vermochte, Ire⸗ nens Nahmen.

Dieſe lag unter dem Verdeck, faſt ſinnlos, in einer finſtern Kammer, mit dem Geſicht nach der Erde gekehrt, mit ausgebreiteten Armen, und vergoß Strö⸗ me von Thränen. Ihr Unglück erſchien ihr als eine göttliche Strafe wegen des ungerechten Verdachtes, den ſie auf ihren Mann geworfen, und wenn ſie an ſeine Rückkehr nach Hauſe dachte, ergriff ſie ei⸗ ne ſolche Verzweifelung, daß ſie wild ih⸗ re braunen Locken zerriß, und nach dem Tode rief. An das, was ihr zunächſt lag, an ihr bevorſtehendes Schickſal dach⸗ te ſie nicht. Nur an Antonio dachte ſie

und an ſeinen Schmerz und an ihre eigene Schuld.

Indem ſie nun ſo jammerte, glaubt ſie ihren Nahmen zu hören; ſie erhebt ihr Haupt ein wenig vom Boden, horcht, und hört ſich noch einmal rufen; zugleich erkennt ſie Antonios, obgleich veränderte und heiſere Stimme. Schnell rafft ſie ſich auf, ſtößt die Thür ein, eilt die Leiter hinauf, und eh noch jemand ihr Kommen gewahr wird, ſtürzt ſie mit einem Schrey nach Antonio hin, der noch kniet, und kaum die Augen zu öffnen vermag. Er erkennt ſie, ſchlingt ſeine Hände um ihre Knie, nennt ihren Nahmen noch einmal, und indem ſeine Arme ſchlaff an ihr herabgleiten, ſinkt er todenbleich und bewußtlos zur Seite nieder.

Irene, die ihn jetzt für tod hielt, warf ſich einer Wahnſinnigen gleich auf den geliebten Mann, indem ſie die kläg-

lichſten Laute ausſtieß und ſich als ſeine Mörderin anklagte. Ihre Wangen ruhten an den ſeinigen, ihre Thränen badeten ſein Geſicht; aber ſeine Augen öffneten ſich nicht, um in die ihrigen zu ſchauen, und die Todenbläſſe wich ihren Küſſen nicht. Nachdem ſie oft ſeinen Nahmen gerufen und ihn mit den rührendſten Bitten beſchworen hatte, in das Leben und zu ihr zurückzukehren, und ihre Stimme nur in die Luft verhallte, erhob ſie ſich endlich, ſo wie ſie neben ihm lag, ein wenig, ſah ihn ſtarr und ſchweigend an, als ob ſie ſein Bild noch einmal tief in ihre Seele drücken wollte; ſprang dann auf mit den Worten: „Ich folge Dir, wie Du mir gefolgt biſt“ und ſchritt raſch nach dem Bord hin, um ſich mit ausgebreiteten Armen in die Fluthen zu ſtürzen. Die Räuber hatten dem traurigen Schauſpiele ſtumm und nicht ohne

Theilnahme zugeſehen; auch die, welche die Worte nicht verſtanden, erriethen doch ihren Sinn. Ihr rohes Geſchäft hatte ſie dem Gefühle nicht ſo ganz entfremdet, daß nicht die meiſten von der Verzweiflung des unglücklichen Weibes gerührt wurden; und die übrigen bewunderten doch die Entſchloſſenheit des Mannes, der ſich um ſeines Weibes willen in die Fluthen gewagt und der Freyheit freywillig begeben hatte. Als nun Irene nach dem Rande des Schiffes eilte, faßte ſie einer der Männer behend um den Leib, zog ſie mit ſtarker Hand zurück, und ſetzte die Widerſtrebende neben Antonio nieder. „Die Wellen haben Dich verſchont, ſagte ſie jetzt, aber der Himmel hat ſich Deiner und meiner nicht erbarmt; und nun hält mich ein grauſames Mitleiden zurück, mich mit Dir zu vereinigen.“ Dabey drückte ſie ihre Stirn gegen die ſeinige, ſchlang

ihre Arme um ſeinen Nacken und ſagte: Sie ſollen mich doch nicht hindern, vor Schmerz mit Dir zu ſterben. — In dieſem Augenblick regten ſich ſeine Lippen; ein leiſer Athemzug hob ſeine Bruſt; dann ein ſtärkerer; ſeine Augen öffneten ſich, das Leben kehrte zurück und das ebbende Blut fluthete wieder in ſeinen Adern. Irene jubelte; nahm ihn in ihre Arme, ſtrich die naſſen Locken von ſeiner Stirn zurück, koßte und dankte und beklagte ihn abwechſelnd, und vergaß alles Leiden ſo, als ob ſie mit ihm nicht auf dem Verdeck eines Raubſchiffes, ſondern vor ihrem Hauſe in dem Schatten der Weinlaube ſäße.

Während dem hatte das Schiff ſich dem Ufer der Inſel genähert. Die Rudernden gaben ein Zeichen, das mit einem Freudenrufe beantwortet wurde, und ſogleich traten hinter einem Felſen, der

die Bucht beſchützte, mehrere Männer hervor, deren einer vornehmer als die Andern ſchien. Das Schiff wurde am Ufer befeſtigt, die Beute ausgeladen und in die Hütten geborgen, die von Zweigen geflochten, unter den überhängenden Felſen lagen. Nachdem der Hauptmann Alles beſehen hatte, nicht unzufrieden, wie es ſchien, mit dem eroberten Raub, ſagte er: „Aber wer ſind die dort auf dem Verdeck, die ſich um nichts zu kümmern ſcheinen?“ — „Dieſe,“ antwortete der Botsmann „ſind der beſte Theil unſerer Beute; zur Hälfte erobert, zur Hälfte durch Glück gewonnen. Es ſind die ſchönſten Sclaven, die wir Dir je zugeführt haben; ein Weib, das den Harem eines Paſcha zieren würde, und ein Mann wie der Wackerſte unter den Glaubigen.“ — Und nun erzählte er, wie Alles gegangen, wie ſie das Weib entführt, und er ihr nachgeſchwommen;

auch ſeine lange Ohnmacht, ihre Verzweiflung, und, als er zum Leben zurückgekehrt, ihren Jubel, erzählten ſie ihm. Nachdem der Hauptmann Alles mit Ernſt vernommen hatte, befahl er die Gefangenen vor ihn zu bringen. Antonio betrat das Ufer zuerſt; und ob ihm gleich der Gedanke der Sclaverey die Bruſt beklemmte, ſtand er doch unter den Räubern ſo ſtolz und groß, daß man hätte meinen ſollen, Er ſey der Gebieter, den ſeine Knechte umringten. Irene folgte ihm auf dem Fuße nach, ſchüchtern und die Augen nicht aufſchlagend, und ließ ſeinen Arm nicht los. Der Hauptmann beſah beyde lange mit Aufmerkſamkeit und Wohlgefallen, befahl dann, dem Antonio trockne Kleider zu geben, und ihm nebſt ſeinem Weibe in einer der Hütten ein gutes Lager zuzubereiten. Dann befahl er ihnen, gutes Muthes zu ſeyn, und

ausʒuruhen; ſie hätten von ihm nichts Böſes zu fürchten. Und nachdem er dieſes mehr als einmal mit milder Stimme und freundlichen Geberden wiederholt hatte, entließ er ſie mit einem Gruſſe, und begab ſich in ſeine Hütte zur Ruhe.

Die Räuber befolgten die Befehle ihres Hauptmanns mit Pünktlichkeit. Antonio bekam trockne Kleider; ein buntes Tuch ward um ſeine naſſen Haare gewunden, und er ſah in der morgenländiſchen Tracht noch ſchöner und würdiger aus. In der Hütte aber waren Felle zum Lager auf einander gelegt, und ein weicher Teppich darüber gebreitet. Auch Speiſen wurden ihnen gebracht; aber dieſe berührten ſie nicht; denn ihr Herz war beklommen, und der erſten Freude war tiefe Trauer gefolgt. Schweigend ſaßen ſie neben einander auf ihrem Lager, und ſahen ſich lange gleichſam forſchend an; denn

Alles, was ſie umgab, rief ihnen ihr Unglück zu; und ungewiſſe, vielleicht ſchreckliche und grauſame Ereigniſſe drohten von fern. Als ſie nun allein gelaſſen waren, und die Wächter vor der Hütte ſchliefen, ſank Irene an Antonios Bruſt, weinte bitterlich, und indem ſie ihm Alles bekannte, was ſie gedacht und gethan hatte, klagte ſie ſich mit herzdurchſchneidenden Worten über ihr gemeinſames Unglück an. „Aber wenn ich die Strafe des Himmels verdiente, fuhr ſie fort, wie ich ſie gewiß verdient habe, warum mußteſt Du mit mir büßen und Deiner Freyheit verluſtig werden? Kommen denn die Sünden der Frauen auch auf des Mannes Haupt? und erntet er von ſüßer Liebe ſo bittere Frucht? Und dennoch — ſetzte ſie noch heftiger weinend hinzu — dennoch iſt es mir, als müßt' ich Gott auch für dieſes Unglück danken, weil mir durch daſſelbe

eine ſo groſse und unermeſsliche Liebe in Dir kund geworden iſt, wie ich ſonſt nimmer hätte begreifen oder glauben können. Wäre es möglich, daſs uns Gott aus dieſer Noth und aus den Händen der Räuber rettete, ſo ſollte der Reſt meines Lebens nur Ein Hauch des Dankes und der Liebe ſeyn. Aber ach, wo iſt ein Retter in dieſer Einſamkeit? oder wer könnte ein Löſegeld für uns zahlen, das dieſen erbarmungsloſen Corſaren genügte? Sie werden uns mit ſich fortſchleppen und an fernen Küſten verkaufen, und Du, den das Meer nicht von mir trennen konnte, wirſt dann vielleicht durch die gefühlloſe Grauſamkeit der Menſchen von mir getrennt werden. Ich werde dann nicht mehr zu Deinen Füſſen ſitzen und Dir mein Unrecht abbitten, noch werd' ich den Schweiſs von Deiner Stirn trocknen können." — Bey dieſen Gedanken wurden

ihre Thränen ſo heftig, daß ſie den Fortgang der Rede erſtickten und ſie ſich ſchluchzend an der Bruſt ihres Mannes verbarg. Dieſer aber beugte ſich über ſie, und indem er die Jammernde ſanft an ſich drückte, ſagte er: Mit Unrecht klagſt Du Dich an, da ich es war, der neckend mit Deiner Liebe und Deiner Eiferſucht ſpielte. Das war auch nicht recht, wie ich nun wohl erkenne, und wenn hier Strafe des Himmels iſt, ſo trifft ſie mich wohl noch gerechter als Dich. Aber ich verzage noch nicht. Hat mich doch das Meer in ſo weiterer Ferne zu Dir getragen, als ein Zeichen, daß Gott unſre Trennung nicht will? Und hat er nicht auch das Herz des Hauptmanns erweicht, daß er uns mit milden Worten empfing und Gutes zu hoffen gebot? Vielleicht nimmt er ein geringes Löſegeld von uns an, wie wir es ihm geben können; und wenn

nicht, ſo iſt doch ſchon mancher Chriſt aus der Knechtſchaft der Unglaubigen durch eigene Kühnheit gerettet worden. Wenn es aber Dich und die Freyheit gilt, ſo iſt keine Gefahr ſo groß, daß ich ihr nicht trotzen könnte. Darum verzage nur nicht, und weine nicht. Der Himmel kann uns noch ſo gute Tage geben, als ich uns auf morgen zu bereiten gedachte.“

Bey dieſen Worten fühlte ſich Antonio von ſeinem Gefühl übermannt. Der Kopf ſank ihm auf die bewegte Bruſt, und er ſaß lange ſchweigend und ſtumm vor ſich hinſehend. Denn er dachte der Zubereitungen, die er ſo emſig betrieben, der Freude, die er ſich verſprochen, die er zu geben und zu genießen gehofft hatte, und der tiefe Schmerz über die Gegenwart, und die Beſorgniß einer noch ſchlimmern Zukunft zog ſich wie ein dunkler Flor über das heitere Bild, das für den Au-

genblick in ſeiner Seele aufgeſtiegen war. Irene ahndete wohl, daß ſein Herz nicht ſo voll von Vertrauen war, wie ſeine Worte, und daß er ſelbſt des Troſtes bedürfe, den er ihr geben wollte. Doch hatten ſeine letzten Worte einen Strahl von Hofnung in ihre Bruſt geſenkt; ihre Seele wendete ſich nach der Heimath hin; leiſe regte ſich die Hofnung, und von ihr gehoben ſtieg ſie zu der Quelle alles Vertrauens und aller Liebe auf. Still betete ſie in ſich hinein; dann leiſe, dann lauter. Bald war auch Antonio von gleicher Rührung ergriffen, und beyde beteten, dankten, flehten und hofften, wie aus Einem Munde und aus Einem Herzen.

So ging die Nacht vorüber und neigte ſich dem Morgen zu; die Sterne wurden bläſſer, und die Fluthen des Meers zerſchellten mit lauterem Geräuſch an dem

glatten Fels. Noch ſchlummerten die Wächter an der Thür der Hütte; aber Antonio wachte mit ſeinem Weibe, und ſie vernahmen von fern den Fußtritt eines Kommenden. Da trat ein Bote des Hauptmanns an die Thür, rief die Wächter bey Nahmen, und befahl den Gefangenen ihm nachzufolgen. Hier ſind wir ſchon, ſagte Antonio, und indem er Irenen an der Hand faßte, ging er furchtlos dem Boten nach. Sie ſahen ſich lächelnd an, indem ſie gingen; Hofnung war in ihren Blicken, aber in ihren Herzen Ergebung in jedes mögliche Geſchick. So traten ſie Hand in Hand in die Hütte des Hauptmanns ein, der das Haupt auf ſeine Rechte geſtützt, wie in tiefen Gedanken, unbeweglich auf ſeinem Polſter ſaß. Wie er das Geräuſch der Eintretenden vernahm, ſah er zögernd und gleichſam wie unwillig zu ihnen hinauf, ſah ſie mit

ernſten Blicken an, und ſagte endlich mit rauhem Tone und gerunzelter Stirn: „Wer ihr auch ſeyn mögt, ich habe nichts mit euch zu ſchaffen.“ — Und dann nach einigem Stillſchweigen mit gemäßigtem Tone: „Der Himmel wacht über euch. Eure Treue iſt durch die Wolken gedrungen, und der Einige Gott hat mir Träume geſendet und Anzeichen, daß ich euch nach eurer Heimath zurückſchicken ſoll. So geht denn in Gottes Nahmen. Ein Kahn ſoll euch zurückbringen, und wenn ihr euch der Freyheit und eures Vaterlandes erfreut, ſo betet für Ahubal und denket, daß ihr die Erſten ſeyd, die er auf dieſe Weiſe aus ſeinen Händen entläßt.“

Wie bey dieſen Worten jenen zu Muthe war, hätten ſie ſelbſt nicht zu ſagen vermocht; doch waren ſie nicht eben überraſcht wie von einem unerwarteten Ereigniſſe, ſondern als ob das Erwartete nur

ſchneller erſchienen wäre. Als der Hauptmann geendigt hatte, traten ſie zu ihm hin, faßten und küßten die hingebotene Hand, und von Irenens Augen fielen Thränen darauf. Der Nachen ſtand ſchon am Ufer bereit. Die nämlichen Männer, die ſie entführt hatten, ſaßen am Ruder darinn. Irene zitterte bey ihrem Anblikke; ihre Füße verſagten ihr den Dienſt. Da faßte ſie Antonio um den zarten Leib und ſtieg zugleich mit ihr ein, und ſie ſank, von ſeinen Armen gehalten, zwiſchen Antonios Füſſen auf den Boden nieder. Ihre Blicke hingen an ſeinen Augen; aber die ſeinigen gingen unverwandt nach dem Ufer der Heimath hin; er hielt es mit den Augen wie mit dem Herzen feſt. Schon erſchienen die Pappeln, die über Bonaviſos Haus emporragten und ihre Wipfel in dem friſchen Morgenwind wiegten; auch der wildbewachſene Hügel, wo der

Raub geſchehen war, dämmerte von fern; und weiter hin und über ihn hinaus der Felſen, der in Antonios Weingärten nach dem Meere ſchaute. Stumm vollbrachten ſie die Fahrt; die Freude lag noch gefeſſelt an der Furcht vor einem möglichen Entſchwinden des ungehofften Glücks; ſie athmeten kaum. Jetzt ſtieß der Nachen an das Ufer; ſie ſprangen auf, und den Ruderern dankend, die ihren Dank gleichgültig erwiederten, eilten ſie an das Land. Und als jene ſich abwärts gewendet, ſanken ſie, wo ihre Füſſe zuerſt den heimiſchen Sand berührt hatten, auf die Knie nieder, drückten die Stirn gegen den Boden, und hoben die gefalteten Hände mit ſtillem Gebete zum Himmel auf. Zu ſprechen vermochten ſie nicht. Als aber Antonio zuerſt aufgeſtanden war, umfaßte Irene ſeine Knie, bat ihm noch einmal ihre Schuld ab, und lag dann entſühnt,

ihrem Glücke kaum glaubend, lange an ſeiner Bruſt. In dieſem Augenblicke glitten die erſten Strahlen der noch verborgenen Sonne über die Weinhügel, und vergoldeten die Gipfel der hohen Pappeln, und weckten die Vögel auf, die in ihren Zweigen geſchlummert hatten. Jetzt ſtand Antonio mit Irenen an der Thür der Freunde. Leiſe klopften ſie an; ſcheu und nur halb wurde das Fenſter geöffnet. Es war Floriane. Mit einem Schrey der Freude fuhr ſie zurück, und ſtürzte gleich darauf zur Thür heraus in die Arme der Geretteten. Ihr Mann folgte ihr auf dem Fuße nach. Die Freude von beyden Seiten, das Zuſammenlaufen der Nachbarn, die gegenſeitigen Begrüſſungen, der Jubel, das Glückwünſchen, das Fragen und Erzählen iſt mit Worten nicht zu beſchreiben. Alte und Junge, Männer und Weiber, Knaben und Jung-

frauen ſtanden und jauchzten und tanzten um die Geretteten her, und Eines erzählte dem Andern, was es eben vernahm. Da ſich nun jene nach ihrem Hauſe wendeten, blieb niemand zurück, ſondern das ganze frohe Getümmel begleitete ſie. Unter der Weinlaube vor ſeiner Thür blieb Antonio ſtehen, wendete ſich nach ſeinen Begleitern um und ſagte: „Theure Nachbarn und Freunde, wie ihr mich aus gutem Herzen hierher begleitet habt, ſo helft mir nun auch aus Liebe das heutige Feſt begehen. Es iſt heute, wie ihr wißt, der Tag der H. Irene und meines Weibes Nahmenstag; laſſet uns alſo zuvörderſt in die Kirche gehen und Gott danken, daß er auf die Fürbitte dieſer Beſchützerin mich und mein Weib ſo wunderbar aus großer Noth gerettet und wieder mit euch, theure Nachbarn, vereinigt hat; dann aber geleitet mich auch in meinen Weingarten, wo ich geſtern ein

Feſt bereitet habe, das ich nun heute, gegen alles Erwarten und Hoffen, durch Gottes Fügung, doch noch begehen kann.“ Da nun alle einſtimmten, faßte er Irenen bey der Hand, und ging voraus, und Paar und Paar folgten die Andern zur Kirche nach. Und nachdem ſie hier ihre Andacht verrichtet und inbrünſtig gedankt und gebetet hatten, wendeten ſie ſich nach dem Weinberge hin. Bonaviſo aber, der allein von Allen um Antonios Geheimniß wußte, war auf den Wink ſeines Freundes voraus geeilt, und hatte Alles, was nöthig war, bereitet; und auch das bunte Gewand nicht vergeſſen, das er für Irenen von Salerno gebracht hatte. Wie ſie nun an den Fuß des Felſen gelangten, wo die erſte Laubpforte an dem Eingang zur Treppe war, kniete Antonio auf der unterſten Stufe nieder, und ſagte: „Laß mich nie vergeſſen, o Gott, welche Wun-

der Du an mir gethan haſt, und ſegne mein Weib.“ Dann ſtand er auf und geleitete Irenen, der dieß Alles ein unbegreifliches Zauberwerk ſchien, die alten bequemen Marmorſtufen hinauf, durch einen Laubbogen um den andern, bis zu dem Eingange des Tempels, deſſen Vorplatz mit Blumen beſtreut und in Wolken von Weihrauch gehüllt war, die aus umhergeſtellten Gefäßen dampften. Die Thür des Tempels war offen; in der Tiefe erhob ſich der Altar; ſechzehn Kerzen brannten darauf vor einem Bilde der H. Irene, das ihm ein Freund nach der Aehnlichkeit ſeines Weibes gemahlt hatte. Aber an den Wänden hinauf erhoben ſich Gefäße über Gefäßen, zierlich und bunt, mit prunkenden Blumen angefüllt, ſo daß die Gemälde der Wand auf den Blumen zu ſchweben und zu tanzen ſchienen. Sprachlos ſtand Irene vor aller der Herrlichkeit, und

unter dem Laubbogen, der ſich vor der Thür erhob, wie zum ſchmückenden Bilde geworden, ſahen alle Begleitenden nur auf ſie. Da legte ſie ſich tief gerührt an die Bruſt ihres Mannes und ſagte: „O Antonio, wie hoch erhebſt Du und wie demüthigſt Du mich!“ — Dann ſchritt ſie feyerlich über die Schwelle, demüthigte ſich vor dem Bilde der Heiligen, und erſt nachdem ſie ſtill zu ihr gebetet hatte, be⸗ ſchaute ſie mit Muſſe den Wunderbau und das köſtliche Bildwerk des Fußbodens, das ihr wie ihre eigne Geſchichte vorkam, und allen den Aufputz von Antonios Erfin⸗ dung, und zuletzt auch das ihr beſtimmte Gewand. Alle Begleiter aber freuten ſich dieſer neuen Zierde der Gegend, die ſie nie ſchöner geſehen hatten, als von dieſer Felſenhöhe herab und von den Stufen des Tempels her; und einer, der ein Jäger war, und ſcharf in die Ferne ſah, erblick⸗

te am Rande des Meers die Schebecke, welche geſtern Irenen entführt hatte, und jetzt mit ihrem aufgeſpannten Seegel wie ein Stern an dem Azur des Himmels vorüberflog.

Der ganze Tag verſtrich in feſtlicher Freude. Die Alten tranken den Wein, den Antonio gab; die Jugend tanzte, und Männer und Weiber waren an dieſem Tage freundlicher gegen einander und zuvorkommender als je. Antonio aber hielt Irenen im Arm und ſah in ſtiller Seligkeit dem Jubel der Andern zu, und ſo glich er dem Gotte auf dem Boden ſeines Tempels, wie Irene der Ariadne glich. Das Gewand aber, das er von den Corſaren erhalten, hing er zum ewigen Gedächtniß neben dem Altar der Heiligen auf.

Die abgewehrte Rache.

Es iſt wahrſcheinlich, daß, wenn Gott Strafe über ein laſterhaftes Gemüth verhängt, er vorher die Regungen deſſelben durchſchaut, ob es ſich vielleicht zur Reue neigt, und ihm, wenn es nicht in Bosheit verſtockt iſt, Zeit zur Beſſerung giebt.

Plutarch.

Langſamen Schrittes folget die Gerechtigkeit dem Bö-ſen nach, doch ſicher greift ihn ihre Hand.

Euripides.

Vor dem Ausbruch der Revolution wohnte zu Montpellier ein reicher Kaufmann, Le Pelletier, eben ſo ſehr durch das Glück und die Einſicht, mit welcher er ſeine Geſchäfte trieb, als durch die Rechtſchaffenheit ſeiner Geſinnungen ausgezeichnet. Eine ſchöne und liebenswürdige Frau machte das Glück ſeines Lebens, und das Band der Liebe, das ſie vereinte, wurde durch einen hofnungsvollen Sohn und zwey Töchter, die ihrer Mutter an Schönheit und Anmuth gleich zu werden verſprachen, noch feſter geknüpft.

Die ältere dieſer Töchter hatte kaum ihr funfzehntes Jahr zurückgelegt, als der Marquis von Saint-Aumale, welcher

ſeiner Geſundheit wegen einen Winteraufenthalt in Montpellier machte, ſie im Conzert ſah, und zu ſeiner Beute zu machen beſchloß. Es gelang ihm, in dem Hauſe ihres Vaters Zutritt zu erhalten; und indem er durch den Schein der rechtſchaffenſten Geſinnungen das Vertrauen der Eltern zu gewinnen wußte, machte er insgeheim bey ihrer Tochter die Ueberlegenheit geltend, die ihm der Glanz ſeiner Geburt, die Anmuth ſeines Betragens, und alle Künſte der großen Welt über die Unerfahrenheit und Unſchuld eines Kindes gaben. Sophie ward das Opfer ſeiner Ränke, und als ſie ihm die Folgen ihres Fehltritts verzweifelnd bekannte, verließ er die Stadt, ohne Abſchied zu nehmen, und vergaß in den Zerſtreuungen von Paris und des Hofs von Verſailles die Unglückliche, die dem Wahne von ihm geliebt zu ſeyn das Glück ihres Lebens geopfert hatte.

Sie verfiel in eine tiefe Schwermuth, die in ein auszehrendes Fieber überging, und ſie nach wenigen Monaten an den Rand des Grabes brachte. Vor ihrem Tode bekannte ſie ihrer Mutter die Schuld, welche ihr jetzt das Leben koſtete, und übergab ihr die Briefe ihres Verführers, die das ganze Gewebe ſeiner boshaften Ränke enthüllten. Nach wenigen Tagen bedeckte das Grab ihre Verirrung vor den Augen der Welt.

Le Pelletier, ein Mann von heftiger Gemüthsart und der empfindlichſten Ehrliebe, fühlte die ihm zugefügte Beleidigung nicht weniger tief als den Verluſt einer ſchönen und geliebten Tochter. An dem Abend, da er von ihrer Beerdigung zurückkam, ſagte er zu ſeinem Sohne: „Sophie iſt jetzt bey Gott und klagt ihren treuloſen Verführer an. Aber die göttliche Rache geht langſamen Schrittes. Der

Nahme Le Pelletier iſt durch einen Nichts-würdigen ſchändlich befleckt. An Deiner Stelle, Aubin, würde ich wiſſen, was ich zu thun hätte.“ Die Worte des Vaters ſprachen nur den eignen Wunſch des Sohnes aus. Noch an demſelben Abend nahm er Poſt, und mit guten Piſtolen bewaffnet, langte er nach wenigen Tagen in Paris an, feſt entſchloſſen, nicht eher zu ruhen, als bis er im Zweykampf den Tod ſeiner Schweſter an ihrem Mörder gerächt hätte.

Sein Vorhaben mislang. Während er die nöthigen Erkundigungen über den Aufenthalt des Marquis einzog, hatte ihn dieſer zufällig an einem öffentlichen Orte geſehen und erkannt, und mit der ſichern Ahndung des böſen Gewiſſens ſeine Abſicht errathen. Er beſchloß ihm zuvor zu kommen, und es gelang ihm durch die lügenhafteſten Vorſpiegelungen und durch

die Gewalt ſeines Einfluſſes einen Verhaftsbefehl zu erhalten, dem zu Folge der junge Menſch ſchon am folgenden Abend auf der Straße ergriffen, und ohne daß jemand etwas von ſeinem Schickſal erfuhr, in das Schloß von Vincennes eingeſperrt wurde.

Mit der größten Ungeduld harrte indeß Le Pelletier auf Nachrichten von ſeinem Sohne, und da endlich Briefe aus der Hauptſtadt ankamen, erfuhr er durch ſeine Handelsfreunde, daß man den jungen Aubin nur drey Tage lang in Paris geſehen, und, da er nicht mehr in die Häuſer ſeiner Bekannten gekommen ſey, vermuthet habe, er ſey durch irgend ein plötzliches Geſchäft anderswohin abgerufen worden. Le Pelletier wartete noch einige Poſttage ab; da aber keine weitern Nachrichten eintrafen, beſchloß er ſelbſt nach Paris zu gehen und Nachforſchun-

gen anzuſtellen. Die Bitten ſeiner Frau hielten den ungeduldigen, heftigen Mann nicht zurück, ſo wenig als die Furcht vor den Unruhen, die damals in Frankreich ausgebrochen waren. Aber indem er die nöthigen Vorbereitungen traf, um die dringendeſten, unaufſchieblichſten Geſchäfte zu beſeitigen, Tag und Nacht raſtlos arbeitete, ward er in Folge dieſer Anſtrengungen und ſeiner innern Unruhe krank. An die Reiſe war jetzt nicht zu denken.

Der Fortgang der Revolution, die ſich wie eine Lavine unaufhaltſam und immer mächtiger fortbewegte, öffnete den Kerker des jungen Le Pelletier. Auch er hatte hart an einer ſchweren Krankheit darniedergelegen, die durch ſeine Ungeduld, das Gefängniß verlaſſen zu können, nur noch verlängert wurde. Aber als ihm endlich der Arzt erlaubte, von ſeiner Freyheit Gebrauch zu machen, eilte er unver-

zůglich, obgleich noch kraftlos und blaß, nach Paris, um ſeine Verfolgungen fortzuſetzen. Auch jetzt war es ihm nicht beſtimmt, das, was er für ſeine heiligſte Pflicht hielt, auszuführen. Der Marquis hatte, nach der Aufhebung des Geburtsadels mit vielen ſeines Standes den, wie er meinte, entehrten und entwürdigten Boden von Frankreich verlaſſen, um von der Grenze her die Hyder der Freyheit zu bekämpfen, und die unveräußerlichen Rechte ſeiner Geburt, die ſein Vaterland nicht mehr anerkennen wollte, im Auslande geltend zu machen. Es war zu vermuthen, daß er ſich in der Nähe des Rheins in einem der Sammelplätze der Ausgewanderten befinden werde. Der junge Aubin beſchloß, ihm unverzüglich nachzueilen, indem er ſich nur ſo viel Zeit nahm, ſeinem Vater von ſeinem Vorſatze Nachricht zu geben. Er kam in Coblenz

an; aber welche Schritte er hier weiter gethan, iſt unbekannt. Nur ſo viel iſt bekannt geworden, daß, als er am Tag ſeiner Ankunft gegen Abend ausgegangen, er nicht wieder zurückgekehrt war. Einige Tage darauf fand man einen Leichnam an die Brücke der Moſel angeſchwemmt, und der Eigenthümer des Hauſes, in welchem der Jüngling eingekehrt war, glaubte dieſen in dem Toden zu erkennen. Der Leichnam hatte mehrere Wunden im Rücken.

Die Nachricht von dieſem unglücklichen Ereigniſſe kam nach Montpellier, und der unglückliche Vater erlag dem Schmerz, einen hofnungsvollen und geliebten Sohn heimtückiſch geopfert zu ſehen. Auch ſeine Gattin, von vielfältigem Grame verzehrt, folgte ihm bald unter die Erde nach. Jetzt war von der ganzen, vor wenigen Jahren noch ſo glücklichen Fa-

milie nur Adelaide übrig, die mit den Papieren ihrer unglücklichen Schweſter und dem Vermögen ihrer Eltern auch den tiefſten und unverſöhnlichſten Haß gegen den Mann geerbt hatte, der unter der Larve eines Freundes, um ſchnöder Begierde willen, durch die tückiſchſten Ränke das Glück ihres Hauſes vernichtet hatte.

Adelaide, die bey dem Tode ihrer Schweſter noch ein Kind war, und in einer Penſion erzogen wurde, ſtand jetzt in ihrem ſiebzehnten Jahre und in der Blüthe einer hohen und wunderbaren Schönheit; und ihr Geiſt war durch die mächtige Zeit und durch die traurigen Schickſale, die ihr Haus betroffen hatten, an ſchneller Reife ihren Jahren vorangeeilt. Ein tiefer Ernſt wohnte in ihrem Herzen, und behauptete ſein Recht, auch wenn anmuthiger Scherz auf ihren Lippen ſpielte;

und wenn ſie auch der Welt ein heiteres Angeſicht zeigte, war doch ihr Inneres mit dem Schleyer der Melancholie umhüllt. Viele Männer ſuchten ihre Gunſt; ſie aber begehrte nicht einen Gatten für ſich, ſondern einen Rächer der Toden, mit deren Bildern ſie ſich unaufhörlich umgab, und die ſie in der Stille der Nacht, ja oft mitten in der heiterſten Gegenwart zu mahnen ſchienen. Nur den meinte ſie lieben zu können, der ihr Ruhe gäbe; ihre Ruhe aber hatte ſie an die Rache geknüpft. Viele kamen und gingen, und die, welche die Heftigkeit ihrer Leidenſchaft am lauteſten rühmten, wichen vor jener Bedingung am ſchnellſten zurück. Nur Einer, der lange im Hintergrunde geſtanden hatte, ſo lange die dreiſtern Bewerber die nächſten Plätze um Adelaiden einnahmen, erbot ſich zu der Erfüllung ihres Verlangens, wenn ſie ihn

mit der Hofnung ihrer Liebe beglücken würde. Adelaide, freudig überraſcht, gelobte ihm Alles; und zufrieden ihre Hand geküßt zu haben, eilte er ſchon am folgenden Morgen, von der Unruhe einer tiefen und heftigen Liebe getrieben, den Grenzen von Deutſchland zu.

Die Ausgewanderten hatten in Folge der neueſten Ereigniſſe die Ufer des Rheins verlaſſen, ihr Glück von den Flammen erwartend, die mit immer größerer Wuth über ihrem Vaterlande zuſammenſchlugen. Die Gefahren, welche von Auſſen drohten, hatten im Innern den Schrecken an die TagesOrdnung gebracht, und Verrath und Mistrauen wütheten hier mit größerer Erbitterung als das Schwerd der Feinde gegen die Bürger des unglücklichen, in wilder Gährung begriffenen Landes. Aller Verkehr mit dem Auslande war auf das ſtrengſte verboten; der leiſeſte

Verdacht einer Gemeinſchaft mit dem Feinde reichte zur Verurtheilung hin; und die zügelloſe Heftigkeit, mit der ſich jetzt Alles bewegte, verſtattete keine Erörterung. So geſchah es auch, daß Adelaidens Geliebter nah an der Grenze aufgegriffen und der Auswanderung beſchuldigt wurde. Die anſehnliche Baarſchaft, mit der er verſehen war, unterſtützte jene Beſchuldigung, und da er die wahre Veranlaſſung ſeiner Reiſe nicht wahrſcheinlich machen konnte, ward er zum Tode verurtheilt, und ſtarb mit Adelaidens Bilde im Herzen und ihrem Nahmen auf ſeinen Lippen.

Adelaide, die den ſchönen und ſittſamen Jüngling liebte, vernahm die Nachricht von ſeinem Tode mit unausſprechlichem Schmerz; aber der Haß, den ſie dem Mörder der Ihrigen geſchworen hatte, erſtickte den Vorwurf, den ſie ſich wegen ſeines Todes zu machen hatte. Jetzt

beſchloß ſie, kein fremdes Leben wieder auf das Spiel zu ſetzen, ſondern mit eigener Hand den Feind ihres Vaterlandes und ihres Hauſes zu ſtrafen, und ſo auf eine rühmlichere Weiſe die zürnenden Schatten ihrer Geſchwiſter und Eltern auszuſöhnen. In tiefer Stille und mit kluger Heimlichkeit machte ſie die Zurüſtungen zu ihrer Flucht, zog von ihrem Vermögen ſo viel ſie nur konnte zuſammen, und kam, unter mannigfaltigen Verkleidungen, nach tauſend Gefahren und unzähligen Schreckniſſen, über die Alpen nach Deutſchland.

Der Marquis hatte jetzt ſeinen Aufenthalt in einem kleinen Städtchen von Niederſachſen genommen, wo er von der Unterſtützung eines deutſchen Hofes in ziemlicher Beſchränkung lebte. Alle Wege Etwas aus ſeinem Vaterlande zu ziehen, waren ihm abgeſchnitten; die übrigen

Ausgewanderten waren meiſt in demſelben Fall, und die Wenigen, die ſich in einer günſtigern Lage befanden, dachten mehr auf die möglichen Bedrängniſſe der Zukunft, als auf die gegenwärtige Noth ihrer Unglücksgenoſſen. Von Langerweile und Unmuth gequält, hatte der Marquis mit einer adelichen Wittbe, die ganz in der Nähe des Städtchens auf ihrem Gute lebte, eine angenehme Bekanntſchaft angeknüpft; und da ſie noch in ihren beſten Jahren ſtand, von gefälliger Bildung und einigem Vermögen war, glaubte man, daß er ſie heirathen würde. Die Dame ſchien einer Verbindung nicht abgeneigt; der Marquis aber, dem ſie nicht vornehm, und für eine Misheirath nicht reich genug war, behandelte ſie wie eine Zuflucht in der Noth; und indem er die Rolle eines geſetzten Liebhabers ſpielte, wußte er jede bindende Erklärung — zu

der es, wie er meinte, immer noch Zeit wäre — mit ſchlauer Kunſt zu vermeiden.

Adelaide wurde auf ihren Nachforſchungen bald nach Niederſachſen geleitet, und je näher ſie den Sammel-Plätzen der Ausgewanderten kam, deſto ungünſtiger waren die Urtheile, die ſie über ſie vernahm. Auch St. Aumale wurde mit den übrigen genannt. Sobald ſie in Braunſchweig ſeinen Aufenthalt erfuhr, ſann ſie darauf, ihm, ohne Verdacht zu erregen, nah zu kommen, nahm einige Bedienten in Sold, und nachdem ſie ſich als eine Frau von Rang und Vermögen eingerichtet hatte, kam ſie auf einem Umwege in einem ſtattlichen Reiſewagen mit vielem Gepäck gegen Abend in A . . . hauſen an, wo ihr der enge und unfreundliche Gaſthof einen höchſt unbequemen Aufenthalt darbot.

Die Nachricht von der Ankunft einer reichen und ſchönen Dame mit einem Gefolge, das das Gerücht verdoppelte, lief noch an demſelben Abend durch die Stadt, und kam auch dem Marquis zu Ohren, als er von Frau von Bony zurückkam, wo er den Tag, wie gewöhnlich, zugebracht hatte. Sie war vollkommen geeignet, einen Mann zu reizen, dem bey der ungewohnten Einförmigkeit ſeines Lebens jedes neue Ereigniß erwünſcht kam. Eine Franzöſin, eine Frau von Stand, wie es ſchien — was konnte ſie in dieſem armſeligen Neſte ſuchen, das nicht einmal eine Poſtſtation war? Ihren Nahmen wußte man noch nicht; ſie konnte alſo wohl gar eine Bekannte, eine Freundinn aus einer glücklichern Epoche ſeyn. Auf jeden Fall war es ſeine Pflicht, ſie zu beſuchen, ihr ſeine Dienſte, ſeine Geſellſchaft anzubieten. Während er dieſes bey

ſich bedachte, ward ihm ein Billet aus dem Gaſthof gebracht. Den Nahmen der Unterzeichneten, Adelaide von Bellegarde, kannte er nicht; aber ſie ſchrieb ihm „da ſie zu ihrer Verzweiflung in dieſen elenden Winkel verſchlagen worden, ſey es ihr ein großer Troſt geweſen, zu hören, daß ſich einer ihrer Landsleute hier aufhalte; und der Nahme des Herrn Marquis D'Aumale laſſe ſie hoffen, keine Fehlbitte zu thun, wenn ſie ihn erſuchte, ihr am nächſten Morgen ſeinen Beſuch zu gönnen."

Der Marquis ließ ſich am andern Morgen nicht lange erwarten. Adelaide ſchauderte, als ſie ihn die Stiegen heraufkommen und dem Bedienten ſeinen Nahmen hörte; und als er über die Schwelle ſchritt, war ſie der Ohnmacht nah. Doch ermannte ſie ſich. Sie erzählte ihm mit ſchwacher und zitternder Stimme, daß ſie

auf dem Weg nach Wien ſey, vorher aber zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit, eines und das andre der böhmiſchen Bäder beſuchen wolle. Ihr Wagen ſey auf den abſcheulichen Wegen beſchädigt worden, und da ſie die Station nicht habe erreichen können, habe man ſie hierher gebracht, wo man ihr keine Hofnung zu einer ſchnellen und ſoliden Ausbeſſerung mache. Auch fühle ſie ſich jetzt eben ſo ſehr außer Stand die Reiſe fortzuſetzen, als in dieſer armſeligen Schenke zu verweilen, wo es ihr an jeder Bequemlichkeit mangle. Sie erbäte ſich alſo ſeinen Rath, ſeinen Beyſtand. — Dieſes Alles, und was noch ſonſt zur Ausſchmückung ihrer Geſchichte diente, ſagte ſie mit der Stimme einer Perſon, der es an Athem fehlt; und dieſes, ſo wie die Bläſſe, die ihre Stirn bedeckte, war zur Unterſtützung ihres Vorgebens vollkommen geſchickt. Der

Marquis, der nicht das geringſte Mis-
trauen in ihre Erzählung ſetzte, antwor-
tete mit Lebhaftigkeit, daß er ſich glücklich
ſchätzte, ihr ſeine Dienſte anbieten zu dür-
fen, und daß er von dieſem Augenblick
an mit dem Schickſal ausgeſöhnt ſey, das
ihn, wahrſcheinlich zur Strafe für ſeine
Verirrungen, in dieſes abſcheuliche Land
geſchleudert habe. „Allerdings, fuhr er
fort, iſt dieſer Aufenthalt Ihrer allzu un-
würdig. Erlauben Sie mir alſo, gnädi-
ge Frau, Ihnen einen Vorſchlag zu thun,
der ſich ganz von ſelbſt darbietet, und der
eben ſo ſehr Ihrer Bequemlichkeit als Ih-
rer Geſundheit zuſagen dürfte. Hier
ganz in der Nähe wohnt eine Dame auf
ihrem Gut; dieſe Dame iſt meine Freun-
din; ſie iſt ſo gut eingerichtet, als man
etwa in dieſem Lande, welches nicht das
Land der Verheißung iſt, erwarten
kann. Sie hat überdieß etwas mehr

Verſtand, als man gewöhnlich hier hat, iſt eine Freundin unſrer Nation, und wird ſich glücklich ſchätzen, Frau von Bellegarde bey ſich aufzunehmen. Ich habe dann das Glück, Sie ſo oft zu ſehen, als Sie es mir erlauben wollen, und Sie können mit Ruhe den Zeitpunkt erwarten, wo Ihnen Ihre Geſundheit erlaubt, Ihre Reiſe fortzuſetzen.“ Dieſem Vorſchlage fügte er noch ſo viel Verbindliches hinzu, und wußte jede Einwendung, deren allerdings keine ernſtlich gemeint war, ſo ſiegreich abzuwehren, daß Frau von Bellegarde nicht umhin konnte, nachzugeben, und es ihm zu überlaſſen, die Sache nach ſeinem Gutdünken einzuleiten.

Adelaidens Planen konnte nichts beſſer zu ſtatten kommen, als dieſer Vorſchlag. Sie wollte ſich dem Marquis nähern, ihm Vertrauen einflößen, und dann

allein an irgend einen geheimen und günſtigen Ort locken, um die Rache an ihm zu nehmen, die ſie den Schatten der Ihrigen geſchworen hatte. Ein Aufenthalt auf dem Lande konnte eine ſolche Gelegenheit ſchneller herbeyführen; und um ihn in vollkommner Sicherheit zu erhalten, konnte die Anweſenheit einer dritten Perſon, die zwiſchen ihnen ſtand, überaus nützlich ſeyn. Aber auch der Marquis verband mit ſeinem Vorſchlage, der nur die Eingebung des Wohlwollens und einer unter Landsleuten natürlichen Gefälligkeit ſcheinen wollte, eine tiefere Abſicht, die ſich ihm in dem Augenblick darbot, als die ſchöne und liebenswürdige Fremde ſeinen Rath in Anſpruch nahm. Die Eroberung einer ſolchen Frau hätte ihn zu jeder andern Zeit gereizt; wie viel mehr jetzt, bey dieſer Langenweile, gegen die der Umgang mit einer ſchlichten, gut

müthigen deutſchen Frau nur ein ſchwa- ches Gegenmittel war. Dieſe Eroberung nun in dem Hauſe und unter den Augen der Frau zu machen, die ſich ſchmeichelte, in ſeinem Herzen zu herrſchen, ſchien ihm pikant; endlich ſchien auch Adelaidens Weſen, und das, was ihm Stolz dünk- te, ſeine Eitelkeit herauszufordern. So vielen Aufforderungen, ſich mit ihr zu be- ſchäftigen, und was Eins war, ſie zu Grunde zu richten, konnte er nicht wider- ſtehen.

Frau von Bony, arglos, wohlwol- lend und hülfreich, bot dem Wunſche ih- res Freundes gern die Hand. Noch an demſelben Tage war Adelaide bey ihr ein- geführt, und in einem Flügel des Schloſ- ſes, der für die Aufnahme fremder Gäſte beſtimmt war, auf das Bequemſte einge- richtet. Ihre Leute ſchickte ſie nach dem Städtchen zurück, unter dem Vorwande,

ihre gütige Wirthin nicht unnützerweiſe zu beläſtigen. Ihren Abſichten ſagten ſo nahe Umgebungen auf keine Weiſe zu.

Wir haben ſchon oben geſagt, daß Frau von Bony noch in ihren beſten Jahren ſtand. Ohne vorzüglich ſchön zu ſeyn, machte ihre Geſtalt den erfreulichſten Eindruck, indem ſie über die Anmuth und Milde ihres Characters keinen Augenblick in Zweifel ließ. Es war in ihr, wie in ihrem ganzen Weſen, der gefälligſte Zuſammenklang und eine gleichförmige Haltung und Mäßigung, die vielleicht aus einer gewiſſen Mittelmäßigkeit der einzelnen Elemente ihrer Natur entſprang, aber eine wohlthätige, beruhigende Wirkung hervorbrachte. Vielleicht war es eben ſo wenig möglich, ſich einer heftigen Leidenſchaft für ſie hinzugeben, als ſie ohne eine achtungsvolle Zuneigung zu kennen, ja ihr mit Zärtlichkeit anzuhängen; und

wenn man ſchon ſich von ihrem Thun und Reden nur wenig erinnern konnte, ſo war es doch nicht wohl möglich ihr anmuthiges und heiteres Bild zu vergeſſen, wenn man ſie in kleinern Zirkeln oder in ihren häuslichen Verhältniſſen geſehen hatte. Für den Marquis war ſie allzu ſchlicht, und keineswegs ſtrahlend genug; mehr eine Zuflucht als ein Umgang; ein Wechſel der Langenweile mehr als eine Unterhaltung. Das gutmüthige Mitleiden, das ſie mit dem Unglück der Ausgewanderten fühlte, hatten zuerſt eine Verbindung veranlaßt; die Annehmlichkeiten ſeines Umgangs, und der Anſchein von Tugenden, den er ſich zu geben wußte, hatte ſie angezogen, und die Sicherheit ſeines Weſens allmählig unterjocht. Sein ganzes Benehmen mußte ſie glauben machen, daß er ſie liebt, und daß ſie es auf ſein Zartgefühl und die Lage, in der er ſich befand,

ſchreiben müßte, wenn er ſich nicht erklärte. Sie aber achtete ihn darum nur deſto höher, und glaubte ihn zu lieben, weil ſie ſich von ihm beherrſchen ließ.

Wenige Stunden reichten hin, Adelaiden mit ihrer liebenswürdigen und wohlwollenden Wirthin zu befreunden, und die Natur des Verhältniſſes zu erkennen, in welchem ſie mit dem Marquis ſtand. Sie ſah in Julien ein neues Opfer ſeiner tiefen Nichtswürdigkeit, das ſie ihm zu entreißen beſtimmt ſey; aber der Irrthum, in welchem jene ſich wiegte, peinigte ſie. Ihr Vorſatz ſtand feſt; der zur Ausführung geweihte Dolch ruhte an ihrer Bruſt; aber ſo einfach, wie ihr Plan zuerſt entworfen war, ſchien er jetzt nicht auszuführen. Sie hatte den Muth zu der That, aber nicht den, ungerechtfertigt vor den Augen einer Frau zu ſtehen, die ihr Achtung und Liebe abnöthigte.

Wie ſollte ſie ihr über den Marquis die Augen öffnen, ohne ſich ſelbſt zu verrathen? Und wie konnte ſie Hand an ihn legen, ohne zugleich ein Herz, das der zarteſten Schonung ſo würdig war, auf das grauſamſte zu zerfleiſchen?

Dieſe Betrachtungen ſtürzten ſie in die peinlichſte Unruhe. Sie ſchien wirklich krank, und die Aufmerkſamkeit, mit welcher Julie für ſie ſorgte, vermehrte ihre Bangigkeit noch, indem ſie ſich immer mehr zu dieſem gutmüthigen, liebenden Weſen hingezogen fühlte. Ihrer Unſchuld gegenüber und der Unbefangenheit, mit der ſie oft im vertraulichen Geſpräch ihr argloſes Herz enthüllte, ward ihr die falſche Rolle, welche ſie ſpielte, faſt unerträglich. Das quälende Geheimniß ſtand trennend zwiſchen Julien und ihr; und das angenommene Verhältniß machte eine Menge von Erdichtungen und Unwahr-

heiten nothwendig, die ihr in der Nähe dieſer wahrhaften und reinen Seele immer peinlicher wurden. Alle dieſe Qualen aber warf ſie auf den Marquis, der ſie durch ſeine Schuld in dieſes verwirrende Labyrinth geſtürzt habe; und ſo wie ſich die Schwierigkeiten einer Rettung daraus vermehrten, wuchs ihre Begierde, durch die Vollbringung der That endlich ihr ſchwer belaſtetes Herz zu erleichtern. Die Plane des Marquis rückten dabey nicht vor. Adelaide fand in ihrem Uebelbefinden einen Vorwand, ihn ſo lange entfernt zu halten, bis ſeine Stunde geſchlagen hätte, und da Julie ſie ſelten verließ, konnte er ſie niemals allein ſehen. Dieſe Schwierigkeiten ſpornten ihn an. Sie erſchien ihm täglich ſchöner und geiſtreicher, und wenn er bisweilen in ihrer Nähe ein gewiſſes Misbehagen fühlte, wie in der Nähe eines Feindes, ſo glaubte er

die Urſach davon in der Störung ſeiner Abſichten ſuchen zu müſſen, und erwartete Zufriedenheit und Ruhe von dem Augenblicke, wo er ſeine Leidenſchaft erklärt, und ſich dadurch den Weg zum Siege geöfnet hätte.

So waren ſchon mehrere Tage in mannichfaltiger Pein vergangen, als ein Beſuch aus der Nachbarſchaft Juliens Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, und dem Marquis die Hofnung gab, ſeinem Ziele einen Schritt näher zu kommen. Ein Spatziergang nach dem nahen Wäldchen ward vorgeſchlagen und angenommen. Die Geſellſchaft hatte ſich in mehrere Gruppen geſondert; Julie war mit ihren Deutſch redenden Gäſten zurückgeblieben, und der Marquis ergriff dieſe Gelegenheit, da er ſich endlich einmal mit Adelaiden allein ſah, nach einer wehmüthigen Klage über den Unſtern, der ihn in dieſen Ta-

gen verfolgt habe, ihr die Leidenſchaft zu geſtehen, die ihn von dem erſten Augenblick an, wo er ſie geſehen, ergriffen, und mit einer ſolchen Gewalt beherrſche, daß, wenn ſie ſeine Wünſche nicht erhöre und ſeine Liebe erwiedere, ihm das Leben unerträglich ſeyn würde. — Adelaide fühlte ſich durch dieſe Erklärung, ſo unerwartet ſie ihr kam, weniger überraſcht als empört. Die ganze Ruchloſigkeit des Mannes trat vor ihre Seele. So, dachte ſie, wird er mit Sophien geſprochen, mit ſolchen Worten wird er ihr argloſes Herz beſchlichen, mit ſolchen Netzen ihre Unſchuld umſtrickt haben. So klang ihr ſeine Rede wie ein Todesurtheil, das er ſich ſelbſt ſpräche; ihre Rechte fuhr nach dem Dolch an ihrer Bruſt; aber in dem Augenblick, wo ſie den Stahl berührte, hatte der Sturm, der in ihrem Innern tobte, ihre Kraft beſiegt. Sie erblaßte,

wankte, und wäre ihrem Begleiter in die Arme geſunken, wäre nicht der Abſcheu vor ihm ihr zu Hülfe gekommen. Ein Schrey des Entſetzens, welcher ihr unwillkührlich entfuhr, zog die übrige Geſellſchaft herbey; man fand ſie erblaßt, wie aus einer Ohnmacht erwacht, ihre Miene verſtört, den Marquis beſtürzt; niemand wußte den Vorfall auszudeuten. Adelaide ermannte ſich zuerſt, indem ſie vorgab, eine plötzliche Anwandlung von Schwäche gefühlt zu haben; aus Furcht zu fallen habe ſie das kindiſche Geſchrey ausgeſtoßen. Die Andern glaubten dieß, indem ſie ſich nur über die ſonderbaren Aeuſſerungen der franzöſiſchen Lebhaftigkeit wunderten; den Marquis aber ſetzte Adelaidens Benehmen in eine Unruhe, die er ſelbſt nicht zu erklären, aber auch nicht zu beherrſchen wußte. Er konnte ſich nicht verbergen, daß in

ihrem Betragen gegen ihn ein auffallen-der Widerſpruch war, ein Suchen und Fliehen; ein berechnetes Entgegenkom-men und ein unwillkührliches Zurück-weichen; Erſcheinungen, die er gern als den Kampf einer ſich entwickelnden Leidenſchaft deutete, aber doch nicht im-mer, und am wenigſten nach dieſer letz-ten Scene auf eine günſtige Weiſe ausle-gen konnte. Er mußte hierüber Klarheit haben. Es ſchien ihm lächerlich, wie ein Neuling einer beunruhigenden Leidenſchaft Preiß gegeben zu ſeyn, und da, wo er ſie-gen wollte, zum Spielwerk zu werden. Dieſen Betrachtungen zu Folge faßte er ſeinen Entſchluß. Er ſchrieb ihr noch an demſelben Abend, ſchilderte ihr die Unru-he einer über alles mächtigen Liebe, und beſchwor ſie, ihm den nächſten Morgen ei-ne Stunde zu ſchenken, wo er allein und ungeſtört ihr ſein Herz ausſchütten könnte.

Als Adelaide dieſen Brief erhielt, glaubte ſie das unvermeidliche Schickſal zu erkennen, das den Feind ihres Hauſes durch ſeine eigene Veranſtaltung in ihre Hände und der Strafe dahin gebe; und ſie glaubte dem höhern Willen ohne weiteres Bedenken und Zagen folgen zu müſſen. Mit wenigen Worten erwiederte ſie ſeinen Brief, und ohne ſich auf den übrigen Inhalt einzulaſſen, beſchied ſie ihn während der Stunde, welche Julie ihren Geſchäften zu widmen pflegte, nach dem Wäldchen hin, wo er eben erſt durch ihre unverzeihliche Zaghaftigkeit, wie ſie meinte, gerettet worden war. Der Marquis war mit dieſer Antwort zufrieden. Es ſchien ihm eine günſtige Vorbedeutung, daß ſie eben den Ort zur Zuſammenkunft wählte, wo er ihr ſeine Liebe zuerſt geſtanden hatte. Triumphirend hielt er das Glück verkündende Blatt in die Höhe, und

rief aus: Sie iſt mein! O ſie iſt mein! Kein Gott ſoll ſie mir entreißen, wenn es einmal zu Unterhandlungen kömmt. —

Mit dieſen Gedanken, voll von freudigen Erwartungen begab ſich der Marquis zur Ruhe. Adelaide erſchien ihm im Traum. Aber es war auch nicht Adelaide, was ihm erſchien, ſondern Etwas, das an ſie erinnerte, und das er, wie in weiter Ferne nicht recht zu erkennen im Stande war. Mit unruhiger Neugierde ſah er immer und immer nach dem zarten luftigen Bilde hin, und erkannte endlich das Bild der unglücklichen Sophie, die ihm zu winken und zu drohen ſchien. In dem Augenblick aber, wo er ſie erkannte, ward er durch eine heftige Bewegung des Schreckens aufgeweckt, und ohne dem flüchtigen Traumbilde weiter nachzuſinnen, richtete er ſeine Gedanken auf Adelai-

den und die Zuſammenkunft, die ihn erwartete.

Adelaiden war die Erquickung des Schlafes nicht gegönnt. Sie ging lange in ihrem Zimmer auf und ab; ſetzte ſich, ſprang wieder auf, trat an das Fenſter, weinte und ſprach mit ſich ſelbſt. Ihr Kopf war erhitzt, ihr Herz klopfte hörbar. Bisweilen war es ihr, als gehe ſie mit einem Unrecht um; aber ſie ſtieß dieſen Gedanken als eine Eingebung der Verzagtheit von ſich, und warf ihre Blicke auf ſeinen Brief. Hier glaubte ſie das Todesurtheil zu leſen, das er ſich ſelbſt geſchrieben; der Wille des Schickſals ſchien ihr klar. Und damit ſie nicht wankte und mit ſtrafbarer Schwachheit ſich ſelbſt verließe, rief ſie die Toden aus ihren Gräbern auf, und vernahm ihr Wehklagen über ihr früh zerſtörtes, in Verzweiflung und namenloſen Jammer erloſchenes Le-

ben. Sie ſah ihre Schweſter im Leichenkleide; ihrer Mutter von Gram verzehrte Geſtalt; ihres Bruders blutigen Leichnam; die zornflammenden Augen ihres Vaters, mit denen er den Mörder der Seinigen noch ſterbend zu ſuchen ſchien. Mehr als einmal ſank ſie auf ihre Knie nieder; ſie verſuchte zu beten, aber ſie konnte nicht; die That, auf welche ſie ſann, ſtand zwiſchen Gott und ihr. Indem ſie ſo kämpfte, dämmerte der Morgen; die erſten Strahlen der Sonne ſtahlen ſich durch die Vorhänge und beleuchteten den Dolch, der entblößt auf dem Tiſche lag. Sie ſtand ab, ergriff den funkelnden Stahl, und ſeine Kühle that ihren glühenden Händen wohl. „Du ſollſt mir Ruhe geben,“ ſagte ſie. Dann ergriff ſie die Feder, um an Julien zu ſchreiben. Mit wenigen aber glühenden Worten nahm ſie Abſchied von ihr, und

ohne ihren Vorſatz beſtimmt auszuſprechen, beſchwor ſie die Freundin, eine lang erwogene That nicht nach dem Anſcheine zu verurtheilen, und die Schmerzen, die ſie einem ihr ſo theuern Herzen verurſache, auf die Rechnung des feindſeligen Geſchicks, das ſie raſtlos verfolge, zu ſchreiben. Den Brief des Marquis legte ſie bey. Hierauf ſchrieb ſie auch ihrem Bedienten den Befehl, ſogleich nach Empfang dieſer Zeilen in aller Stille zu packen, Pferde zu beſtellen, und den Wagen an dem Ausgange einer Allee halten zu laſſen, die das Wäldchen, wohin der Marquis beſtellt war, mit der Landſtraße verband.

Nachdem ſie dieſes Billet nach der Stadt geſchickt, den Brief an Julien aber überſchrieben und zu ſich geſteckt hatte, um ihn nach ihrer Flucht an ſie zu ſenden, fühlte ſie ſich etwas beruhigter. Die verhängnißvolle Stunde nahte, und Adelai-

de ſah durch das Fenſter den Marquis auf dem Wege nach dem Orte der Zuſammen=kunft. Er ſchien vor ſich hin zu ſinnen; bisweilen warf er den Kopf übermüthig zurück; ſein Gang war ungleich, bald haſtig, bald zögernd. Ihr ſchauderte; aber ohne weitern Gedanken Raum zu ge=ben, ergriff ſie haſtig den Dolch, und eil=te, in ihren Shawl gewickelt, die Stie=gen hinab, um unbemerkt auf einem klei=nen Umwege durch den Park des Schloſſes nach dem Wäldchen zu gehen.

Nicht weit von dem Eintritte in den Park trat ſie ein freundlicher, gelblockiger Knabe an, und bat mit entblößtem Haupt und rührender Stimme um Allmoſen für eine todkranke Mutter. Adelaide griff in ihren Beutel und warf dem Knaben, oh=ne ſich aufzuhalten, etwas zu; mit dem Gelde aber entfiel der Eilenden unver=

merkt der Brief an Julien. Dieſen Brief fand der Knabe, indem er das Geld zu⸗ ſammen ſuchte, als Adelaide ſchon in die verſchlungenen Gänge verſchwunden war. Er trug ihn alſo in das Schloß, gab ihn einem Diener, und dieſer brachte ihn ſei⸗ ner Herrin, an die er überſchrieben war. Julie öffnete den Brief und fand in der Unterſchrift einen Nahmen, der ihr zur Hälfte unbekannt war. Den dunkeln In⸗ halt begriff ſie nicht; und erſt nachdem ſie das beygelegte Billet des Marquis über⸗ laufen hatte, glaubte ſie zu verſtehen, daß Adelaide im geheimen Einverſtändniſſe mit dem Marquis ſie unter einem angenom⸗ menen Nahmen getäuſcht, und jetzt die Flucht mit ihm ergriffen habe. Genü⸗ gend war dieſe Vermuthung freylich nicht; aber das Schmerzliche ſelbſt, was ſie für Juliens gekränkte Liebe enthielt, gab ihr bey dem Mangel einer andern Deutung,

für den Augenblick wenigſtens eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit.

Empfindlich gekränkt durch den doppelten Betrug, den ſie ſogar nicht geahndet hatte, ſuchte Julie Aufklärung des häßlichen Geheimniſſes. Der Knabe wurde ausgefragt und Diener auf den Weg geſchickt, den Adelaide genommen hatte. In ihrem Zimmer fand ſich nichts verändert. Auf dem Boden lag die Scheide eines Dolchs. Das Bett war unberührt, und man ſah, daß ſie ſich in der vergangenen Nacht nicht niedergelegt hatte.

Während Frau von Bony mit dieſen Unterſuchungen beſchäftigt war, kam die Nachricht, daß ein Reiſewagen mit Gepäck, der am Ausgange der Allee gehalten, ſich raſch nach der Landſtraße gewendet habe. Gleich darauf ſah man Adelaiden dem Schloſſe zu eilen. Sie ſchien vor etwas zu fliehen; ihr ſchwarzer Shawl

flog weit in die Luft; ihre Locken flatterten zerſtört im Winde; eine tödliche Bläſſe bedeckte ihr Angeſicht, und ſie ſah ſich bisweilen ſcheu nach der Seite um, als ob ſie verfolgt würde. So eilte ſie, ohne auf etwas zu achten, an den Dienern vorüber, die ihr verwundert nachſahen, ſtürzte in Juliens Zimmer, und warf ſich, wie eine die Rettung ſucht, der Erſtaunten an die Bruſt.

Sie mit Theilnahme zu empfangen, vermochte Julie nicht. Der feindſeligſte Argwohn umlagerte ihr Herz. Sie ſah in ihr eine Betrügerin, die des Wohlwollens der Leichtgläubigen ſpottete, eine beglücktere Nebenbuhlerin, oder im beſten Fall eine Wahnſinnige. Ihre Liebenswürdigkeit vergrößerte ihre Schuld, und ſie ſchien um deſto mehr Haß zu verdienen, je leichter ſie Freundſchaft und Liebe gewonnen hatte. Julie riß ſich empört aus

ihren Armen los und hielt ſie mit beyden Händen von ſich entfernt. Adelaide, die dieſen Abſcheu nicht begriff, (denn von dem Schickſal ihres Briefes wußte ſie nichts) aber in dieſem Augenblicke keines Nachſinnens fähig war, warf ſich zu Boden, umfaßte Juliens Kniee, und rief, wie in Verzweiflung: Fliehe mich nicht; verabſcheue mich nicht; mein Herz iſt rein von Schuld.

Dieſen Tönen, die aus der Tiefe des Herzens quollen, widerſtand Julie nicht. Sie ſah verwundert auf ſie herab, und ſagte mit einem trocknen Ernſt: Wen hab' ich vor mir? Die Frau von Bellegarde oder Adelaiden Le Pelletier? — Adelaide antwortete nicht; aber ſie ſchlang ſich noch feſter um die Knie der Fragenden. — Stehen Sie auf, fuhr Julie fort, wer Sie auch ſeyn mögen; ich darf dieſe Stellung nicht dulden. — Und da Adelaide

nur weinte und ſchluchzte, ſagte ſie noch einmal mit milderm Ton: Stehen Sie auf, Adelaide, und erklären mir die Räthſel, die mich verwirren.

Adelaide verſtand den Umfang ihrer Frage nicht. „Ich bin unglücklich, rief ſie, aber rein von Schuld. Ein ſchreckliches Verhängniß verfolgt mich. Der Himmel verläßt mich, weil ich mich ſelbſt verlaſſe.“

Frau von Bony, durch dieſe Worte noch mehr verwirrt, hob ſie auf, und ſagte mit zweifelndem Tone: Sie wollten von hier fliehen — ein Reiſewagen erwartet Sie. Hat Ihr Begleiter Sie vergeſſen? Suchen Sie ihn bey mir? Er iſt nicht hier. — Mein Begleiter? fragte Adelaide mit Beſtürzung. Ich verſtehe Sie nicht. — Der Marquis, ohne Zweifel, erwiederte Julie, und ſah ſie mit einem forſchenden Blicke an, der ſie

zu verwirren ſchien. — Der Marquis? ſagte ſie, die Hände ängſtlich ringend. O hätt' ich ihn zur Hölle hinabgeſchickt, aus der er erſtammt! O daß Sie ihn kennten! O daß ich allen Abſcheu, den ich gegen ihn fühle, in Ein Wort zuſammendrängen könnte, um mit dieſem Worte ſein Andenken auf ewig in Ihrem ſchönen Herzen auszutilgen.

Indem ſie dieſes ſagte, erhob ſie die krampfhaft gefalteten Hände, ſah zum Himmel, dann auf Julien. Ihr Blick war unſicher, wie ihre Bewegungen. Alles kündigte den Kampf ihres Innern an.

Julie hatte ſich indeß geſetzt, und zog Adelaidens Brief aus dem Buſen hervor. Dieſer Brief, ſagte ſie, indem ſie ihn auf den Schoos legte, dieſer räthſelhafte Brief ließ mich andre Geſinnun-

gen vermuthen. Oder wäre er nicht von Ihnen und nicht an mich?

Er iſt von mir, antwortete Adelaide haſtig, und an Sie, wie er auch in Ihre Hände gekommen ſeyn mag. — Dann faßte ſie Juliens Hände, drückte ſie ſich gegen die Augen, und ſagte, indem ſie ihr wieder zu Füſſen ſank: Gönnen Sie mir einen Augenblick Gehör. Es gilt nicht meine Rechtfertigung allein; es gilt auch Sie ſelbſt und die Ruhe Ihres Herzens.

Frau von Bony ſah ſie zweifelnd und ungewiß an; aber auf ihrer freyen Stirn war kein Betrug. Ihr Blick war flehend; ihre Stimme weich und zum Herzen dringend, die Hände der Freundin ließ ſie nicht los. Es wird mir ſchwer, ſagte Julie, Böſes von Ihnen zu denken. Schütten Sie Ihr Herz gegen mich aus. Es wird uns beyde beruhigen.

Adelaide ſtand auf, nachdem ſie Juliens Hånde dankbar gekůßt hatte, und nach einigen Augenblicken, deren ſie bedurfte, um ſich zu faſſen, fing ſie ihre Erzåhlung an. Sie ſchilderte mit kråftigen Farben das Glůck, das in ihrem våterlichen Hauſe bis zu dem Augenblicke geherrſcht habe, wo es der Marquis wie ein feindſeliger Dåmon betrat, um die Freyſtatt der Unſchuld und Tugend durch ſeine Laſter zu verunheiligen, und das, was ſo geordnet und ruhig war, zu verwirren. Ueber ſeine Rånke ging ſie ſchnell hinweg, indem ſie der Freundin die Mittheilung der Briefe verſprach, durch die er Sophien verderblich umſponnen hatte; und durchlief die Geſchichte der ſchmerzlichſten Unfålle, die auf ſeine That gefolgt und der Verbrechen, durch die ſie noch ůberboten worden. Sie erzåhlte nun, wie ſie allein geſtanden mit ihrem Jam=

mer über ihr verwaiſtes Haus, mitten unter den Schrecknissen der innern Verwirrung ihres Vaterlandes, umgeben von den Geiſtern ihrer theuerſten Verwanden, von der peinlichſten Unruhe gefoltert, und zur Rache fortgetrieben gegen den Mann, der ihres Hauſes, wie ihres Vaterlandes Feind ſey; wie ſie dann beſchloſſen, die heilige Pflicht ſelbſt zu erfüllen;; wie ſie ihm raſtlos nachgezogen, ihn hier in Juliens Nähe gefunden, und die Vollbringung ihres Vorſatzes um der Freundin willen aufgeſchoben habe. So kam ſie in ihrer Erzählung bis auf den Augenblick, wo ihr der Verhaßte mit dem Antrage ſeiner Liebe noch verabſcheuungswürdiger geworden, und ſie, wie durch ein göttliches Verhältniß getrieben, faſt aufgefordert habe, ihrem Zaudern ein Ende zu machen, und die unvermeidliche That ohne weitern Aufſchub zu vollbringen. —

Julie, die ſich bis hierher zu beherr=ſchen geſucht hatte, hielt ſich nicht länger und rief, beyde Hände erhebend, und zu=rückſchaudernd „Und Sie vollbrachten die=ſe entſetzliche That?“ —

Ich vollbrachte ſie leider nicht, ant=wortete Adelaide, aber es war nicht mei=ne Schuld. Seine Stunde hatte noch nicht geſchlagen. Als ich mich dem Wäld=chen näherte, wo er von mir Gehör er=wartete, und wo ich ihm, ehe er den be=ſchiedenen Weg beträte, die Nahmen de=rer, welche er gemordet, ins Herz rufen wollte, ſah ich zu meiner größten Beſtür=zung meinen Vorſatz vereitelt. Ein reges Leben herrſchte unter allen Bäumen; Männer und Frauen, von ihren Kindern umwimmelt, ſaßen feſtlich gekleidet im Schatten, um ausgebreitete Tücher her, die mit Früchten bedeckt waren, und eben von der Linde her, die zur Zuſammen=

kunft beſtimmt worden, erhob ſich eine leiſe Muſik, die immer ſtärker und ſtärker anſchwoll und mehrere der zerſtreuten Geſellſchaften zu ſich heran zog. Da ich mich ſo getäuſcht ſah, eilte ich nach der Stelle, wo ich meinen Wagen zu halten befohlen hatte, um ihn zurückzuſchicken, ehe ihn jemand gewahr würde, und eilte, nachdem dieſes geſchehen war, von widerſtreitenden Gefühlen zerriſſen, durch den Park zurück. Indem ich aber die Wieſe durchſchnitt, glaubte ich den Marquis in Gedanken vertieft von der Brücke her kommen zu ſehen; es kam mir ſo gar vor, als ob er mich bemerkte, und ſeine Schritte beſchleunigte. Dieſe Bemerkung oder dieſer Wahn ſetzte mich in einen ſo unbeſchreiblichen Schrecken, daß ich meiner nicht mehr mächtig war. Ich floh, als ob mich das Verbrechen in ſeiner Geſtalt verfolgte, und kam ſo, wie eine Wahn-

ſinnige, zu Ihnen zurück, wo ich, durch einen neuen Zufall, mein Geheimniß durch mich ſelbſt verrathen finde. Es kömmt auf Sie an, ob dieſer Zufall für mich erwünſcht, oder ob er unglücklich ſeyn ſoll. Sie kennen mich jetzt; Sie kennen auch den Mann, deſſen Beſtrafung das Schickſal in meine Hände gelegt hat. Wenn Sie ihn jetzt ſo verabſcheuen, wie er verdient, wenn er, wie ich überzeugt bin, keinen Vorſprecher an Ihrem Herzen findet, ſo kann das Vertrauen, das ich Ihnen bewieſen, mir nicht ſchaden, und Sie werden mich nicht abhalten, ein Vorhaben auszuführen, das ich den zürnenden Schatten meiner Freunde tauſendmal auf das heiligſte gelobt, und vielleicht nur aus ſtrafbarer Zaghaftigkeit ſo lange verſchoben habe.

Nachdem ſie ſo geſprochen hatte, hielt ſie inne, und erwartete mit klopfendem

Herzen die Antwort der Freundin. Ob-gleich auf das heftigſte erſchüttert und em-pört in ihrem Innerſten, konnte Julie doch über das, was ihr zu kam, keines-wegs in Zweifel ſeyn. Sobald ſie daher ihre Stimme wieder fand, rief ſie aus, indem ihr die Thränen unbewußt von den Wangen rollten: Nie, nie! — Ich ver-abſcheue den Marquis — Er hat auch mich getäuſcht — er verdient kein Mitlei-den, keine Schonung — Aber nie, nie werde ich geſchehen laſſen, daß ſich Deine Hände mit ſeinem Blute beflecken, und daß Verbrechen durch Verbrechen geſühnt werde.

Adelaide faßte beyde Hände der Freun-din zwiſchen die ihrigen, und ſie empor-hebend ſagte ſie: Und ſoll das erwieſene, ſchaamloſe Verbrechen immer fort mit frecher Stirn auf der Erde wandeln, ſich immer weiter wälzen, die Unſchuld ver-

giften und die reinſte Güte auf das ſchändlichſte misbrauchen?

Juliens Thränen floſſen heftiger, und ſie wiederholte immer: Nie, nie!

Ich weiß wohl, fuhr Adelaide noch dringender fort, daß die Menge zur Beſtrafung einer Unthat mancherley Zurüſtungen fordert, Geſetze, Richter, Verhöre, ausdrückliches Eingeſtändniß, ein förmliches Urtheil, ein Blutgerüſt endlich, und ich weiß nicht welche feyerlichen Anſtalten; auch mag das gut und löblich ſeyn bey Verbrechen, die das Geſetz klar beſtimmt und verurtheilt. Aber wie viele gräßliche Unthaten gibt es nicht, die kein Geſetzbuch erwähnt! wie viele, die bey der größten Gewißheit dennoch unerweislich ſind! Der ſchlimmſte Verbrecher iſt nicht der, welcher einem Geſetze Trotz bietet, ſondern der, welcher es heimlich um-

ſchleicht, und, wenn er der Hand des Gerichts nicht anheim fällt, das Vorrecht der Unſchuld begehrt? Soll ihm dieſes zugeſtanden ſeyn? Soll die feige, umſichtige, heimtückiſche Liſt beſſer fahren als die kühne Geſetzloſigkeit, die doch wenigſtens männlich iſt, oft Bewunderung verdient, und den Widerſtand auffordert? — Nimmermehr. Gegen den dreiſten Verbrecher ſchützt das Geſetz; den ſchleichenden Frevel kann nur Selbſtwehr hemmen; und es iſt eine heilige Pflicht, da zu retten, wo kein Geſetz ſchützt, und da zu rächen, wohin die Hand der Gerechtigkeit nicht reicht. Trift nur mein Stahl ein ſchuldvolles Herz, ſo ſteh ich, als ein Werkzeug der göttlichen Rache, freygeſprochen von meinem Gewiſſen mit blutiger Hand zwar, aber mit reinem und makelloſem Herzen, vor Gott, und jedes edle Herz ſpricht mich frey, wenn mich

auch vielleicht der Buchſtabe des Geſetzes verurtheilt.

Adelaide ſprach dieſe Worte mit einer Begeiſterung, die aus tiefer, langgenähr⸗ter Ueberzeugung entſprang, und auch wohl Ueberzeugung zu geben fähig war. Der Ton ihrer Stimme war feſt; ihr Blick feurig und ernſt, faſt furchtbar; es war etwas Hohes in ihrem ganzen Weſen wie einer Perſon, die von falſchen Anklä⸗gern verläumdet, ſich mit ſiegreichem Be⸗wußtſeyn vor dem Richterſtuhle der Ge⸗rechtigkeit vertheidigt.

Sinnend hatte Julie den Kopf auf die Hand geſtützt, und ſich ſanft nach der Freundin neigend, ſagte ſie mit erſtickter Stimme: Ich bin zu heftig bewegt; ich kann nichts faſſen, nichts beſchließen. Aber durch all dieſe Verwirrung ruft mir etwas aus meinem Innern zu, das die ei⸗

genmächtige That verdammt. Die Rache iſt mein, ſagt Gott. Wie ſoll der Menſch ſich anmaßen, was Gottes iſt?

In dieſem Augenblick wurde der Marquis gemeldet, und beyde Frauen erſchraken, als wären ſie auf einem Verbrechen ergriffen worden. Er erhielt zur Antwort, man könne ihn jetzt nicht annehmen; auch würden die Damen allein ſpeiſen; er möchte ſie entſchuldigen.

Stumm ſaßen die Freundinnen einander gegenüber, als der Bediente das Zimmer verlaſſen hatte. Beyde ſchienen auf Mittel zu ſinnen, ſich der Bürde zu zu entledigen, die auf ihren Herzen laſtete. Julie brach das Schweigen zuerſt. Warum wollen wir uns durch die Nähe dieſes Menſchen ängſtigen laſſen? ſagte ſie. Warum ſoll er länger die Luft verunreinigen, die uns umgibt? Ihn wieder zu ſehen, ſcheint mir unmöglich. Ich kann

weder eine falſche Rolle gegen ihn ſpielen, noch ihm ſagen, was ich denke, und was er verdient. Das Beſte iſt, ihm auf der Stelle den Abſchied zu geben. — Nach den Geſinnungen, die Sie hegen, antwortete Adelaide, bleibt Ihnen in Ihrer Lage kaum etwas Anderes übrig. Auch für mich iſt es ſo beſſer, da es nun doch nicht mehr möglich wäre, hier, unter Ihren Augen, ein Vorhaben auszuführen, zu deſſen Mitwiſſerin ich Sie gemacht habe, und deſſen Theilnehmerin Sie jetzt ſcheinen würden.

Julie ließ das jetzt gut ſeyn, und ſchrieb dem Marquis „eingetretene Verhältniſſe erlaubten ihr nicht ihn wieder zu ſehen. Er möchte nicht nach der Urſache dieſer Aeuſſerung forſchen, ſondern, wenn er ihren Rath einiger Aufmerkſamkeit werth hielte, dieſe Gegend ſo ſchnell als möglich verlaſſen.“ In dieſen Zeilen ſah

der Marquis nur die Sprache der Eiferſucht einer Frau, die ſich ſeiner Liebe geſchmeichelt hatte, und ſich jetzt von einer andern verdrängt glaubte. Dieſe Erſcheinung befremdete ihn alſo nicht ſehr, und er traute ſich Geſchicklichkeit genug zu, um eine Empfindlichkeit zu beſiegen, die ja eben nur aus gekränkter Liebe entſprungen wäre. Weit mehr beunruhigte ihn Adelaidens Betragen; ihre Flucht, ihr Zuſammenſeyn mit Julien; die geſtrige Sonne; es war ihm ſchwer, hier die Lage ſeiner Sache zu erkennen, und Zeichen der Zuneigung daraus zu erkünſteln, unmöglich. Er ſchrieb ſogleich zurück „er ſey in Verzweiflung über den Inhalt eines Billets, das er, Trotz ſeiner Unterſchrift und der Züge, die ihm bisjetzt nur Freundſchaft und Zärtlichkeit verkündigt hätten, kaum für das Werk des ſanfteſten Herzens halten könne. Es ſey unerhört, auf ei-

ne ſolche Weiſe verbannt zu werden. Er beſchwöre ſie bey aller der Freundſchaft, die ſie ihm bis jetzt bewieſen, und der er ſich nie unwerth gemacht habe, nicht die Erfüllung eines Befehls zu verlangen, den er nicht zu deuten wiſſe, und den, ohne Kenntniß ſeiner wirklichen oder vermeintlichen Verſchuldung, zu erfüllen, ihm die Geſetze der Ehre verböten.“ Frau von Bony antwortete auf der Stelle: „Fliehen Sie, ich habe Ihnen weiter nichts zu ſagen. Fliehen Sie ohne Verzug, oder es werden Nahmen in Ihren Ohren ſchallen, bey denen ſie erſtarren werden, wenn Ihr Gedächtniß nicht eben ſo falſch iſt, als Ihr Herz.“ Zugleich befahl ſie, dem Marquis unter keinem Vorwand den Eintritt in das Schloß zu geſtatten.

Die beyden Freundinnen glaubten jetzt ruhiger ſeyn zu können, als ſie den Marquis entfernt wußten; aber weiter

den Gegenſtand ihrer Sorgen zu verfolgen wurden ſie durch Beſuche gehindert, die von mehrern Seiten herbeygefahren kamen, um an dem Kinderfeſte Theil zu nehmen, das, einem alten Gebrauche zu Folge, an dieſem Tage in dem Birkenwäldchen gefeyert wurde. Während dieſe Fremden, lauter nahbefreundete Nachbarn, die, wie unbequem ſie auch gerade kamen, doch nicht weggewieſen oder vernachläßigt werden konnten, Juliens Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, zog ſich Adelaide, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, dem ihre Bläſſe zu ſtatten kam, auf ihr Zimmer zurück. Indem ſie hier die Lage ihrer Sache von neuem überlegte, glaubte ſie immer mehr, nicht die Umſtände, die ihr in den Weg getreten, ſondern ihre eigene Zaghaftigkeit und eine ſchimpfliche Liebe zum Leben anklagen zu müſſen, welche allein ſie ge-

hindert, einen ſo lang gehegten, nach ſo vie-len Kämpfen feſt beſchloſſenen, durch ſo vie-le Schwierigkeiten und Gefahren verfolg-ten Vorſatz zur Ausführung zu bringen. Sie ſah, daß jetzt die Lage der Sache ſelbſt jeden weitern Verzug verbiete, und beſchloß, unverzüglich nach der Stadt zu-rückzukehren, den Marquis unter dem Vorwande einer höchſt dringenden Erklä-rung zu ſich zu beſcheiden, und ihm, was auch immer die Folgen für ſie ſelbſt ſeyn möchten, den Dolch in die Bruſt zu ſto-ßen. Das Leben war ihr jetzt nicht bloß gleichgültig, es war ihr eine unerträgliche Bürde geworden, ſo lange das, was ihr heilige Pflicht ſchien, unerfüllt auf ihrem Herzen lag. Juliens Widerſtand trieb ſie noch mehr zu der That. Sie war jetzt dennoch der Achtung ihrer Freundin gewiß, und es war ihr erwünſcht zu ſter-ben, wenn ſie nur, wie ſie hoffte, mit

freyer Bruſt und mit dem Bewußtſeyn ſtürbe, ihrer Pflicht gegen Eltern, Geſchwiſter und Vaterland Genüge gethan zu haben.

Juliens Entfernung von Hauſe, indem ſie mit ihren Gäſten in dem Wäldchen verweilte, ſchien der Ausführung ihres Vorhabens zu Hülfe zu kommen. Der Tag fing an ſich zu neigen; es war keine Zeit zu verliehren; der Marquis konnte Juliens Rath befolgen und noch in der Nacht abreiſen. Sie ließ alſo den Wagen, der wegen des beſtändigen Verkehrs mit der Stadt immer bereit ſtand, anſpannen, ſteckte den Dolch in die Bruſt, ſetzte ſich ein, und fuhr, von einem Bedienten begleitet, raſch dem Städtchen zu.

Auf dem nemlichen Wege kehrten jetzt die zahlreichen Geſellſchaften nach Hauſe, die aus der ganzen Umgegend zu dem jährlichen Kinderfeſte in dem Birkenwald zu-

ſammen gekommen waren, die meiſten zu Fuß in fröhlichen lauten Geſprächen begriffen, andre zu Pferd, auch mancherley Fuhrwerk. Auf einmal entſteht ein Geſchrey; die Pferde an einem der Wagen ſind flüchtig geworden; das Hülferufen der darinn ſitzenden ſcheucht die Roſſe noch mehr; die Fußgänger ſtieben nach allen Seiten auseinander. Auch Adelaidens Pferde werden unruhig in dem allgemeinen Getümmel, und als der flüchtige Wagen raſch an ihnen vorbeyſtreicht, ſpringen ſie erſchreckt zur Seite nach dem Graben hin, reiſſen den Wagen vom Steindamm herab, und bleiben, als er danieder liegt, zitternd am Rande des Weges ſtehen. Auf der Erde liegend hielt der Kutſcher die Zügel feſt in der Hand; der Diener war von ſeinem Sitz in das Feld geſchleudert worden, aber ohne Beſchädigung.

Die Wanderer, welche dem Orte dieſes Unfalls zunächſt waren, ſprangen herbey, um Hülfe zu leiſten. Die Vorhänge waren zugezogen; mit Mühe wird die Thür des umgeſtürzten Wagens geöffnet; Adelaide liegt auf dem Boden, blaß, ohnmächtig und mit Blut befleckt. Man hob ſie als tod heraus. Der Dolch, den ſie im Buſen trug, hatte ſie beſchädigt. Alle Umſtehenden waren verwundert, beſtürzt; und da niemand begreifen konnte, weshalb ſich eine junge und ſchöne Dame auf dem ſicherſten Wege von der Welt mit einem ſo gefährlichen Werkzeug bewaffnet habe, erſchöpften ſich Alle in Vermuthungen, deren keine zum Ziel traf.

Der Wagen war endlich wieder in die Höh gebracht, aber ſo beſchädigt, daß man es nicht für rathſam hielt, den Weg nach der Stadt fortzuſetzen. Man kehrte alſo nach dem näher gelegenen Schloſſe

um. Ein Wundarzt, der ſich unter den Fußgängern befand, ſetzte ſich in den Wagen, und hielt die Verwundete im Arm, die noch kein Zeichen des Lebens gab, um ihr bey der Rückkunft nach Hauſe die mögliche Hülfe zu leiſten. Schritt vor Schritt kehrte man zurück. Der Diener ging neben her; auch der Kutſcher war abgeſtiegen und führte die Pferde. Langſam, wie ein Leichenzug, bewegte ſich der Wagen in den Schloßhof hinein. Julie ſah ihn durch das Fenſter. Eben nach Hauſe gekommen, hatte ſie mit Schrecken Adelaidens Wegfahren gehört, und dieſe Art der Rückkehr ſchien irgend ein großes Unglück anzukündigen. Sie riß das Fenſter auf und rief hinab; aber der Diener vermochte nur durch ſtumme Zeichen zu antworten. Beſtürzt eilt ſie die Stiegen hinunter, und als ſie in die Thür tritt, wird die tode, blutige Freundin aus dem

Wagen gehoben. Zugleich erfuhr ſie die Art des Unglücks, das ſie betroffen hatte.

Frau von Bony war eine der ſchönen Naturen, deren es, zum Glück der Menſchheit, unter den Frauen nicht wenige gibt, die bey aller Weichheit und Zartheit des Gefühls, dennoch im rechten Augenblick Entſchloſſenheit, Muth und Beſonnenheit haben. Alles, was die Umſtände heiſchten, ſtand ihr jetzt ſogleich vor den Augen; ſie ſorgte für Alles, legte überall Hand an und leiſtete Hülfe, wo ſie am zweckmäßigſten war. Die Verwundete, Ohnmächtige ward zu Bett gebracht, und nachdem der erſte Verband gelegt war, erhob ſie die ſchweren Augenlieder, aber ſie ſchien niemanden der Umſtehenden zu ſehen. Nur erſt als ſie die bleiche ſchlaffe Hand ausſtreckte, fand ſie die Hand ihrer Freundin, erkannte ſie, und ſchloß matt athmend die trüben Augen von neuem.

Die Nacht vergieng unter heftigen Beängſtigungen; mehr als einmal kehrten tiefe und lange Ohnmachten zurück. Sprechen konnte ſie nicht. Aber immer wendeten ſich ihre Blicke nach der wachſamen Freundin, und ihre Lippen bewegten ſich leiſe; aber kein Ton ſtieg aus der ſchmerzhaft bewegten Bruſt herauf.

Früh am Morgen kam der Arzt und unterſuchte die Wunde. Seine Mienen ſagten mehr als Worte. Beym Weggehen erklärte er Julien, nur ein Wunder könne hier Heilung wirken.

Bey großen Unfällen iſt es den Menſchen natürlich, nach den Umſtänden zu forſchen, durch die ſie hätten vermieden werden können, und ſich dann über vieles anzuklagen, was ſie vor dem Ereigniſſe durchaus nicht bedenklich gefunden hätten. So warf es ſich Julie jetzt vor, daß ſie

Adelaiden allein gelaſſen, oder daß ſie ihr nicht wenigſtens das mörderiſche Werkzeug abgefordert habe, und ſie vergaß die Umſtände, die ſie wider ihren Willen von der Freundin getrennt, und alle weitere Verhandlungen verhindert hatten.

Nach Verlauf von einigen Tagen hatte die Kranke ſo viel Kraft gewonnen, daß ſie wieder ſprechen konnte, doch nur mit ſchwacher Stimme und kaum vernehmlich. In einem dieſer beſſern Zwiſchenräume ſagte ſie zu Julien: „Gott hat gerichtet; er hat mich zugleich geſtraft und bewahrt.“ Dann wiederum: „Meine Seele hat vor Gott geſtanden in den Augenblicken meiner Todesſchwäche. Ich habe mich gedemüthigt vor der Weisheit ſeines Willens, und ihm mit Inbrunſt gedankt, daß er mich den Vorſatz hat büßen laſſen und nicht die That. Wohl ſagteſt Du

recht: Die Rache iſt mein, ſpricht Gott. Wie ſoll der Menſch ſich anmaaßen, was Gottes iſt.“ Und ein andermal: „Von Leidenſchaft und Stolz getäuſcht wähnte ich die Zeichen des göttlichen Willens in Allem zu ſehen, was meinen Vorſatz begünſtigte; aber ich achtete nicht auf die Winke, die mich warnten, und auf die Zeichen, die mir in den Weg traten. Erſt jetzt verſteh ich ſie, da es zu ſpät iſt. Möge die ewige Güte mir den Irrthum verzeihen, den ich im Wahn einer Pflicht beging!“

Für Julien, welche ihre unglückliche Freundin keinen Augenblick verließ, war in ihrem großen und tiefen Schmerz die fromme Stimmung, in der ſie Adelaiden ſah, ein lindernder Troſt. Sie ſelbſt ſprach ihr immer fromm und freundlich zu, und die Kranke dankte ihr für jedes

beruhigende Wort mit einem leiſen Drucke der Hand, oder einem freundlichen Blick. Auch ſchien ſie immer heiterer zu werden, je näher ſie ihrem Ziele kam. Ihre Schmerzen ertrug ſie mit unbeſchreiblicher Geduld. Oft phantaſirte ſie; in den erſten Tagen der frühern Stimmung gemäß, düſter und ängſtlich; ſpäterhin immer heiterer, milder, verſöhnter. Sie ſchien von den Geiſtern ihrer Geſchwiſter, ihrer Eltern, ihres Geliebten umringt. Sie ſprach mit ihnen, tröſtete ſie, weinte auch wohl wie aus tiefer Reue, und bat ſie um Verzeihung des Irrthums, durch den ſie ihren Willen unrecht gedeutet habe. Ihre Reden waren dann meiſt zuſammenhängend, kräftig in Ausdruck, tief und innig in Gefühl; und oft endigten ſie in Gebeten voll von Reue, Andacht und rührendem Dank.

Mitten in einem dieſer Gebete ſtand ihr Herz ſtill. Julie küßte die erblaßten Lippen, ſah ihr noch einmal mit heißen Thränen in die gebrochenen Augen und drückte ſie zu.

Dann kniete ſie nieder neben ihrem Lager, betete und verehrte in Demuth die Wege der Vorſehung.

Der Marquis hatte kurz nach dem unglücklichen Ereigniſſe Adelaidens die Gegend verlaſſen. Manche verworrene Sage ging umher, in welcher ein wenig Wahrheit mit vieler Lüge vermiſcht war. So erzählte man, ſie habe einem der Ausgewanderten nach dem Leben geſtanden, der ſie verführt und dann treulos verlaſſen habe; und als dieſen Verführer bezeichnete ihn das Gerücht. So wenig er auch von dem innern Zuſammenhange dieſes wunderlichen Geredes begriff,

ſo ſah er doch, daß es ihm in Verbindung mit dem immer ſteigenden Haſſe gegen die Ausgewanderten gefährlich werden könnte, nach der Verbannung von Julien, die er eben ſo wenig begriff, war ihm die Gegend überhaupt zuwider geworden; und nach einigen vergeblichen Verſuchen, Adelaidens räthſelhafte Geſchichte aufzuklären, ſuchte er einen andern Aufenthalt, indem er einen herben, höhnenden Brief an Frau von Bony zurückließ. Auf ſeiner Reiſe kam er, ohne es zu ahnden, in die Nähe der franzöſiſchen Heere; wurde aufgefangen, nach Frankreich gebracht, und in das Schloß von Vincennes eingeſperrt. Der Zufall wollte, daß er eben den Kerker bewohnte, in welchem Sophiens Bruder auf ſeine Veranlaſſung ſo lange eingeſchloſſen geweſen war, und wo der Nahme des

Jünglings mit dem ſeiner Schweſter verſchlungen, hin und wieder an den Wänden eingeſchrieben war. Der Anblick dieſer Nahmen rief ihm die Erinnerung an die alten lang vergeſſenen Verbrechen zurück; andere ſchauderhafte Erinnerungen knüpften ſich daran; und er ſtarb ohne Hoffnung und Troſt, ehe das Urtheil, das ihn als Feind des Vaterlands zum Tode verdammte, an ihm vollzogen werden konnte.

Druckfehler.

S. 6. Z. 7. ſtatt Atom ließ Arom.
S. 96. 5. ſt. übergangen l. übergegangen.
S. 115. 1. ſt. dreuſten l. dreiſten.
S. 152. 11. ſt. Caſtenvorſteher l. Kaſtenvorſteher.
S. 157. 21. ſt. ruher l. ruhiger.
S. 159. 15. ſt. Roth l. Noth.
S. 167. 14. ſt. jemandem l. jemanden.
S. 168. 17. ſt. Carnarienvogel l. Canarienvogel.
S. 195. 19 u. 20. ſt. Franckes l. Franckens.
S. 198. 19. iſt aber auszuſtreichen.
S. 213. 5. ſt. nomini l. uomini.
~~S. 237. 15. ſt. Strafen l. Strahlen.~~
S. 239. 17. ſt. ſtumm oft l. ſtumm, oft.
S. 246. 1. ſt. nicht nicht hin l. nicht hin.
— — 4. ſt. was l. war.
S. 254. 9. ſt. würden l. würde.
S. 274. 18. ſt. und l. um.
S. 294. 6. iſt ſich auszuſtreichen.
S. 315. 4. ſt. tour nure l. tournure.
S. 318. 14. ſt. Haupturſache l. Hauptſache.
S. 320. 14. ſt. Schuldern l. Schultern.
S. 333. 17. ſt. unauflöslich l. unausſtehlich.
S. 335. 19. ſt. Arbeitstiſchen l. Arbeitstiſchchen.
S. 344. 19. ſt. ängſtlichen l. ängſtlichſten.
S. 346. 8. ſt. erfährſt l. erführſt.
S. 375. 12. ſt. da l. das.
S. 402. 9. ſt. immer l. innerer.
S. 409. 12. ſich iſt auszuſtreichen.
S. 418. 12. ſt. ſchüchternd l. ſchüchtern.
S. 444. 14. ſt. weiterer l. weiter.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jacobs, Friedrich, 1764-1847

Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten

Bd.: 2. Des Frauenspiegels 2. Bd. - 1820. - 329 S.

Leipzig 1820

P.o.germ. 668 t-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111773-2